# Parlamentarische Größen.

Von

**R. Walter.**

I. Band.

**Die Conservativen:**

v. Gerlach. Stahl. Walter. v. Radowitz. Dahlmann. Camphausen. Simson. Hansemann. v. Vincke.

Niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein.
**Dahlmann.**

**Zweite durchgesehene Auflage.**

**Berlin, 1851.**
A. Hofmann und Comp.

Revol. o. 539 b

Staats-
Bibliothek
Bamberg

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Verfasser hat keinen Grund gehabt, bei dieser zweiten Auflage irgend eine wesentliche Veränderung vorzunehmen. Abgesehen von einigen Stil-Verbesserungen, hat er nur Dahlmann und Camphausen einer stellenweisen Umarbeitung unterworfen, da ihm hier manche Einzelnheiten nicht scharf und treffend genug erschienen.

Berlin, Oktober 1850.

**R. W.**

Die Restauration des Bundestages steht vor der Thüre; daß in kurzem auch die schleswig-holstein'sche Frage, nach dem Todeskampfe der von der Revolution geschaffenen Armee, wieder der alten Diplomatie allein verfallen wird, ist kaum zweifelhaft. So scheint denn die deutsche Revolution ihren Kreislauf vollenden zu wollen; zurückgedrängt auf ihre Anfangspunkte, stirbt sie an ihrer eignen Unklarheit, die sich nirgends deutlicher zeigte, als in der Nationalitätsbewegung. Auf den Blachfeldern Schleswig's und in der Paulskirche versuchte die Demokratie vergeblich, ihre Gegner mit den hergebrachten staatlichen Mitteln, mit Diplomatie und stehenden Heeren, zu bekämpfen. Die Reaktion hatte auf diesem Terrain die Macht der Routine und der Gewohnheit für sich: sie hatte für sich den Autoritätsglauben der Beherrschten; für sich endlich die Indifferenz des Volkes, das — zumal im Hinblick auf Frankreich — mit richtigem Instinkte fühlte, wie die Zwangsjacke des Staates, falls es dabei einmal sein Bewenden haben solle, sich leichter tragen lasse, wenn sie in den alten Händen verbleibe, als wenn sie in neue übergehe, die durch gesteigerte Gewalt ersetzen müssen, was ihnen an dem blinden Vertrauen der Menge fehlt! In Posen, in Frankfurt und in den Herzogthümern faßte die deutsche Kontrerevolution zuerst wieder Muth, wie die österreichische in den nationalen Kämpfen der Lombardei, Böhmen's und Ungarn's festen Boden gewann. Mit gerechtem Stolze kann sie hinweisen auf die Reihe ihrer militairischen und diplomatischen Siege: Malmoe und Vilagos, Fridericia und Novara, lauter Trophäen, denen die Revolution auch nicht eine einzige zur Seite zu stellen hat — kann sie hinweisen auf ihre historische Berechtigung,

so lange es einmal feststeht, daß die Völker nicht den Beruf haben, in friedlichem Verkehre auf Mehrung des Wohlstandes und der Bildung loszuarbeiten, sondern um imaginairer Größen, um eines eingebildeten „Widerstreites der Interessen" willen, Wohlstand und Bildung gegenseitig zu stören. Diese geschichtliche Berechtigung beruht auf dem einfachen Rechenexempel, das jetzt die französische Republik durchmacht: der Staat kann zwar Wenigen als Werkzeug dienen, um auf Kosten Vieler zu leben, nicht aber Alle auf Kosten Aller erhalten!

Die Revolution ist von dem siegreichen Gegner zu Boden geworfen; soll sie, dem Riesen Antäus gleich, frische Kräfte saugen aus dem Falle, so kann sie es nur durch die Kritik, durch scharfe prinzipielle Kritik ihrer Gegner und ihrer selbst. Zu einer solchen ist bis jetzt kaum mehr als der Anfang gemacht. Immer noch sehen alle Parteien in den Personen, die ihnen entgegentraten, einzelne, in der Luft schwebende Erscheinungen; erkennen nicht, daß es ihre eigne Unklarheit ist, die solche Erscheinungen nothwendig gebären mußte. Der Bauer der Fabel, der das Korpus-Juris verbrannte, weil er einen Prozeß verloren, er lebt immer noch, und wo eine deutsche Zeitungsredaktion beisammen ist, da ist er mitten unter ihr. Der Radowitz, der Vincke — der D'Ester, der Voigt und Gott weiß, wer sonst noch, sollen jetzt die Verantwortung tragen für den Gang einer Revolution, die in all' ihren Bestrebungen Nichts war, als der historische Zersetzungsprozeß der alten Weltordnung!

Dies Büchlein nun versucht eine prinzipielle Kritik der letzten zwei Jahre, vom Standpunkte des Historikers und des Psychologen. Die Prinzipien und Tendenzen, welche sich aus dem Chaos der Märznacht allmälig entwickelt haben, sind daher der Gegenstand der folgenden Blätter. Sie beschäftigen sich mit den Personen nur in so fern, als sich die allgemeine Geschichte in ihnen abspiegelt und die Unklarheit oder die Richtung bestimmter Parteien in ihnen gleichsam kondensirt erscheint — mit der Geschichte nur in so fern, als sie die Rolle, welche jene Persönlichkeiten gespielt, erklärt und dem Gebiete des Zufalls entrückt. Der Verfasser sucht die Wechselwirkung zwischen der Masse und den von ihm geschilderten Charakteren nachzuweisen;

er faßt die letzteren als nothwendiges Produkt der ersteren auf, und kommt eben dadurch zu einer streng historisch-kritischen Darstellung der Elemente, welche seit der Februarrevolution theils zersetzt, theils neu geschaffen sind. Es versteht sich demnach von selbst, daß er weder vollständige Biographieen, noch eine historische Uebersicht, sondern eine kritische Würdigung der letzten zwei Jahre, in Bezug auf ihre Stellung zur Vergangenheit und Zukunft, beabsichtigt. Von den wesentlichen Richtungen aber, die bis jetzt auf der konservativen Seite hervorgetreten sind, wird der Leser keine in diesem Bändchen vermissen. Das christliche Germanenthum in seiner nackten, rücksichtslosen und in seiner doktrinair-vermittelnden Gestalt ist absichtlich vorangestellt, weil es noch am meisten auf prinzipielle Bedeutung Anspruch machen kann und wenigstens nach dem Scheine der Konsequenz hascht. Der Ultramontanismus ist sein natürlicher Genosse, und die Diplomatie — denn auf die Stellung der Diplomatie, als solcher, zur Neuzeit kam es bei Radowitz an — bildet mit ihrem „Rücksichtnehmen und Rechnungtragen" den natürlichen Uebergang zum Konstitutionalismus. Dieser strebt — freilich ohne sein eigentliches Wesen zu ahnen — schon dahin, dem Zwangsstaate im Kontrakte eine neue Basis, statt der historischen Tradition, zu geben. Der sittlich-ernste, bissige Doktrinair; der Staatsmann, der ewig „abzuwägen" hat zwischen zahllosen Eventualitäten; der kindlich-naive Repräsentationsmensch, der als bloße Parteifahne sich mit dem Thurme verwechselt, auf den man ihn gepflanzt hat: das sind bis jetzt die wesentlichen Produkte des „reinen" Konstitutionalismus. Den Schluß bildet der schlaue Praktiker, welcher mittelst des Konstitutionalismus die Staatsmaschine seinen persönlichen Interessen und denen einer bestimmten Klasse dienstbar zu machen denkt, der zugleich eine Kritik der Finanzkünsteleien der Bourgeoisie abgiebt, wie Radowitz zur Kritik der diplomatischen Staatskünsteleien dient. Ein paar Worte gebührten endlich noch dem gentleman'ischen halbgebildeten Junker, der sehnsüchtig nach England hinüberschaut, wie der rheinische Bürger nach Frankreich, und von einer Eindämmung des autokratischen Königthumes die Regeneration und Fortentwicklung der alten ständischen Rechte im Sinne der englischen Zustände erwartet.

Daß der Verfasser zu seinem Zwecke die Form von Charakteristiken wählte, hat seinen Grund einmal darin, daß ihm Lebendigkeit und künstlerische Darstellung am Herzen lag. Dann aber führt auch gerade die prinzipielle Kritik leicht zur Aufstellung abstrakter Kategorieen ohne Fleisch und Blut, die mit dem wirklichen Leben eben so wenig zu schaffen haben, wie die drei Gewalten. Man erhält auf diesem Wege nur weitschichtige, grobgearbeitete Säcke, in die man zwar Personen und Richtungen leicht pêle-mêle durcheinander werfen kann, ohne daß man aber weder mit den ersteren, noch mit den letzteren durch ein solches Verfahren fertig würde. Wer dagegen der prinzipiellen Kritik von vorne herein eine Muskulatur nebst Knochenbau verleiht, indem er sie an Personen anlehnt, kommt bald zu der Ueberzeugung, daß in der Praxis die Prinzipien nie rein auftreten, daß sich die Motive bei jedem einzelnen Menschen, noch mehr bei jeder Partei, mannigfach durchkreuzen. Die ästhetische Kritik hat die „Tartuffes" und „Avares" längst beseitigt, die in jedem Zuge nichts weiter sind, als Heuchler und Geizhälse; die historische Kritik muß ihr darin nachfolgen. So gewiß es ist, daß man mit Persönlichkeiten nur fertig wird, wenn man die Tendenz angreift, der sie huldigen: eben so gewiß ist es, daß man mit Tendenzen nur fertig wird, wenn man die verschlungenen Pfade nachgeht, auf denen sie, unter dem Patronat bestimmter Persönlichkeiten in's praktische Leben eingeführt werden.

So gab die Form von Portraits dem Verfasser einen Maßstab dafür an die Hand, daß er bei seiner prinziellen Anschauung nicht willkürlich Zusammengehöriges auseinander reiße, Auseinandergehöriges zusammen werfe.

Ein zweiter Band, der in derselben Weise die revolutionairen Elemente schildert, die sich während der letzten zwei Jahre entwickelt haben, wird in kurzem nachfolgen.

August 1850.

# I.

# v. Gerlach.

„Keine gefährlichere Menschenklasse, als die theologischen Juristen!" — das war das ceterum censeo des alten Schlosser, das er seinen Zuhörern in jeder Vorlesung an's Herz zu legen pflegte. Die äußerste Rechte unsrer sogenannten „Staatsmänner" bietet jetzt eine praktische Erläuterung jener Bemerkung: wer über Bedeutung und Richtigkeit derselben noch im Zweifel ist, der kann beides an dem „Juristen der evangelischen Kirchenzeitung" — an Herrn v. Gerlach erproben.

Die Märzerhebung konnte den christlich-germanischen Staat zwar nicht beseitigen, hat ihn aber ebenfalls auf den Boden der Revolution gedrängt: das Ideal eines Bischofswerder und Wöllner ließ sich in der hergebrachten patriarchalischen Weise nicht länger vertheidigen. Bisher hatte hierin die vollständigste Arbeitstheilung geherrscht; der Polizeiminister sorgte für Erhaltung des ständisch-germanischen Elements, während die Ueberwachung des christlichen dem Kultusminister zufiel: wer den Dalai-Lama durch naseweise Fragen in Verlegenheit setzte, der ward dem Mandarin überliefert, der mit gezogenem Schwert das Himmelreich des ersteren vor allen unsaubern Eindringlingen bewahrte. Die Kirche blieb dabei rein von jeder irdischen Rachsucht: sie begnügte sich mit der Erklärung des Ketzers, daß er zu keiner der privilegirten und patentirten Gemeinden gehöre, und wusch dann ihre Hände in Unschuld, wenn die weltlichen Gewalten ihre Hetzjagd auf den Ausgestoßnen begannen — gab ihm auch wohl noch einen mitleidsvollen Stoßseufzer auf den Weg. Wer trotz dieses frommen Wunsches schlecht fuhr, der mochte sich an die politische Ordnung der Dinge halten — ein Sophismus, den Herr Walter in seinem Lehrbuch des Kirchenrechts zwar zunächst zur Rechtfertigung der Inquisition gebraucht, der indeß auf den christlich-germanischen Staat,

als Ueberrest des Mittelalters, noch eben so gut paßt. Die Kirche konnte sich nach wie vor mit ihrem „periissent nisi periissent“ trösten, um so mehr, da es sich bei der modernen Procedur doch nicht grade um Scheiterhaufen handelte. Aber in je bedenklicheres Wanken der patriarchalische Staat gerieth, desto enger und enger mußten die verbündeten Mächte, Religion und Polizei, sich aneinander schließen, wenn sie das alte Terrain noch ferner behaupten wollten. Christenthum und Germanenthum spielten allmälig dergestalt in das nachbarliche Gebiet über, daß Beide zuletzt nur noch Abarten desselben Genus schienen. Während die Polizei die Restaurirung des Sonntags, der Ehe u. s. w. übernahm, sah die Kirche ihrerseits sich genöthigt, sich durch die Generalsynode eine eigne Disciplinargewalt zu schaffen, die in der Einsetzung des Oberconsistoriums eben ihren Gipfelpunkt finden sollte, als die „Revolution“ diese Entwicklung für den Augenblick zwar unterbrach — aber nur um die naturnothwendige Verbindung beider Prinzipe um so schneller und inniger zu bewirken. Das Erscheinen der „Neuen Preußischen Zeitung“ bezeichnet genau die Epoche, wo das bisherige Liebäugeln zur traulichen Umarmung wurde, nachdem der 18. März die patriarchalischen Stoffe durch Verflüchtigung ausgeschieden hatte, die früher der Wahlverwandschaft im Wege standen. In diesem Blatte folgt der polizeiliche Leitartikel stets dem religiösen auf dem Fuße, wie Sancho Pansa dem Don Quixote, während unten die Frivolität sich ablagert, der unvermeidliche Sprößling der Ehe zwischen Kirche und Gensd'armerie.

Der Preßfreiheit, der Oeffentlichkeit gegenüber, auf der Tribüne der Kammern war die Arbeitstheilung der guten alten Zeit ebenfalls nicht ferner durchzuführen: der christlich-germanische Staat mußte die beiden großen Eigenschaften, die sich bis dahin nur getrennt gezeigt, in Einer Person suchen — mit Einem Worte, er brauchte einen theologischen Juristen. Zur Ausführung der equilibristischen Kunststücke, welche die hergebrachte Politik jetzt im constitutionellen Gewande erforderte, war die religiöse Balancirstange ein ebenso nothwendiger Apparat, wie das juridische Bleigewicht zur größern Festigkeit des Trittes. Bald muß der Mann des Rechts im Theologen aufgehn, bald umgekehrt: bald muß der rücksichtslose Fanatismus dem Jünger der Themis über alle zähen Bedenklichkeiten hinweghelfen, die im Buchstaben des Gesetzes liegen — bald muß die juridische Wortklauberei die Hindernisse beseitigen, die das Princip des Christenthums aufthürmt. Kurz, der christlich-germanische Staat ist durch die Revolution in das Stadium gedrängt, wo — nach

Herrn Huber's richtiger Bemerkung — „Jeder wol thut davon zu bleiben, der sich auch nur aus diesem oder jenem ein Gewissen macht."

Wenn die Zeit reif ist, schafft sie sich selbst ihre Männer — der christlich-germanische Staat fand in Gerlach, was er brauchte, und zwar in seltner Vollendung. Die Vielseitigkeit seines Geistes ist nur mit der des Laien in Molière's Geizhals zu vergleichen: die erwähnten Eigenschaften verschmelzen bei ihm in demselben Grade, wie bei diesem die verschiednen Bedientenfähigkeiten. Gleich wie der würdige Jacques auf den Ruf seines Herrn bald als Koch mit der Schürze, bald als Kutscher mit der Peitsche erscheint, so betritt Gerlach die Tribüne, jetzt die Bibel, jetzt das Landrecht in der Hand. Die Metamorphosen gehen mit wunderbarer Schnelligkeit vor sich, und der Wechsel tritt so häufig ein, daß der erstaunte Zuhörer oft nicht weiß, ob er den Juristen oder den Pfarrer vor sich hat. Er beruft sich z. B. den Verordnungen vom April gegenüber auf alte Thronreden: offenbar geht da das christliche Element ad majorem Dei gloriam mit dem Manne des Rechts durch, und läßt ihn des ersten juridischen Grundsatzes vergessen: lex posterior derogat priori. Urplötzlich aber, wenn der Kultusminister die Lage der Lehrer verbessert wissen will, wenn er statistische Daten über ihre mehr als trübselige Existenz beibringt, ist die Bigotterie in alle Winde verweht. Die Angaben Ladenberg's werden ihm zu einem Vordersatze, aus dem er mit der logischen Strenge eines neugebacknen Dr. juris utriusque den unwiderleglichen Schluß zieht, daß die Schulmeister außer ihrem Gehalt noch andre Hilfsmittel haben müssen, da sie von jenem offenbar nicht leben können, und doch faktisch noch nicht verhungert sind. „Ich sehe daher nicht ein," lautet die Folgerung des Gesetzgebers, „warum wir durch unsre Einmischung jene Quellen verstopfen und dem Staate eine Last aufbürden sollen, welche gegenwärtig auf andren Schultern ruht." Ist in dieser sinnreichen Deduktion noch eine Spur von dem Theologen zu finden, den wir so eben vor uns hatten? Der Jurist steht da, wie er leibt und lebt, — der trockne Jurist, erzogen im Studium des Civilprozesses: jeden Groschen, den „schwarz-weißen" so gut wie den „tricoloren," dreht er erst zehnmal um, ehe er ihn ausgiebt. Wie schnell aber würden wir den humanen Pfarrer wieder zu sehen bekommen, sobald sich Jemand einfallen ließe, dasselbe Raisonnement auf die Obergerichtspräsidenten anzuwenden. Und doch scheint man hier dem Staate „unnützerweise" eine Last aufgebürdet zu haben, da diese Herren wahrscheinlich gleich den Lehrern andre Hilfsquellen auffinden würden, falls ihr

Honorar sie dem Hungertode preisgäbe. Wenn die Zukunft ein Ministerium von rein christlich-germanischem Wasser in ihrem Schoße birgt, so kann dasselbe schwerlich ein bessres Programm finden, als Gerlach's Rede in der Schulfrage.

Schon in dem Aeußern Gerlach's spricht sich der theologische Jurist deutlich aus. Auf den ersten Blick könnte man ihn leicht für einen behäbigen, wohlgenährten Landpfarrer halten. Aus der Platte des Kopfes, dem faltenlosen Gesichte, dem prallen Bauche, — aus der ganzen untersetzten, muskulösen Gestalt spricht ein Komfort, dessen gesammtes Bestreben in dem Satze „leben und leben lassen" aufzugehen scheint. Wenn der ehrenwerthe Abgeordnete in seinen Schuppenpelz gehüllt, mit dem festen, sichern Tritt eines „gemachten Mannes" aus der Kammer wandelte, so sah Jedermann, daß er nie etwas von den Mühen und Leiden des Daseins gekostet, und daß es daher nur im symbolischen Sinne zu verstehen sei, wenn er in der „Kirchenzeitung" klagt: „die Gläubigen des Herrn hätten nicht mehr, wo sie ihr Haupt hinlegten." Man braucht in der That die Wächter der Zionsburg nur anzuschauen, um sich zu überzeugen, daß es baare Verläumdung ist, wenn böse Zungen in dergleichen himmelnden Stoßseufzern eine irdische Beimischung zu entdecken glauben. Aber jener Anstrich von Wohlwollen verschwindet, sobald man das Gesicht näher betrachtet. Das Auge blickt nicht heiter und lebenslustig, auch nicht mit schwärmerischem Glanze, sondern lauernd und trotzig hinter der Brille hervor; den Mund umgiebt ein eigenthümlich verkniffener Zug, das Erbtheil des Juristen; in dem übermäßig ausgebildeten, stark vortretenden Kinn prägt sich nicht die Thatkraft des Fanatikers, sondern die Rücksichtslosigkeit des Beamten aus, der seinen Rücken durch den Staat gedeckt, sein Gewissen durch den Jesuitismus beschwichtigt weiß. Die ganze untere Hälfte des Kopfes verkündet deutlich jene Brutalität, mit der einer der hervorragendsten Führer der christlich-germanischen Partei einst jeden humanen Versuch zur Erleichterung der unteren Volksschichten für Gottlosigkeit erklärte: nach der Weltordnung sei einmal ein großer Theil der Menschheit zum Dulden bestimmt — diesen muthwillig zum Bewußtsein seiner Lage zu bringen, zeuge von Unbarmherzigkeit und nicht von verständigem Wohlwollen. „Warum," heißt es weiter in jenem Aufsatz, „warum den Leuten nutzlos die Schwielen von den Händen ziehen? man sollte nicht vergessen, daß auch harte Haut ein Schutzmittel gegen die Mühen des Lebens, und daß selbst der Schmutz eine Decke gegen die Kälte abgeben kann." Es möchte nichts schaden,

dies ebenfalls noch einmal Angesichts der ganzen Nation zu wiederholen, die das Treiben jener Herren nicht gehörig beachtet hat. Es geht diesen Stützen des Thrones, wie dem alten Staatsrath mit Sir John Falstaff. Sie sprechen sehr weise, aber das Volk achtet ihrer nicht: und doch sprechen sie weise, und noch dazu in Leitartikeln und auf Kammertribünen!

Die Familie der Gerlach's gehört dem jungen Adel an und ist eben nicht besonders begütert; doch hatten die drei Brüder, die seit lange als Führer der Kamarilla in Preußen bezeichnet zu werden pflegen — der Präsident, der General und der vor kurzem verstorbne Konsistorialrath — sich von Jugend auf hoher Gunst und schneller Beförderung zu erfreuen. Unser Pair gehörte bereits in den dreißiger Jahren dem berühmten Klub in der Wilhelmstraße an, und brach damals die erste Lanze für den christlich-germanischen Staat in dem „politischen Wochenblatte", das mit dem Motto: „nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution" dieselben Prinzipien vertheidigte, die Gerlach heute in der Kreuzzeitung und in der Kammer verficht. Nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs war er, als Präsident in Frankfurt, der eigentliche Urheber der berühmten Ehescheidungsgesetze. Späterhin ward er nach Magdeburg versetzt, in der ausdrücklichen Absicht, im Bunde mit seinem Bruder dem Treiben der Lichtfreunde energisch entgegenzutreten. Seine schriftstellerische Wirksamkeit wandte er, seit dem Eingehen des Wochenblattes, der Kirchenzeitung zu, in der er als „Ein Jurist" dem ehrlichen Uhlich zahlreiche wolgezielte Schläge beibrachte. Bald nach der Revolution setzte er seine Feder auf's neue in Bewegung für die Kreuzzeitung, zu deren Mitstiftern er gehört und als deren „Rundschauer" er sich selbst bekannt hat. Zu diesen mannigfaltigen Beschäftigungen kam im vergangnen Jahre noch sein Eintritt in unser Oberhaus: dagegen wird die Mitarbeiterschaft an der Kirchenzeitung wohl ein Ende haben, seitdem das preußische Volk die ewig denkwürdige Errungenschaft gemacht hat, Hengstenberg in den Reihen der Opposition zu sehen! Wir müssen beiläufig gestehen, daß wir in Hengstenberg's betreffender Erklärung die gewohnte Schärfe des Verstandes vergebens suchen: er hat nicht begriffen, daß seit dem 18. März der christlich-germanische Staat entweder gar nicht mehr zu vertheidigen ist, oder nur in der Weise der „Neuen Preußischen"; selbst der vom Herrn Professor so bitter angefeindete Zuschauer ist ein unumgänglich nothwendiges Ingredienz.

Im persönlichen Umgange ist Gerlach freundlich, ja beinahe schmeichelnd: ein biegsames, obwol fettes Organ, kommt ihm dabei nicht wenig zu statten. Er war in Magdeburg anfangs der Abgott der Referendarien, und hatte überhaupt nichts von dem Hasse zu leiden, der alle übrigen Staatsdiener seines Schlages in dem lichtfreundlichen Sachsen traf. Obgleich er auch in der Unterhaltung Proselyten zu machen sucht, bedient er sich dabei doch nur des Vortheils, den ihm seine fertige, abgeschloßne Doktrin und seine einheitliche Richtung geben; er imponirt hier wie auf der Tribüne und in seinen zehnzeiligen Leitartikeln, hauptsächlich dadurch, daß er jedes Problem aus Einem unverrückbaren Standpunkt löst, ihm auf diese Weise oft eine neue, wenngleich kaum halbwahre, Seite abgewinnt und so alles in ein verständlich System bringt, ohne — wenigstens in der Theorie — vor irgend einer Consequenz zurückzuschrecken. Dagegen würde man vergebens in seinem ungezwungnen Benehmen die leiseste Spur von Pietismus zu entdecken suchen: die christlich-germanische Weltanschauung hat seinen Gedankengang so ganz durchdrungen, daß er der äußerlichen Schiboleth's, der Bibelcitate und des Augenverdrehens nicht bedarf. Das Geschwätz von einer Partei, die „Christum auf den Lippen und den Antichrist im Herzen trägt," beruht lediglich auf einer Verwechslung des Princips jener Männer mit ihrer Persönlichkeit. Man darf nie vergessen, daß die Anhänger des christlich-germanischen Staates keine fanatischen Schwärmer sind, welche die Menschheit durch That und Beispiel für ihre Ideale entflammen wollen: sie sind eben nichts mehr als Doktrinairs, welche — zu beschränkt um das menschliche Treiben in seiner unendlichen lebensvollen Mannigfaltigkeit zu begreifen — die Schöpfung Gottes verpfuscht glauben, und nun in einem specifischen, selbstgebrauten Christenthum ein neues Organisationsprincip entdeckt zu haben meinen. Ganz wie ein Dahlmann, Blanc oder Cabet, wollen auch sie mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfen. Wenn Gerlach in einer Gesellschaft die Worte hinwarf: „Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der ganze Staat bis zum kleinsten Ordensbändchen in's Christenthum untergetaucht werden muß," so war das nicht eine Muckertirade, nicht eine religiöse, sondern eine rein politische Ansicht — es war der prägnante Ausdruck für die Maxime, nach der die Gesellschaft reorganisirt werden muß, wenn sie sich zu Gerlach's Ideal erheben soll. Mit seinem Charakter hat dieser Grundsatz Nichts zu schaffen: ihn aber deshalb für einen Heuchler zu erklären, ist eben so ungereimt, als wenn man Rousseau so

schelten wollte, weil er die Findelhäuser für seine eignen Kinder in Anspruch nahm, während er der Menschheit die Rückkehr zu mythischen Naturzuständen als einziges Rettungsmittel anpries. Mit Einem Worte: man darf Gerlach nicht als einen begeisterten Apostel, man muß ihn als einen byzantinischen Hoftheologen betrachten.

Heuchelei! . . . . Er ist vielmehr, gleich allen Doktrinairs, gleich den Professoren des Konstitutionalismus, von der Richtigkeit, der Unwiderlegbarkeit seines Systems so durchdrungen, daß er im vollen Ernste seine Gegner sammt und sonders für Heuchler hält, die sich wider bessres Wissen, nur aus Eigensinn und Selbstsucht, seinen Beglückungstheorieen widersetzen. Als er im vergangnen Sommer eine Brochüre eines ehrlichen, mehr als naiven Konstitutionellen zu Gesicht bekam, äußerte er den dringenden Wunsch, den Verfasser kennen zu lernen, um ihn für seine Partei zu gewinnen. Den Erfolg hielt er für ganz unfehlbar, sobald man es nur mit einem Manne ohne Egoismus zu thun habe! Gerlach selbst fühlt sich bei seinen Theorieen so wol, daß er unmöglich begreifen kann, was ein Andrer dagegen einzuwenden haben mag. Er erinnert uns in dieser Beziehung an einen alten Professor, der seinen Unterricht in einem hohen, luftigen Zimmer ertheilte, dessen Wände fast ganz aus Fenstern bestanden. Er stellte sich im Winter stets in einem gewaltigen Pelze mit dem Rücken an den Ofen und hielt dann Vorlesungen à la Nestor über die Verweichlichung der heutigen Jugend, wenn die Schüler in ihren dünnen Jäckchen längs den befrornen, zugigen Fenstern vor Frost mit den Zähnen klapperten und die rothen Hände mühsam durch den Athem zu erwärmen suchten: „ihn friere trotz seiner Jahre nicht im mindesten!“ Das war wahrhaftig keine Heuchelei: des guten Mannes ganzes Wesen war mit dem warmen Posten, den er in Beschlag genommen, so völlig verwachsen, daß er denselben bei der Beurtheilung des Zimmers unmöglich in Abzug bringen konnte. Gerade so geht es Gerlach mit dem behäbigen Plätzchen, das er sich selbst im christlich-germanischen Staate ausgesucht hat.

Anders ist es mit den Leitartikeln und Rundschauen der Kreuzzeitung; die freilich wimmeln von Bibelsprüchen, und über dem Ganzen liegt eine salbungsvolle Weihe! — Aber hier steht Gerlach auch nicht einzelnen Gebildeten, nicht einer Deputirtenversammlung, sondern dem gesammten lesenden Publikum, der eigentlichen Masse, besonders dem Landvolke gegenüber, das weniger von Seiten des Verstandes, als des Herzens und der Einbildungskraft aus zu packen ist; wo es weniger auf

die Gedanken ankommt, die man vorbringt, als darauf, daß sie sorgfältig in das alte, durch Jahrhunderte langes Herkommen geheiligte Gewand gehüllt werden; wo jede Idee sofort als Contrebande zurückgewiesen wird, die das Ohr des Proselyten in andern Lauten trifft, als sein Trommelfell seit den Tagen des Buchstabirens und Confirmirens zu vernehmen gewohnt ist — kurz, hier haben wir den exoterischen Gerlach vor uns. Man erinnere sich nur der Stelle aus Rousseau's „contrat social," wo er die Wege aufzählt, welche die Menschheitsbeglücker einschlagen können, um die widerstrebende Masse unter den Einen Hut eines neuentdeckten Organisationsprinzips zu bringen. Es giebt nach ihm deren drei: Ueberzeugung, Gewalt und Ueberredung. Die erste ist gut, aber unzulänglich, da sie sich nur bei wenigen Einsichtigen anwenden läßt; die zweite verwirft der angebliche Freiheitsprediger natürlich entschieden; zur Gewinnung der Menge bleibt also nur die letzte übrig. In Bezug auf die Ueberzeugung fällt die Ansicht unsrer modernen Organisateurs so ziemlich mit der Rousseau's zusammen; anders dagegen denken sie über die Gewalt. Von Cabet bis zu Herrn von Gerlach hätten sie Alle zusammen gern eine halbe Million Gensd'armen zur Verfügung, um ihre Beglückungsexperimente mit der widerspenstigen Gesellschaft sofort beginnen zu können; da dies indeß bis jetzt noch in's Reich der frommen Wünsche gehört, machen sie einstweilen um so ausgedehnteren Gebrauch von dem dritten Mittel Rousseau's — und zwar genau nach dem von ihm gegebnen Recepte. Um die Menge — nicht zu belehren, was ein vergeblicher Versuch wäre — sondern hinzureißen, muß der Gesetzgeber, nach dem „contrat social", seine Vorschläge nicht als eigne Gedanken, sondern als Eingebungen eines höheren Wesens hinstellen. Nun giebt es aber in der germanischen Welt, wo Träume und Erscheinungen kein Glück mehr machen, eben kein anderes höheres Wesen, als die Bibel, und Cabet so gut wie Gerlach, sehen sich daher gezwungen, zur Verwirklichung ihres Ideals aus dieser die nutzbaren Stellen fleißig zusammenzutragen: nur so können sie ihren Gedanken den Heiligenschein geben, der zur Ueberredung des Volks unentbehrlich ist. Hätte ihr Schicksal sie nach dem alten Hellas oder Rom, nach der Türkei oder Indien versetzt: so würde eine Nymphe Egeria oder ein Dreifuß, der Koran oder die Vedas ihnen dieselben Dienste leisten müssen, wie jetzt das alte und neue Testament. Man hüte sich also, bloße durch Zeit und Ort gebotne Aeußerlichkeiten mit dem Wesen zu verwechseln, und sich einen gar nicht existiren-

den Gerlach zu schaffen, den man dann der Heuchelei anklagt, statt seine Staatsweisheit à la Rousseau zu bewundern.

Schade ist es, daß ein Charakterbild Gerlach's immer unvollständig bleiben muß, da wir ihn bis jetzt eigentlich nur noch als Theoretiker kennen. Indeß haben wir guten Grund zu der Annahme, daß ihn in der Praxis die eiserne Consequenz, die er zur Schau trägt, bald verlassen, daß er ebenfalls den Weg der Compromisse einschlagen würde. Es scheint, als wäre ihm mehr ein halb höhnischer, halb schlauer Trotz, den Nachgiebigen gegenüber, eigen, als das kecke Zugreifen und die ruhige Beharrlichkeit des „Staatsmannes" in precairen Umständen, wo man den Muth zu einem kühnen Schritte nur im Bewußtsein der eignen Kraft, nicht aber in der genauen Berechnung der möglichen Folgen finden kann. Oder wo waren diese Stützen des Thrones am 18. März? warum schreckte Gerlach zurück, als in der Verwirrung nach dem 7. Januar einen Augenblick auch ihm Gelegenheit geboten wurde, die Zügel zu ergreifen und die Verwirklichung seines Ideal's in ganzer Reinheit zu versuchen? Diese Ansicht scheinen auch mehrere Züge aus seinem Privatleben zu bestätigen. Als ihm das Ministerium gleich nach der Revolution, während der tumultuarischen Auftritte in Sachsen, eine Versetzung vorschlug, angeblich um ihn vor der Volkswuth zu schützen, in der That aber, weil Auerswald selbst seinen Einfluß fürchtete und doch seine Abberufung nicht wagte: da freilich fertigte er die feige Schlauheit der Altliberalen mit trefflichem Hohne ab und fing sie in ihrer eignen Schlinge, indem er vorgab, den Antrag gar nicht zu verstehen. Er hatte ganz richtig vorausgesehen, daß er weder Energie von Seiten eines constitutionellen Cabinets, noch Blutgier von deutschen Volksmassen zu besorgen habe. Ganz anders benahm er sich dagegen bei einer Gelegenheit, wo es wirklich darauf ankam, eine seiner „consequenten" Aeußerungen Männern gegenüber zu vertreten. Als ihn die bürgerlichen Officiere in Magdeburg über die Bemerkung, daß eigentlich nur Adlige zu den Offizierstellen zugelassen werden müßten, zur Rede stellten; suchte er den handgreiflichen Sinn jener Worte auf eine Weise wegzuerklären, die seine Lage in der dortigen Gesellschaft nicht verbesserte. Ganz dem analog würde sein Auftreten als Minister sein. Er würde von dem bisherigen System des „on peut en essayer" um keinen Schritt breit abweichen, und, gleich seinen Vorgängern, das verlorne Terrain Schritt für Schritt, Posten nach Posten wieder zu erobern suchen: nur würde er sich häufig durch seinen Redeeifer auch zu Experimenten hinreißen lassen, die er im Augen-

blick der Durchführung fallen lassen müßte. Ueberdies wäre er in einer solchen Stellung der Sündenbock der gesammten Reaktion: er hätte das ganze Odium zu tragen, nicht nur für Alles was geschähe, sondern auch noch für alle seine frommen Wünsche, die aus Mangel an Muth doch stets unausgeführt, und daher auch besser unausgesprochen blieben. Gerlach selbst scheint dies zu fühlen: wir werden ihn demnach wahrscheinlich immer nur als Souffleur, nie auf der Bühne erblicken, und uns mit der Analyse seiner Theorieen begnügen müssen.

Unter diesen bildet die über das Verhältniß der Kirche zum Staat den Grundstein des christlich-germanischen Glaubensbekenntnisses. Am klarsten ist sie in einem Büchlein von Rother: „Die wahren Grundlagen der christlichen Kirchenverfassung" ausgesprochen, das unter unmittelbarer Aufsicht der Gerlach's ausgearbeitet ward. „Die Kirche — heißt es darin wörtlich — „ist im Staate gefaßt und soll es sein; aber nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Schuld — nicht weil es die Idee so erfordert, sondern weil es der Wille des Herrn ist. Es ist gut, daß sie das wisse und sich in Demuth darein ergebe; allein das verlange man nicht von ihr, selbst die Erinnerung aufzugeben, daß sie die freigeborne Tochter eines großen Königs ist und ihr jetziger Zustand eine Knechtschaft. Man nenne es darum keine Einheit zwischen Kirche und Staat, man nenne es geradezu Unterworfenheit der Kirche unter den Staat — auf Hoffnung." — Und auf welche Hoffnung denn? Entkleidet man jene Worte des pietistischen Schwalles, so ist ihr einfacher Inhalt: Die Kirche darf vom Staate nicht getrennt werden, weil sie die jetzige Stellung beider umzukehren wünscht. Sie ist mit einer bloßen Befreiung nicht zufrieden gestellt, und verzichtet einstweilen darauf, um späterhin die Gebieterin der Gesellschaft spielen und den Staat nach ihren Symbolen reorganisiren zu können. Dem entsprachen die Reden und Anträge der äußersten Rechten, als in der ersten Kammer die Verhandlungen über die betreffenden Paragraphen der Verfassung begannen. Zuerst ward die Trennung der Kirche vom Staat durch die bekannten Anhängsel beseitigt, deren eines die christliche Religion für die Norm aller bürgerlichen Einrichtungen erklärte. Gelang es jetzt noch, der Kirche ihre Selbstständigkeit zu sichern, so war sie factisch Herrin des Staates: dies schien um so leichter, da man zu diesem Zwecke nur den folgenden Artikel der Constitution unverändert beibehalten durfte. Walter erklärte denselben daher auch für die Perle der ganzen Verfassung und Gerlach sprach seine herzliche Freude darüber aus, sich doch auch Ein Mal mit der

Regierung im Einklange zu sehen. Indeß der Plan mißglückte, so schlau er angelegt war: die Linke vermochte wenigstens, das zweite Prinzip umzustoßen, nachdem sie das erste nicht festzuhalten gewußt. Mit ähnlicher Halbheit ward die Frage über Trennung der Kirche und Schule entschieden.

Also erobern will die Kirche der Gläubigen — den Staat erobern und die Jugend! Und worin setzt sie ihre erobernde Kraft? in ihre Symbole!! Wo aber sind die Geister, die sich um jenes Banner schaaren, wo die Arme, die jene Waffe führen sollen, bis das Papstthum des modernen Mittelalters wiederhergestellt ist? Die Aussichten Gerlach's und seiner Partei waren im Jahre 1846 glänzender als je. Der König selbst hatte erklärt, er werde den Tag segnen, wo er das Kirchenregiment wieder in die rechten Hände zurückgeben könne: als erster Versuch dazu ward die evangelische Generalsynode berufen, um die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichkeit festzustellen. Die von Eichhorn präsidirte Versammlung bestand aus Männern, deren Glaubensbekenntniß eine dreifache Prüfung durchgemacht: es war unmöglich, der Fraction Gerlach einen schöneren Kampfplatz zu schaffen. Hier galt es jetzt, ein für alle Mal die Selbstständigkeit der Kirche und ihrer Symbole zu sichern: der endliche Sieg über den Staat konnte dann nicht lange mehr auf sich warten lassen. Und doch — selbst diese feuerfeste Synode sah sich genöthigt, das apostolische Bekenntniß aus dem Ordinationsakte zu beseitigen; sah sich, nach dem Ausdrucke der Kirchenzeitung, gezwungen, „mit den Symbolen umzugehen, wie ein von Räubern angefallner Reisender mit seiner Börse, der die eine Hälfte derselben aufopfert um die andere zu retten.“ Ja, sogar Gerlach fragte jammernd als „Jurist der Kirchenzeitung“ in einem Anfall naiver Verzweiflung: „Wer und was ist denn die Kirche, die noch an den Symbolen festhält, während sie ihren Dienern die Verpflichtung darauf erläßt?“ Von ganzem Herzen stimmen wir in die Frage ein, wissen aber keine andre Antwort darauf, als etwa: „die 9 bis 14 berühmten Stimmen der ersten Kammer!“ Die eine Ecke des Saales in der Oberwallstraße ist der einzige Ort, wo wir die geringste Spur von der Existenz der Kirche haben entdecken können, die auch Gerlach vergeblich am hellen Tage mit der Laterne sucht. Eingestandnermaßen also haben die eignen Anhänger dem Panier den Rücken gekehrt, das die Führer dem modernen Kinderkreuzzuge vorantragen! Seltsame Schwärmerei, dennoch den Kampf zu

beginnen! fast eben so stark, als wenn Gerlach einst auf der Tribüne versicherte, auch er habe seiner Zeit für die Freiheit geschwärmt!!

Und die Stellung des Staates, des Königthums im neuen päpstlichen Reiche? — Unsre Konstitutionellen, welche die ganze Welt nach ihrem Formalismus von „rechts" und „links" rangiren, wie der pflügende Bauer nur sein „Hot!" und „Hüh!" kennt, werfen der Neuen Preußischen Zeitung wol vor, sie strebe nach Herstellung des alten Absolutismus. Das Blatt hat leichtes Spiel, sich gegen diese Anklage zu vertheidigen; sie erscheint als abgeschmackt, sobald man nur den ausgedehnten Gebrauch bedenkt, den gerade dies Blatt von den „Errungenschaften" macht. Eben so ist kein demokratisches Journal je entschiedner gegen die Büreaukratie zu Felde gezogen, als die Neue Preußische: daß diese ihr Raisonnement mit biblischen Phrasen spickt, kann im Wesen der Sache Nichts ändern. Mit der centralisirenden Bureaukratie aber fällt der alte Absolutismus. Auch hat es Gerlach selbst kein Hehl, daß er im Gegentheil allenthalben decentralisiren und überall, bis in die kleinste Dorfgemeinde, einem patentirten Häuflein die Herrschaft übertragen möchte; über jedem solchen Häuflein stände dann wieder ein andres und so fort bis zu dem großen Synedrium in Berlin, das etwa aus dem Endziele aller seiner Wünsche, dem heiligen Oberconsistorium, nebst einigen theologischen Juristen und Laienbrüdern aus Hinterpommern bestehen könnte. Wie das Haus Hohenzollern, für dessen Macht und Glanz Herr v. Gerlach so unendlich besorgt ist, bei dieser Privilegienwirthschaft fahren würde, davon hat er selbst uns bereits ein unvorsichtiges Beispiel gegeben. Er war der Ueberbringer einer pommer'schen Petition des Inhaltes: „Die Kammer möge schleunigst die in ihr sitzenden Steuerverweigerer aus ihrer Mitte entfernen, Behufs der gerichtlichen Verfolgung derselben." Das war ein Eingriff in die Executive und die Funktionen des Staatsanwaltes, wie d'Ester und Genossen ihn nie versucht hatten: die Kommission trug daher auch wegen des Gleichgewichtes der Gewalten auf Uebergang zur Tagesordnung an. Gerlach aber erklärte ausdrücklich, er halte die Kammer keineswegs für inkompetent. So wäre denn das ruhmvolle Haus Hohenzollern im vollendeten christlich-germanischen Staate etwa in der Lage Ludwig's XVIII., der sich von seiner chambre introuvable selbst das Begnadigungsrecht entreißen lassen mußte. Natürlich, Alles reine Liebe zum Königthum: die Liebe der Kirche besteht im Warnen, Ermahnen und Strafen!

Der Haß Gerlach's gegen die Büreaukratie — zumal da in dieser

noch Elemente aus der Schule Stein's sich befinden — ist eine nothwendige Consequenz des christlich-germanischen Staates; er ist eben so wohl begründet, als der Eifer der französischen Lehn- und Pfründenträger gegen die jansenistischen Parlamente. Als Grundstein der neuen Organisation soll das ständische Prinzip an die Stelle des militairisch-büreaukratischen treten — in der Kirche, im Staate, in der Industrie. In der That keine üble Perspective! Zunächst die Kirche, streng gegliedert nach der geringeren oder größeren Entfernung der einzelnen Confessionen von den festgesetzten Symbolen. Auf die Staatskirche — deren Ritus die Basis aller bürgerlichen Institutionen bleibt — folgen, stets durch hohe Barrieren von einander getrennt, die anerkannten Confessionen, dann einige geduldete Gemeinden und endlich, jenseit der letzten Grenzpfähle, das Tohu Wabohu der bloßen Sekten, deren allmälige Einregistrirung in die übrigen Ställe zugleich den Fortschritt ermöglicht. Der kirchlichen Ordnung steht die gesellschaftliche zur Seite, wo möglich schon durch ein vorgeschriebnes Kostüm angedeutet: die Prälaten, die Junker, die Pfahlbürger — Alle bereitwillig die Tritte von oben her ertragend, weil Jeder selbst dergleichen nach unten hin austheilen kann — Alle mit ihren eignen verbrieften Privilegien, und auf den Schultern der gent taillable à merci et misericorde. Daneben schließlich im gewerblichen Leben kastenartige Zünfte: Meister, Gesellen, Lehrburschen, Jeder auf Kosten des Andern patentirt, und Alle zusammen auf Unkosten des Publikums, das wieder durch Gewerbegerichte und Degradirung unfähiger Meister gegen Pfuschereien geschützt ist. Welch' herrliche Aussicht für unsre Nachkommen! Das christliche Germanenthum überhebt sie jeder Wahl, wenn auch nicht jeder Qual; schon im Mutterleibe sind sie in die drei betreffenden Register einrangirt. In der That, das ist keine Rückkehr zum Mittelalter — es ist eine verbesserte Auflage desselben; wie warm würde der ehrliche Fourrier Gerlach die Hand drücken für seine Bestrebungen! — Nur daß es mit dem zweiten „in hoc signo vinces" wo möglich noch schlimmer steht, als mit dem ersten — nur daß das ständische Princip noch vereinsamter dasteht, als die Symbole! Das Feudalwesen ist die unumgängliche Grundlage desselben, und als Gerlach die Lehen aufrecht erhalten wissen wollte, verließ ihn selbst Stahl, und das Häuflein seiner Anhänger schmolz auf 9 zusammen.

Zum Parteiführer in einem Parlamente ist Gerlach überhaupt vollkommen unbrauchbar; war er doch oft nahe daran, in seinem höhnischen Triumph, den er nach einem Erfolge nie zurückhalten kann, die durch

den geschmeidigen Stahl mühsam zusammengebrachte Majorität mit irgend einer impertinenten Beleidigung wieder auseinander zu sprengen. So hielt er z. B. nachdem der Artikel 108 der Verfassung beibehalten war, der bewundernswürdigen Disciplin der Rechten eine ziemlich ironische Lobrede, was ein ehrenwerthes Mitglied zu der ärgerlichen Erklärung veranlaßte, es sei durchaus nicht disciplinirt! Gerlach's Aufgabe bestand nur darin, bei jeder Gelegenheit die Principien der Partei in ihrer ganzen Nacktheit hinzustellen, den eignen Bundesgenossen stets das äußerste Ziel vor Augen zu halten, und durch ewige Wiederholung derselben Maximen seiner Fraction den Anstrich einer eisernen Consequenz zu geben, die Unklarheit der Gegner ins hellste Licht zu stellen. Seine Reden behandelten daher auch immer irgend ein Kapitel des christlich=germanischen Staates, ohne sich um die vorliegende Frage eben viel zu kümmern. Zu diesem Posten eignet er sich vortrefflich: da es gar nicht seines Amtes ist, zu überzeugen und zu überreden, schadet es auch nicht, daß er ohne starke Benutzung des Conceptes durchaus unfähig ist zu sprechen. Sein Wesen stimmt schon von Natur zu der übernommenen Rolle, und durch schauspielerhafte Sorgfalt bringt er es bis auf den kleinsten Zug in Einklang mit derselben. Wenn er unter höhnischem Lachen Camphausen, der ihn eben heftig angegriffen, einen Händedruck abzwingt; wenn er mit dem Minister Ladenberg, nach dessen Erklärung gegen Gerlach's Partei, dieselbe Farce aufführt und sich herzlich freut, mit Sr. Majestät Regierung in so vollkommnem Einverständniß zu sein; wenn er die Kammer zur Vertheidigung aller Privilegien auffordert, da sie ja ihre eignen so gern habe: so soll diese naive Dreistigkeit der Beweis unbeugsamer Willenskraft sein. Eben so glaubt er durch trotzige Apathie die innre Consequenz anzudeuten. Nachdem er sich gegen die ganze Verfassung erklärt, stimmte er stets nur für seine eignen stehenden Anträge auf Streichung des Paragraphen. Mochte ein vermittelnder Vorschlag von der Rechten oder Linken ausgehen, Gerlach blieb sitzen, und in Fällen, wo die erwünschte Majorität von wenigen Stimmen abhing, ließ er sich mit vieler Ostentation erst von seinem Nachbar Stahl in die Höhe ziehen!

Mit diesem Benehmen stimmt die Art seiner Beredsamkeit durchaus zusammen, die in dem Tone des derben, abspringenden Volkswitzes bald hier= bald dorthin schlägt, ohne je bei einem Gegenstande länger zu verweilen, ohne sich um den Gang der Debatte oder die Stimmung der Zuhörer im mindesten zu kümmern. Um den Eindruck zu begreifen, den eine derartig abgerundete Persönlichkeit auf unsre Pairs machte: braucht

man sich nur zu erinnern, daß seine Gegner sammt und sonders Konstitutionelle waren. Ihrer „dreieinigen Souveränität" gegenüber reichte Gerlach's Logik vollkommen aus: selbst die derben, handfesten Späße mußten Leute in Verwirrung setzen, die ohne jeden positiven Halt nur die alte Phrase: „weder Anarchie, noch Reaktion" wiederzukäuen wußten. Ein Gerlach bedarf, wenn er durch scheinbare Consequenz etwas bedeuten soll, der Konstitutionellen nothwendig als Folie — wie auch sein Organ, die „Neue Preußische", mit dem Verfall des Konstitutionalismus täglich selbst matter und langweiliger wird. Man sah sich anfangs in stummem Erstaunen an, sobald Gerlach die Rednerbühne betrat, und vermuthete eine gewaltige physische und geistige Macht im Hintergrunde einer solchen Rücksichtslosigkeit. Nach und nach jedoch faßte man sich ein Herz, und gedachte, im Gefühl der Repräsentantenwürde „einstürmender Abwehr." Die Beklommenheit machte dem Aerger darüber Platz, daß das Vaterland in Gefahr schien, bis in eine mythische Vorzeit „gerettet" zu werden. Man ward bitterböse und wollte sich der boshaften Witze durch den stürmischen Ruf: „Zur Sache!" erwehren — Gerlach bat lächelnd um Entschuldigung, daß er eine hohe Versammlung noch länger mit seiner Einleitung aufhalten müsse; man versuchte, ihn zu widerlegen — Gerlach nickte den Gegnern freundlich zu. Lärm und Gründe waren gleich vergebens, da der Redner sich durch den einen nicht stören ließ, und auf die andern nicht einging. Doch als stets dieselben Manoeuvres, dieselben Redensarten wiederkehrten, ohne daß ihnen je die entsprechenden Thaten folgten: da verlor sich allmälig mit der Angst auch der Zorn. Die Kammer erinnerte sich des Sprichworts über das Bellen der Hunde, faßte das bisher so unheimliche Gespenst näher in's Auge und fand bald heraus, daß es Nichts weiter war, als der polternde Alte aus der Komödie. Sobald diese Entdeckung einmal gemacht war, war Gerlach verloren. Seine Gegner ließen nunmehr Gründe und Lärm bei Seite, hüllten sich in dasselbe Phlegma, durch welches Gerlach bisher unüberwindlich war, und vernichteten ihn mit seiner eignen Waffe. So oft seitdem der einstmalige Schreckensruf ertönte: „der Abgeordnete Gerlach hat das Wort" brachte er keine weitere Wirkung hervor, als daß jedermann eine möglichst bequeme Stellung einnahm, um in behaglicher Ruhe und mit heitrem Lächeln die Thaler- und Groschenwitze zu genießen. Die sogenannte „Linke" erwehrte sich, in echt konstitutioneller Weise, durch Ignoriren und durch die Macht der Gewohnheit des Kobolds, für den sie den richtigen Bannspruch nicht aufzufinden wußte!

Und die Kammer hatte Recht, wenn auch nicht in ihrem Sinne! Jene muthige Consequenz ist reine Aeußerlichkeit des Benehmens und Vortrags: selbst dem Gedankengange seiner Reden — von Thaten ganz zu schweigen — ist sie fremd. Sobald man dieselben schärfer analysirt, stößt man allenthalben auf elende Sophismen, mit welchen er die gröbsten Inconsequenzen mühsam überkleistert. Wir wollen hier nur den Grundwiderspruch hervorheben, der uns den letzten Schlüssel zu Gerlach's eigentlichem Charakter giebt. Er erklärt nach wie vor das Motto des „politischen Wochenblattes" für seine Devise: „nous ne voulons pas la contrerévolution mais le contraire de la révolution"; damit aber stellt er sich ausdrücklich auf den Boden des Rechtes und verläßt den der Revolution. Wie kommt denn der Mann des Rechtes dazu, sich gegen spätere Gesetze auf frühere zu berufen? das historische Recht als ein Conglomerat zu betrachten, aus dem man nach Belieben bald dieses, bald jenes Ingredienz herausgreifen kann? den Eid auf die Konstitution in einen „Schwur auf die gesammte preußische Staatsverfassung" zu verwandeln? — Eine solche Verklausulirung ist albern im Munde eines Revolutionair's, der, um Neues zu schaffen, sich nicht darauf zu berufen braucht, das Neue sei schon einmal alt gewesen: sie ist überflüssig oder noch etwas anderes im Munde eines Rechtsmannes, der sich bewußt sein muß, daß er mit der Verfassung zugleich die Aufhebung aller entgegenstehenden älteren Verordnungen und Verträge beschwört. Sie paßt dagegen vortrefflich für den, der nur aus Mangel an Muth vor der Revolution zurückbebt — der herzlich gern mit einem wurmstichigen Codex, wie der Staats-Demokrat mit einem nassen Plakat eine Umwälzung machen möchte, wenn sich der Streit nur mit solchen Mittelchen ausfechten ließe — dem die Kraft gebricht, um der Kammer offen zuzurufen: „Das historische Recht ist die Gewalt; im vorigen Jahre stand dies Recht auf Seiten unsrer Gegner, heute wollen wir versuchen, es auf die unsre zu bringen!" Als ob eine Revolution sich anders rückgängig machen ließe, als durch die Kontrerevolution!

Was aber bleibt einer Partei, die — eingestandnermaßen — von ihren eignen Anhängern verlassen, einen Schlachtruf erhebt, den niemand mehr versteht? die in sich selbst nicht die Kraft findet, den gespenstischen Nachtgestalten, für die sie kämpft, neues Leben einzuhauchen? die in ihre Prinzipien nicht einmal so viel Vertrauen setzt, um sie klar und muthig zu bekennen?

Es bleibt ihr die Hoffnung auf Rußland und die Lanzen der Kosacken, wie der Staats-Demokratie die auf Ungarn und Frankreich; der große Czaar ist daher auch, nächst der Bibel, derjenige Tröster, auf den die „Neue Preußische Zeitung" die Gläubigen am liebsten verweist — natürlich Alles zur größren Ehre des Christenthums und des ruhmvollen Hauses der Hohenzollern.

---

## II.

# Stahl.

Dem allzeit rüstigen Klopffechter lassen wir den geschmeidigen, eleganten Doktrinair folgen, den eigentlichen Führer der christlich-germanischen Partei. Aus Unkenntniß wirft man beide Männer gewöhnlich in Einen Topf, und doch prägt sich die tiefe Verschiedenheit ihres Wesens schon in der Gestalt auf's deutlichste aus. Stahl ist eine kleine, schmächtige Figur, an der jedes Glied, bis auf die bewegliche Zunge, eine wunderbare Elasticität besitzt; diese kommt ihm auf dem Katheder wie auf der Tribüne, wo er nie ein Concept benutzt, vortrefflich zu Hilfe, und giebt seiner Rede die Lebendigkeit, die er in seiner monotonen, trocknen Stimme vergeblich suchen würde. Das bleiche, von rabenschwarzem Haar umsäumte Gesicht mit dem stechenden Blick und der stark hervorragenden, vom „Kladderadatsch" so trefflich copirten Nase, verräth den jüdischen Ursprung auf den ersten Blick. Wir würden diesen Umstand wahrhaftig nicht der Erwähnung werth halten, wenn er uns nicht über Einen Charakterzug Stahl's und über Eine Seite seines „christlichen Staatsrechts" Aufschluß gäbe — wir meinen den Haß gegen den Mosaismus, der durch das System wenigstens nur zum Theil erklärt wird. Denn Stahl ist kein schroffer Anhänger des christlich-germanischen Staates in seiner ganzen Reinheit: er ist durchweg vermittelnder Natur, und sucht mit größter Aengstlichkeit alle noch vorhandnen conservativen Elemente zusammen, um dadurch die Reste des Mittelalters zu regeneriren, der Neuzeit anzupassen und seinem „vollkommensten Staate" die nöthige Stabilität zu geben. Woher also dieses Aergerniß an einem für sein Gebäude trefflich geeigneten Baustein, dessen unerschütterliche Festigkeit die Feuerprobe von Jahrtausenden bestanden hat? Nach der „Rechtsphilosophie" billigt er es nicht nur, wenn der deutsche Bund den Juden blos die

bürgerlichen Privatrechte zugesteht, sondern er nimmt auch diese Concession an einer andern Stelle wieder zurück, und findet es höchst bedenklich, ihnen die Erwerbung von Grundbesitz oder den Eintritt in Gewerbe, die geschlossne Corporationen bilden, einzuräumen: „es würde dadurch ein Theil des Grundbesitzes oder der Standschaft gleichsam aus dem Staatsverbande ausscheiden."

Stahl dankt seine Bildung vorzüglich süddeutschen Universitäten, was nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung geblieben ist. Seine Studien sind — davon liefern die Schriften des Mannes den klaren Beweis — weit weniger auf solide, detaillirte Kenntnisse, als auf eine zierliche Blumenlese aus allen Zweigen des Wissens gerichtet gewesen, wie sie für seine vorgefaßten Ansichten und praktischen Zwecke gerade paßte. Freilich ward er auf der andern Seite auch eben dadurch, daß er ein bestimmtes System mitbrachte, vor nutzlosen Grübeleien und trockner Pedanterie bewahrt. Alles, selbst seine Phantasieen über die Dreieinigkeit, bezieht sich bei ihm auf „des Lebens goldnen Baum" und verläßt das Reich der „grauen Theorie." In seinem doctrinairen Wesen erkennt man zwar ohne Mühe den Professor, gleichzeitig aber in der eleganten Manier, in dem fortwährenden Hinblick auf alle Einwürfe, die man ihm machen könnte, in dem Eingehn auf die Stimmung der Zuhörer, den Weltmann, der auf dem Katheder so gut wie auf der Tribüne weniger Lehrer als Agitator ist. Schon als Student beabsichtigte Stahl auf seine Commilitonen einzuwirken, indem er sich an dem damaligen Treiben der Burschenschaft betheiligte und dieser seine eigene Richtung aufzudrängen suchte. Er fand indeß in Heidelberg an Feuerbach einen vollkommen gewachsnen Gegner, der ihm bereits damals eine bedeutende, aber nicht beneidenswerthe Zukunft prophezeite. Seine bekannte und in kleinen Schriften zur Genüge dargelegte Tendenz half ihm schnell zu einer Anstellung als ordentlicher Professor in Baiern, erst in Würzburg, dann in Erlangen. Das gefällige, auf Süddeutsche vortrefflich berechnete Benehmen, die freundliche Herablassung gegen die Studenten, die sich auch in fröhlichen Gelagen bei echtem bairischen Bier bekundete, verschaffte ihm hier bald, was er suchte — bedeutenden Anhang, so daß er sich nicht mit Unrecht schmeicheln kann, mit Gambrinus' Hilfe eine neue historisch-juridische Schule begründet zu haben. In diese Zeit fällt die Entstehung seiner „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht."

Inzwischen genügten ihm diese südlichen Erfolge doch nicht voll-

kommen: er war entschlossen, auch den Norden zu bekehren und wandte sein Auge sehnsüchtig nach Berlin, wo durch Eichhorn eben eine neue Sonne für den christlichen Staat aufzugehen schien. Da er in dem erwähnten Buche dem „politischen Wochenblatte" und dem Club der Wilhelmsstraße maßlose Lobsprüche spendete, konnte es nicht ausbleiben, daß der Cultusminister auf den Convertiten aufmerksam ward, und so erfolgte bereits im Jahre 1841 seine Berufung nach Berlin. Man erinnert sich hier wohl noch der Aufregung, die dieser Schritt, in Verbindung mit andren von derselben Richtung, hervorrief. Zunächst waren Hegel's Schüler außer sich über die Blasphemie gegen ihren Herrn und Meister — dann aber fühlten alle Gebildeten bis auf die Eingesandt's der „Vossischen", sich im Innersten verletzt durch einen Akt, der gleichsam ein Verdammungsurtheil über die gerühmte Intelligenz der Residenzler aussprach. Stahl hatte in seinen ersten Vorlesungen einen schweren Kampf zu bestehen — um so schwerer, als die Oppositionswuth der Zuhörer in ihre Füße gefahren war, und bairisches Bier sich offenbar nicht als Beschwichtigungsmittel anwenden ließ. Jedoch gelang es ihm, durch feste, ruhige Haltung dem Unwesen ein Ende zu machen; namentlich trug die kalte Bemerkung: „Ich kann nur Sie selbst wegen dieser Störungen bedauern!" viel zur Beschämung und Beruhigung seines Auditoriums bei. Von allen Seiten regnete es Broschüren gegen den ungebetnen Gast, und ein lustiges Intermezzo des literarischen Kampfes war es, daß Stahl sich durch Woeniger vertheidigen ließ. Fast eben so wunderbar wie diese Harmonie, ist die Zwietracht, in der Stahl seit seiner Ankunft in Berlin fortwährend mit Schelling lebte. Doch zwei Ansiedler, die es auf Occupation desselben Terrains abgesehen haben, die im Grunde beide dasselbe Mittel zur Beglückung der Menschheit in der Tasche tragen, können unmöglich in Frieden neben einander bestehen — nach dem Gesetze der Nothwehr muß Einer weichen. Daß Stahl der glücklichere Colonist gewesen, ist nur ein neuer Beweis für seine umsichtige Schmiegsamkeit und schnelle Orientirungsgabe.

So gut wie man die Ansichten Stahl's häufig mit denen Gerlach's identificirt, scheut man sich auch gewöhnlich nicht, sein System mit dem Haller'schen in Eine Kategorie zu bringen. Nichts kann ungerechter sein: aber Haller ist reaktionair und Stahl ist reaktionair — ergo, das ist Logik, mit der die meisten unsrer Blätter auskommen. Haller hält am Boden des Mittelalters mit unerbittlicher Strenge fest: seine goldne Zeit liegt in der Vergangenheit — jede historische Entwick-

lung derselben ist eine Verschlimmerung, eine Abweichung von den alleinseligmachenden Prinzipien; nur eine gewaltsame Zurückschraubung der Geschichte bis zu den Tagen der Hohenstaufen könnte nach ihm die Menschheit vom Verderben retten. Sein Staat ist nichts weiter als ein Conglomerat von Privatpersonen: der Fürst besitzt seine Krone kraft keines andern Titels, als der geringste Unterthan die Erbschaft seiner Vorfahren oder die Privilegien seines Standes. Revolutionen der Völker und Staatsstreiche der Könige sind daher nach Haller durchaus nichts Unerlaubtes: sein Ideal fällt in jene Zeiten, wo das Faustrecht den Codex ersetzte. Fürsten und Unterthanen mögen zu den Waffen greifen, sobald sie sich in ihren Standesvorrechten bedroht sehen: nach Beendigung des Kampfes läßt sich das neue Recht wiederum auf keinem andern Boden gründen, als auf der Uebermacht der siegreichen Majorität über die besiegte Minorität. Wie man auch sonst diese mittelalterliche Weltanschauung beurtheilen mag, man wird schwerlich in Abrede stellen können, daß Haller's System ein abgerundetes, konsequentes Ganzes bildet, aus dem sich kein einzelner Stein herausnehmen läßt, ohne das Gebäude mit Einsturz zu bedrohen. Die Stärke Haller's ist dann, wie immer, zugleich seine Schwäche: man mag seine Theorie als einen gelehrten Bau bewundern oder verdammen — ihre praktische Anwendung, die der Verfasser doch vorzüglich im Auge hatte, ist nicht ausführbar und deshalb auch nicht zu fürchten.

Ganz anders Stahl! Zwar sucht auch er die Materialien zu dem „vollkommensten Staate" in der dunklen Ferne des Mittelalters, in den Ständen und Zünften: aber sein Ideal liegt in der Zukunft — er verlangt und glaubt an eine fernere Fortbildung der mittelalterlichen Institutionen, und greift Haller mit nicht geringerer Animosität an, als die Lehrer der Revolution und Volkssouverainität. Um nun die aus dem Mittelalter hinübergeretteten Trümmer der Neuzeit anzupassen, muß er sich, da es auch ihm um ein vollständiges System zu thun ist, zunächst nach einem andern Prinzip für seinen Staat umsehn. Er glaubt dies im Christenthum gefunden zu haben, das er zuerst — nicht gleich seinen Vorgängern als mystisch=romantische — sondern, wie er sich selbst rühmt, als nüchtern=doktrinaire Grundlage in die Politik eingeführt hat. Der Staat ist nach ihm „eine Anstalt Gottes über den Menschen, ein gegliederter Organismus, dem sie als dienende Glieder angehören, ein jeglicher zu seiner bestimmten Stelle und Verrichtung"; ein Götze, dem der Einzelne, nicht gezwungen, sondern in stumpfer Verehrung, Alles zu opfern bereit sein soll — ein echt orientalischer Moloch, der dankende

Lobgesänge von den Eltern verlangt, die freiwillig ihre Kinder seiner tödtenden Umarmung preisgegeben. So tief ist er von dieser Anschauungsweise durchdrungen, daß er einen langen Abschnitt seines Lehrbuchs dem christlichen Prinzip der Polizei widmet. An die Stelle der mittelalterlichen Privatberechtigung tritt also nunmehr, von der Krone bis zu dem geringsten Standesprivilegium, die göttliche Einsetzung, und demgemäß an die Stelle gewaltsamer Abhilfe die christliche Duldung. Von dieser Basis aus wird dann die weitere Entwicklung der ständischen Institutionen organisirt, natürlich in der Voraussetzung, daß die Interessen jedes einzelnen Standes mit denen aller übrigen im Widerspruch stehen. Demungeachtet will Stahl den Stand der Geistlichen, Bürger und Bauern in Einer Kammer vereinigen, die nach Köpfen abstimmen soll: wie dies nach der aufgestellten Prämisse zulässig ist, wird mit Stillschweigen übergangen. Er findet nur, daß der concentrirten Regierung und dem Staatshaushalt gegenüber, zu dem die Provinzialbudgets zusammengeschmolzen sind, eine solche „Concentrirung der Standschaft," wie er es nennt, nothwendig ist. Aus der Nothwendigkeit folgert er die Möglichkeit, ohne zu bedenken, wie er durch eine derartige Concession das Fundament seines ganzen Systems, den unheilbaren Streit zwischen den Interessen der einzelnen Stände, über den Haufen wirft. Dem Unterhause steht ein Oberhaus zur Seite, das den hohen Adel umfaßt: der Doctrin zu Liebe muß auch dieser wiederum ein besondres Interesse vertreten. Stahl überweist ihm demgemäß die „politische Ehre des Staates" und stellt seiner Sorgfalt namentlich die Controllirung der auswärtigen Politik anheim; „hiezu eignet er sich am besten" — heißt es in dem erwähnten Buche — „da er über den Sorgen des gewöhnlichen Lebens dasteht und die höhere Politik mit den Interessen der niederen Stände beinahe immer in Collision kommt". Eine Bemerkung von eben so komischer Naivität, als unzweifelhafter Wahrheit! Ist denn dem Herrn Geheimerath dabei noch nie der Gedanke gekommen, daß die „niederen Stände" leicht einmal kurzen Prozeß machen könnten mit der ganzen „höheren Politik," die das Oberhaus repräsentiren soll, wenn man ihnen die Gefahren, mit denen diese imaginaire Größe die sehr reellen Größen des Alltagslebens und des Beutels bedroht, so mit dürren Worten auseinandergesetzt? Die Bemerkung schmeckt wahrhaftig nach einem radikalen Freihändler! — Es versteht sich übrigens von selbst, daß der König trotz jenes Landtags selbstständig und nach eignem Willen regiert; das ist ein ihm von Gott verliehnes Recht, dessen er sich nicht entäußern darf, ohne sich einer

Rebellion gegen den Schöpfer schuldig zu machen. Man sieht, Herr Stahl scheidet durch seine untrügliche Doctrin das Göttliche von dem Menschlichen in den mittelalterlichen Institutionen: aber weshalb ist die ständische Sonderung in 3 bis 4 Kammern, die der Professor so leichtfertig aufhebt, nicht ebenfalls eine göttliche Einrichtung? Es ist schwer zu erkennen, warum die Bauern sich nicht ebenfalls im Zustande der Auflehnung gegen den göttlichen Willen befinden, wenn sie ihre Ansprüche auf eine eigne Curie fahren lassen.

Doch gleichviel! Wir haben hier jedenfalls mehr vor uns, als bloße Theorie: das Ganze ist ein verständliches System, passend zur praktischen Agitation, das sich durch allerhand schlaue Compromisse und glückliche Concessionen der Neuzeit angepaßt und den Haller'schen schroff-consequenten Gewaltstaat in einen Rechtsstaat verwandelt hat. Schade nur, daß Compromisse immer hinken, daß es nie gelingen will, eine Maxime zu bejahen und ihre radicalen Folgerungen zu verneinen, ohne daß die Strafe auf dem Fuße folgt. Der faule Fleck in diesem christlichen Rechtsstaat ist wahrlich nicht so schwer zu finden! Ja, Stahl selbst weist auf ihn hin, wenn er die Constitutionellen sehr witzig fragt: „Den König also überwacht das Parlament, das Parlament die Verfassung, die Verfassung die Nationalgarde, — wer aber überwacht denn die Nationalgarde?" — Um einen Dahlmann, mit seinen drei sich balancirenden Gewalten, aus dem Felde zu schlagen, dazu genügt solche Logik freilich vollkommen: aber Herrn Stahl's System hat genau dieselbe Aehnlichkeit mit der Geographie der Chinesen, welche die Erde bekanntlich auf einem Elephanten und diesen auf einer Schildkröte stehen lassen, ohne sich um die folgende Stütze den Kopf zu zerbrechen. Acceptiren wir für einen Augenblick seinen doctrinairen Rechtsstaat, ohne uns jedoch zu voreilig der Freude hinzugeben, daß Revolutionen und Staatsstreiche auf ewig daraus verbannt sind. Der Professor selbst muß, um den Beirath der Standschaft zu rechtfertigen, in dem Könige eine göttliche und eine menschliche Natur unterscheiden, und zugeben daß die erstere durch die letztere verdunkelt werden und sich in Irrthum und Bosheit verkehren kann. Wie nun, wenn dieser Fall wirklich eintritt und der Beirath der Stände, welche in das göttliche Recht der königlichen Selbstregierung nicht eingreifen dürfen, ohne unchristlichen Frevel zu begehen, ungehört verhallt? „Dann geschieht dies um des Volkes Sünde willen und muß in Demuth ertragen werden", meint Herr Stahl. Gleich darauf findet er indeß selbst, daß diese Ansicht etwas zu naiv-gemüthlich

ist, um einem Lehrbuch des Rechtes zur Grundlage dienen zu können: er hilft sich daher auf andre Weise, mit Citaten aus Luther. „Gott wird alsdann ein Revolution zulassen, ohne daß sie deshalb gerechtfertigt wäre, er wird Fürsten und Völker wechselweise durch einander züchtigen!“ Aber um's Himmelswillen, Herr Professor, schlafen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, daß auf diese Art das nothwendigste Ingredienz Ihres christlichen Rechtsstaates eine Majorität von Unchristen ist, welche von Zeit zu Zeit die vielgerühmte Maschine wieder in das richtige Geleise bringt?!

Daß aus diesem Einen schreienden Widerspruch tausend kleinere folgen, die durch gewandte Sophismen, oft aber auch durch ein lächerlich freches Ohrfeigen der Geschichte mühsam verdeckt werden — liegt auf der Hand. Wir wollen Herrn Stahl auch hierin nicht zu nahe treten, und ihm herzlich gern jedes Verdienst lassen, das ihm gebührt. Es war z. B. ein ganz niedliches Wortspiel, wenn er auf der Tribüne der ersten Kammer dem Steuerbewilligungsrechte nicht das Steuerverweigerungsrecht, sondern die Steuerbewilligungspflicht gegenüberstellte. Mißlicher schon war seine Vertheidigung der Fideicommisse. Kühne und Dieterici hatten sich auf die Worte Stein's berufen: „Die Hauptaufgabe des Staates besteht darin, die Hemmnisse des freien Erwerbes aus dem Wege zu räumen, nicht aber die Richtung desselben zu leiten!“ — und diese negative Thätigkeit des Staates als den besten Damm gegen die Theorieen des Socialismus bezeichnet. Dagegen erhob sich Stahl mit großem Eifer. Gerade im Gegentheil, die Socialisten hätten vollkommen Recht, wenn sie vom Staate verlangten, er solle alles reglementiren und organisiren: ihren Hirngespinsten liege manche brauchbare Wahrheit zu Grunde. Nur dafür müsse man sorgen, daß jene Ideen nicht bis in ihre radikalen Konsequenzen ausgeführt würden, und das geschehe am Besten durch großen, gesetzlich untheilbaren Grundbesitz. Wir haben hier wieder denselben unglücklichen Kompromiß wie oben; denn jene Worte sagen im Grunde nichts andres als: „der vollkommenste Staat braucht eine gehörige Anzahl von Spitzbuben, um eine tüchtige Polizei auf die Beine bringen zu können!“ — Wenn aber Herr Stahl endlich gar so weit geht, das Steuerverweigerungsrecht des englischen Parlaments für „einen blos zufällig aus dem Mittelalter überkommenen Usus“ zu erklären: wenn er behauptet, den preußischen Provinzialständen habe ein viel wirksameres Veto zugestanden, als der englischen Krone seit William III. — so geräth man in der That in Versuchung,

den Herrn Professor selbst für eine vorsündfluthliche Species zu halten, die nur durch Zufall dem Schicksal andrer Fossilien entgangen, und der Gegenwart lebendig „überkommen" ist!

Neben diesen Lächerlichkeiten, welche die Blößen des Systems verhüllen sollen, laufen andre her, die sich als nothwendige Konsequenzen aus demselben erklären. Unter diesen steht eine wahrhaft komische Wuth gegen die Presse obenan, die natürlich unter strenger Censur gehalten werden muß. Sein Haupteinwurf gegen diese „Anstalt" ist, daß sie „nicht von bestimmten Berufenen versorgt wird." Allerdings, für einen Staat, der über den Menschen steht und kraft göttlicher Autorität Alles verballhornt, kann es nichts verhaßteres geben, als eine unabhängige Institution, die nur einzelne Menschen und freie Thätigkeit kennt: es ist für Stahl „der Gipfel unnatürlicher Zustände, wenn Leute von Amt und Würde ein Journal um seine beipflichtende Meinung ersuchen müssen." Mit spaßhaftem Aerger kommt er zu wiederholten Malen auf diesen Punkt zurück, und bemerkt in dem Kapitel über die Bildung der Standschaft ausdrücklich, daß auf keinen Fall Journalisten als Vertreter zugelassen werden dürften. Journalisten und Juden mögen sich gegenseitig trösten — sie fahren im christlichen Rechtsstaat durchweg am schlimmsten! Indeß, wie wir schon öfter gesehn, unsre christlichen Germanen sind in der Praxis stets ungefährlicher, als in der Theorie. Als am 22. Mai die That eines Wahnwitzigen allen „staatsmännischen" Köpfen eine würdige Veranlassung gab, Pläne zu einer neuen „Organisation" der Presse auszuhecken: da trat gerade die „Neue Preußische Zeitung" mit dem Vorschlage hervor, nur Deputirte als Redakteure zuzulassen! Aus der übernatürlichen Einsetzung des Staates folgt dann auch, daß dem Inquisitions- der Vorzug vor dem Accusationsverfahren gegeben wird, da es eines so vornehmen Gemeinwesens unwürdig ist, als Ankläger in den Gerichtssaal zu treten. Dagegen wird es unsern Staats-Demokraten sicher eine Ueberraschung sein, zu hören, daß Stahl in gewisser Beziehung einer ihrer eifrigsten Anhänger und ein feuriger Lobredner des „passiven Widerstandes" ist. Freilich bleibt diese contradictio in adjecto auch in seinem Munde eine ziemlich inhaltsleere Phrase, da er sich nicht einmal die Mühe giebt, die Grenze zwischen dem erlaubten passiven und dem verbotnen activen Widerstande scharf zu ziehen: indeß ist ein derartiges Hausmittelchen durchaus nothwendig für seinen christlichen Rechtsstaat; die Tirade soll ihm über das Dilemma hinweghelfen, in das sein „vollkommenster Staat" nothwendig gerathen muß,

wenn die von Gott eingesetzten Institutionen in unangenehme Collisionen mit einander kommen. Nicht glücklicher sind die Beispiele gewählt, in denen Stahl den passiven Widerstand für zulässig hält: obenan unter ihnen stellt er einen Soldaten, von dem der Staat etwa Henkerdienste verlangen sollte! Ist der Herr Professor noch derselben Ansicht nach den Scenen von 1849? Komisch genug und bezeichnend für die Flitterhaftigkeit der Studien Stahl's ist endlich das Unglück, welches ihm in Betreff Frankreich's begegnet ist, das er fast auf jeder Seite als warnendes Exempel und Schreckbild unnatürlicher Zustände aufstellt. Fast möchte man glauben, der gallische Hahn habe sich an ihm gerächt, wenn man sieht, wie Stahl, trotz aller gelehrten Citate, den Eintritt der französischen Revolution mit großer Emphase von einer Rede Mirabeau's datirt, die, wie die Kritik längst erwiesen, nie gehalten worden ist. Doch das ist süddeutsche Manier, und nicht weiter darüber zu rechten!

Aus alle dem ergiebt sich leicht, wie himmelweit das Auftreten und die Wirksamkeit der beiden Führer der äußersten Rechten in der Kammer von einander verschieden sein mußte — zwei völlig heterogene Naturen, die eben nur in den ersten politischen Grundanschauungen übereinstimmen und unter vier Augen oft genug zusammenstoßen mögen, die selbst in unserm Oberhause nicht immer Hand in Hand gingen. Obwol sie vorläufig noch dasselbe Ziel haben — gänzliche Besiegung der Revolution; obwol beiden das mittelalterlich-ständische Element für das alleinseligmachende, und der Absolutismus à la Louis XIV. eben so gut für eine gottlose revolutionaire Erscheinung gilt, wie Kopfzahlwahl und Volks- oder Parlamentssouverainität; obwol beide, durch Wortgeklingel sich selbst und andre zu täuschen bemüht, das Gegentheil der Revolution und nicht die Contrerevolution wollen: gehen die Wege, die sie einschlagen, doch auseinander, und was sie vorläufig noch verbindet, ist blos der gemeinsame, zwar besiegte, aber nicht vernichtete Feind. Gerlach, eigentlich unbedingter Anhänger Haller's, nur ohne den nöthigen Muth und die nöthige Klarheit, um dessen gewaltsame, schroffe Theorie von der vollständigen Restauration des Mittelalters in ihrer ganzen Nacktheit zu proklamiren, mußte nothwendig in den Hintergrund treten; er konnte nichts thun, als die Prinzipien hinstellen, ohne sich irgend welche praktische Wirksamkeit zu versprechen. Stahl, dessen ganze Doctrin eben ein geschickter Compromiß zwischen Mittelalter und Neuzeit ist, richtete seine gewandten Bemühungen überall nur auf das „möglich Er-

reichbare". So ward der letztere zum Gründer und Führer der Partei, während der erstere eigentlich nur die Rolle des burlesken Kritikers spielte, da er selbst auf den Kampfplatz noch gar nicht gehörte. Wir haben der Wunder schon viele erlebt und zu den Unmöglichkeiten gehört es keineswegs, daß auch Stahl einst neben Hengstenberg in den Reihen der Opposition steht, wenn anders ein Ministerium Gerlach in dem Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt.

Die Verschiedenheit beider Männer zeigte sich gleich in ihrem ersten Auftreten, bei Gelegenheit des Camphausen'schen Antrags in Betreff der deutschen Verfassung. Gerlach sprach ungescheut für die Herstellung der heiligen Alliance, während Stahl einem Arrangement durch ein österreichisch-preußisches Directorium nicht abgeneigt schien. Gerlach konnte in dieser Versammlung nur der Geist sein, der stets verneint, und ward so, wie jede blos negirende Kritik in einer zum Handeln berufnen Kammer, zuletzt zum Popanz: Stahl wollte hinreißen, überzeugen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß er oft bei den wichtigsten Gelegenheiten, z. B. bei der Steuerbewilligungsfrage, die Abstimmung des Hauses in seiner Hand hielt. Er hütete sich wol, jemals, gleich seinem Collegen, Amendements „auf Streichung des betreffenden Paragraphen" zu stellen: während Gerlach mit diesen einsam dastand, oft selbst von Stahl verlassen, richtete dieser seine Verbesserungsanträge stets so ein, daß die Männer des rechten Centrums, wie Kühne und Graf Itzenplitz, sich zur Mitunterzeichnung verstanden. So war sein Ansehn stets im Steigen, während das Gerlach's immer mehr auf den Nullpunkt herabsank; so gelang es ihm, aus der Rechten eine compakte Majorität zu bilden, und zu retten, was noch zu retten war. Auch besitzt er die Fähigkeit schnell zu repliciren und die Achillesferse des Gegners heraus zu finden, in weit größrem Grade als Gerlach, der seine Reden meistens schon ausgearbeitet in der Tasche mitbringt. Als z. B. ein Mitglied der Kammer gegen die Fideicommisse den unglücklichen Einwand machte, sie seien ein ausschließliches Vorrecht der Reichen, entgegnete ihm Stahl auf der Stelle, dann müsse der Ankauf von Häusern und Grundstücken ebenfalls verboten werden, denn auch dazu gehöre Geld. Noch größre Heiterkeit erregte er durch seine factische Berichtigung: „die Wolle kommt von den Schafen, und die Schafe werden auf Landgütern gezogen", als bei der Pairsdebatte der unglückliche Milde ihm entgegenkrähte, daß der Wollsack des englischen Lordkanzlers nicht ein Symbol des Grundbesitzes, sondern der Kalikotfabrikanten sei. Wurde auch die gleich-

gültige Frage durch den Witz nicht entschieden, so hatte Stahl doch die Lacher auf seine Seite gebracht.

Gleich Gerlach kann aber auch Stahl nur so lange auf Bedeutung Anspruch machen, als ihm Konstitutionelle gegenüberstehen: für diese Linke, aber auch nur für diese, war seine Logik allerdings unwiderleglich. Leute, deren ganze Weisheit in der Phrase vom Gleichgewicht der Gewalten besteht, mußten verstummen, wenn Stahl den handgreiflichen Beweis führte, daß ein Parlament mit unbedingtem Steuerverweigerungsrechte, factisch im Alleinbesitz der Souverainität sei. Selbst Dahlmann, „unser" Dahlmann, für Deutschland der verkörperte Inbegriff, fast möchten wir sagen der Erfinder des Konstitutionalismus, war auf ein sauersüßes Lächeln beschränkt, wenn Stahl ihm Lectionen über den „wahren Konstitutionalismus" ertheilte: der Mann schnitt ein Gesicht unter der Dialektik, die auf ihn einstürmte — etwa wie Mesmer gethan, wenn man ihm hätte beweisen wollen, er habe nicht den richtigen Mesmerismus entdeckt. Um das Maaß des Komischen voll zu machen, erlebte der Bonner Professor es gar, daß seine eigne „Politik" bei der Pairsfrage von Stahl als Zeugin gegen ihn aufgerufen ward, wie sie denn auch schon in der „christlichen Rechtsphilosophie" häufig als Bundesgenossin citirt wird. Aber während Stahl so die Constitutionellen ironisirt, treibt ein böser Kobold mit ihm selber sein Spiel: er ahnt die Wahlverwandtschaft nicht, die wirklich zwischen seinen und Dahlmann's Theorieen besteht, die den Hohn, mit dem er sich auf den Gegner bezieht, in bittre Selbstpersiflage verwandelt. Beide glauben an den Widerstreit der naturgemäßen Interessen in der Gesellschaft; beide denken im Staat ein Mittel gefunden zu haben, diese Widersprüche „auszugleichen", wie sie es nennen; beide täuschen sich durch Wortgeklingel über die einfache Wahrheit, daß ein Recept zur „Ausgleichung", oder besser gesagt, zur Unterdrückung berechtigter Interessen nur in der rohen Gewalt liegen kann; beide stehen daher auf demselben Boden des Kompromisses. Nur in der Art, wie sie den besten Staat „organisiren", d. h. mechanisiren wollen, weichen sie von einander ab: hier aber sind alle Vortheile auf Seiten Stahl's. Sind die Materialien, die er zu seinem Baue aus dem Mittelalter herüberschleppt, auch wurmstichig: sie geben immer noch eine solidere Basis ab, als das Nebelbild von der Dreieinigkeit der Gewalten. Sein Moloch von Staat, der die rücksichtslose Unterwerfung des Individuums verlangt, flößt wenigstens dem Respect ein, der an den Götzen glaubt; der Dahlmann's

repräsentirt nicht einmal ein, wenngleich abgestorbnes Princip. In diesem wird auch zwischen den Rechten des Staates und denen der Individuen auf's neue abgezirkelt und abgewogen, wie zwischen denen der einzelnen Stände: der Konstitutionalismus kann der Masse selbst nicht einen Fetisch hinstellen!

So bleiben die Kompromisse Dahlmann's ebensoweit hinter denen Stahl's zurück, wie die des letzteren hinter Haller's eiserner Logik. Hier hilft nur der Radikalismus, der ohne Bedenken die Lehre acceptirt, daß jeder Staat blos auf Gewalt beruhen kann, deshalb aber weder die Gesellschaft bis zur mittelalterlichen Barbarei zurückschrauben und mit dem Faustrecht die regelrechte Form des Staates wiederherstellen will, noch an eine Versöhnung des Unversöhnlichen denkt, sondern ganz einfach den Staat selbst zu beseitigen strebt, um die harmonische Entwicklung der Gesellschaft in freien Formen zu sichern.

---

# III.

## Walter.

Es war ein erbauliches Schauspiel, den Führer des rheinischen Ultramontanismus während der letzten Kammersession Hand in Hand mit den Männern des christlich=germanischen Staates wandeln zu sehn! Stahl, der Lutheraner vom reinsten Wasser, der schon in Baiern, den Blick sehnsüchtig nach dem nüchternen Norden gerichtet, in so häufige Kollisionen mit der römisch=apostolischen Kirche und ihrem Mysticismus gerieth, daß er sich in den Vorreden seiner Bücher stets genöthig sah, der Form wegen einige entschuldigende Komplimente anzubringen — und Walter, der specifische Katholik, der Verehrer des heiligen Rockes zu Trier: in unserm Oberhause saßen sie neben= und stimmten mit einander. „Wie fein ist es, wenn Brüder einträchtig zusammen wohnen!" mochte mancher der sparsamen Zuhörer vor sich hinmurmeln, wenn er gerührten Auges diese innige Freundschaft zwischen Protestantismus und Papstthum betrachtete.

Ja, sie reicht weit, die Bruderhand des christlichen Germanenthums: es umfaßt mit gleicher Liebe Alle, die sich vor einem unbegriffnen höheren Wesen in stumpfsinniger Demuth verneigen. Es kennt keine Exklusivität, weder in Bezug auf Nationalität, noch in Betreff der Religion oder des Standes; Autoritätsglaube heißt der rothe Faden, der sich über die ganze Erde hinzieht, und mittelst dessen allenthalben die nutzbaren Materialien zu dem gottgefälligen Bau wie Perlen aus den Tiefen überwundner Zeitalter herausgefischt werden. Die „Neue Preußische Zeitung," die unermüdliche Verfolgerin der armen Hebräer, hat selbst das rührende Bekenntniß abgelegt: „Nicht die alten orthodoxen Juden sind die gefährlichen, sondern die modernen abgefallnen" — versteht sich, nur insofern sie nicht bei der Taufe die alte Knechtschaft mit einer neuen

vertauscht haben! „Giebt es irgend etwas, vor dem Du das Knie beugst, das Dir tabu ist, dem Du nicht zu nahen, den Schleier nicht abzureißen wagst? irgend einen Punkt, wo der patentirte Diener der Gottheit Dich packen kann, um Dich mit Deinem Wissen und Willen der staatlichen Hierarchie als hilflose Beute vorzuwerfen? sei's Jehovah, sei's Allah — ob Christus oder ein Fetisch, gleichviel! mag es selbst ein unverdauter Begriff von der Gesellschaft sein! Auch die kleinste Dosis von Mysticismus in Deinem Gehirn muß Dich hinüberführen in die Reihen der Unsern!" — das ist der Spruch, mit dem Sarastro-Gerlach Jeden begrüßt, der den Tempel der modernen Isis betreten will.

Man sieht, der christlich-germanische Staat hat sich zum Kosmopolitismus erhoben, hat, wenn auch schweren Herzens, Verträge eingehn müssen, die in kurzer Frist von seinem Christenthum eben so wenig übrig lassen werden, als vom Germanenthum! Wird das Werk des Herrn überhaupt noch vollendet, so geschieht es nur durch allerlei Volk aus allerlei Ländern. Dieser Kompromiß der christlichen Germanen, zunächst mit dem Ultramontanismus, ist es, der Walter eine Stelle unmittelbar nach Stahl und Gerlach sichert: der Bonner Professor bildet den Mittler zwischen Haller's System und der Neuzeit in religiöser, wie der Berliner Geheimerath in politischer Hinsicht. Doch, ehe wir das Pflänzchen näher betrachten, nur ein paar Worte über den Boden, auf dem es entstanden, um sein Wachsthum leichter begreiflich zu machen.

Bonn gehört zu denjenigen Städten am Rhein, in denen der Katholicismus noch am intolerantesten auftritt; den naturgemäßen Gegensatz dazu bildet die protestantische Frömmelei des benachbarten Wupperthals unter den Auspicien Krummacher's und seiner Zöglinge. Der Einfluß dieser Lage auf die Fridericia Guilelmia Rhenana ist nicht zu verkennen; von allen preußischen Universitäten lastet auf ihr die dickste egyptische Finsterniß, die bis heute kein einziger Lichtstrahl durchbrochen. Jede Facultät bildet ihre abgeschloßne Kotterie, die einstimmig Front macht gegen alle neuen Gedanken, und in der der Einzelne wieder sein fertiges, abgeschloßnes System als Universalmittel anpreist, um den Kollegen die Zuhörer zu entlocken. Was bei den Theologen giftige Bigotterie ist, protestantischer und katholischer Sorte, das ersetzt bei den übrigen ein bissiger Doctrinairismus: Dahlmann's reiner Konstitutionalismus und die lutherische oder ultramontane Orthodoxie eines Nitzsch — der jetzt glücklich eine Anstellung in der Residenz errungen — oder eines Walter sind in Bezug auf ihre Wirkungen um kein Haar

breit von einander verschieden. Und wehe dem Eindringlinge, der es versuchen wollte, dort auf eignen Füßen zu stehn und die ehrwürdigen Perrücken auszuklopfen: Kinkel hat zur Genüge erfahren, welch ein Schicksal demjenigen droht, der mit dem Bonner Senat in Verbindung tritt, ohne auch die letzte Spur geistiger Frische von sich gethan und sich in irgend eins der bereitstehenden Prokrustesbette gefügt zu haben.

In irgend eins! einerlei in welches! Der Grund der heillosen, unaufhörlichen Quälereien, die Kinkel als Privatdocent dort zu erdulden hatte, lag nicht in dieser oder jener mißliebigen Ansicht, sondern einfach darin, daß er seinen Kopf für sich hatte, daß er auf keines Meisters Lehre schwören wollte, daß er mit Einem Worte keine verknöcherte Natur war, sondern an die Möglichkeit einer weitren Entwicklung des Individuums, wie des Geschlechtes glaubte. Schon daß er Verse machte, und noch dazu deutsche, genügte, um den Argwohn rege zu erhalten! Dann aber blieb er auch dem Kliquenwesen fern: das war sein eigentliches Verbrechen. Mochte er doch konstitutionell sein mit Dahlmann, romantisch mit Schlegel, absolutistisch mit Bethmann-Hollweg: er hatte ja der Auswahl genug — aber keiner der patentirten Kasten beizutreten, das ist das schwerste Vergehn, das ein Bonner Professor kennt. Die bloße Ahnung, es könne möglicher Weise mehr Dinge zwischen Himmel und Erde geben, als bisher im Kopf bestallter Gelehrten Platz gefunden, reicht hier hin, um den Verdacht der Staatsgefährlichkeit auf sich zu ziehn und das allgemeine Hepp! Hepp! hinter sich zu hören.

Fortentwicklung! ... Dies Eine Schreckenswort genügt, um alle Kotterieen der rheinischen Friedrich-Wilhelmsuniversität ihre Privatstreitigkeiten vergessen zu lassen, und ihre vereinte Wuth gegen den Unglücklichen zu kehren, der es ausgesprochen. Noch heute scheint der Geist des revolutionsverstorbnen Niebuhr über der ganzen Sippschaft zu schweben; und wessen Schema auch zunächst bedroht sein mag, sie fühlen Alle instinktmäßig die gemeinsame Gefahr, da sie sämmtlich vom Schematisiren leben. Eben weil jedwede einzelne Richtung dort am schroffsten und suffisantesten dasteht, eben deshalb amalgamiren sie sich nach außen hin leicht miteinander, da sie sich täglich, stündlich vom Zeitgeist bedroht sehn, da sie jeden Ausfluß desselben fürchten müssen. Kurz, was der christlich-germanische Staat im Großen erst allmälig erstrebt: das verbindende Glied zwischen allen Privilegirten zu werden, Alle unter seinem Dach zu vereinen, die in irgend welcher Weise auf Kosten der Freiheit und des Beutels Andrer zu leben gedenken — das ist in Bonn

bereits im Kleinen erreicht. Jede Art von religiöser oder literarischer Rechtgläubigkeit bildet dort eine patentirte Kaste für sich: dennoch verschieben sie den Kampf untereinander bis auf die Stunden der Muße und treten jedem Fremdling als Eine geschlossne Zunft gegenüber. Nirgends wurzelt daher auch die Feindschaft zwischen Professoren und Studenten tiefer; nirgends wurden die berüchtigten Edikte Eichhorn's, welche die Universitäten in Gymnasien zu verwandeln versuchten, mit größrer Freude begrüßt, als von dem Bonner Senat. Der Theologe, der sich zur Zeit der Farce von 1844 einen Scherz über den heiligen Rock zu Trier hätte erlauben wollen, wäre gleich schlimm bei dem protestantischen, wie bei dem katholischen Dekan gefahren: wenn der erstere auch nicht gerade an diesen Popanz glaubte, so wußte er doch, daß jeder Autoritätsglaube sehr gut zu benutzen ist, und daß an keiner speciellen Art desselben gerüttelt werden kann, ohne den Boden überhaupt zu lockern, und für neue, selbstständige Ideen empfänglich zu machen. Keinem von den dortigen Heroen der Wissenschaft fiel es deshalb auch ein, gegen jenen öffentlichen Skandal zu protestiren, dessen Mittelpunkt am Unterrhein gerade Bonn war: sie überließen die Ehrenrettung der Universität zwei jüngren Mitgliedern, die froh sein konnten, nach Marburg berufen zu werden, da ihre ältren Kollegen eine solche Verletzung des zwischen den verschiednen Zünften abgeschloßnen Herkommens kopfschüttelnd mißbilligten.

So viel von Bonn: der Leser wird aus den wenigen Worten entnehmen, welch' eine treffliche Schule Walter gerade in dieser Beziehung durchgemacht, ehe er in der haute-politique zum Vermittler zwischen dem Ultramontanismus und dem christlich-germanischen Staat berufen ward. In Bonn war er von jeher der Hauptvertreter des strengen Katholicismus, als dessen Verfechter er auch in weitren Kreisen durch sein „Lehrbuch des Kirchenrechts" bekannt wurde: behandelt dies gleich alle Konfessionen, so ist es doch im Wesentlichen nichts weiter, als eine mit geschickter Sophistik und Dialektik durchgeführte Vertheidigung der römisch-katholischen. Nicht leicht wird man ein Werk finden, wo diese Apologie so diplomatisch und dabei doch anscheinend so völlig absichtslos durchgeführt ist: es giebt wol, nächst Rousseau's Schriften, keine, wo der Leser schärfer auf seiner Hut sein müßte, um nicht von den einfachsten Maximen zu den unhaltbarsten Konsequenzen fortgerissen zu werden. Gleich in der Vorrede heißt es: „Sind die ersten Einrichtungen einer Verfassung noch vorhanden und ist blos das Verständniß der-

selben dem größren Theil der Zeitgenossen abhanden gekommen, so ist die Aufgabe die, den Sinn dafür wieder zu beleben." Haben wir noch nöthig, dies aus dem Ultramontanen in's Deutsche zu übersetzen? Mag es das Buch statt unsrer thun! Mit der größten Vorsicht unterscheidet Walter in dessen ganzen Verlauf, was noch zu halten, was wieder herzustellen, was aufzugeben ist. Aber selbst bei dem, was er fallen läßt, trägt er stets Sorge, das Odium von der Kirche auf andre Institutionen zu wälzen. Bei Gelegenheit der Inquisition z. B. sagt er: „die Ketzerei ward nur insofern bürgerlich gestraft, als sie in ein bürgerliches Vergehen überging — weil nämlich die Kaiser Schutzherren der Kirche waren. Spricht man also gegen die Ketzerstrafe, so klage man nicht die Kirche, sondern die politische Ordnung jener Zeiten an." Ist das gleich Wahnsinn, ist doch d'rin Methode! Also der Herr Professor weiß nicht, daß die Inquisition grade dem Jahrhundert ihre Entstehung verdankt, wo die Päpste nicht mehr zufrieden waren mit der gewaltigen geistigen Macht, die ihnen das Schutzamt über die Völker gegen die Fürsten verlieh; wo sie den Krummstab Gregor's VII. wegwarfen, um ihn unter Innocenz III. mit dem Scepter zu vertauschen? — weiß nicht, daß, bei den Inquisitionstribunalen so gut wie bei den Hexenprocessen, pfäffische und fürstliche Willkür sich in die Hände arbeiteten? Daß nachher bei der Theilung der Beute die weltliche Macht den Antheil des Löwen erschnappte, daß die Kirche sich schließlich ihr eignes Grab grub, durch den Albigenser- nicht minder als durch den dreißigjährigen Krieg, ist freilich richtig; doch kann eine solche Verrechnung am Wesen der Sache nichts ändern. Wir sagen „weiß nicht" — denn „will nicht wissen", ist eine hämische Phrase, wie wir aus Lessing gelernt.

Noch Ein Beispiel subtiler Deduktion! Aus dem unbestreitbaren Satze: „daß die Religion, gleich der Wissenschaft, der Sittlichkeit und der Kunst, auf ihre eignen Gesetze gegründet und deshalb unabhängig vom Willen der Regierung sei," entwickelt Walter die weitre Folgerung: „die Kirche wirke, als Leiterin des religiösen Elementes, gleich dem Staate, frei für ihre Bestimmung auf ihrem Gebiete; beide müßten Eingriffe mit Schonung abwehren, sich wie hilfreiche Glieder Eines Körpers erzeigen." Wie kommt der Professor dazu, hier durch eine kühne Wendung plötzlich Religion und Kirche mit einander zu verwechseln? Man sollte glauben, daß mit der Erkenntniß von den „eignen", immanenten Gesetzen, nach denen jene Hebel des menschlichen Lebens „wirken", jeder Gedanke an ihre „Leitung," jede Benutzung derselben als „hilf-

reicher Glieder" für immer aufgegeben, daß die Religion, die Wissenschaft Privatsache geworden sei. Mit nichten! Erst wird aus der innerlichen nothwendigen Freiheit beider geschlossen, daß der Staat ihnen keine Richtung octroyiren dürfe: im nächsten Augenblick wird uns die Freiheit eskamotirt, und als selbstverständlich vorausgesetzt, daß nun die kirchliche Hierarchie an die Stelle der staatlichen treten, und selbst das ungerechte Gut verschlingen müsse, das sie dieser so eben als sündhaften Besitz abgenommen. Wenigstens in diesem Einen Punkt hat der heilige Stuhl die Grundsätze der römischen Republik beibehalten: auch in ihr war es Gebrauch, die Unterwerfung eines Volks stets mit dem Aufruf zur Befreiung von den bisherigen Machthabern zu beginnen. Der ganze Kampf zwischen Kirche und Staat ist in seinem historischen Verlauf Nichts weiter, als eine ewige Wiederholung der Scene, die im Faust mit dem für Gretchen bestimmten Geschmeide gespielt wird — kann auch nicht eher aufhören, als bis man das gesammte Gebiet, der Wissenschaft wie der Religion, der unbeschränkten Konkurrenz überliefert.

Am spaßhaftesten jedoch ist die Rechtfertigung des Coelibats: „Die Kirche nöthigt Niemanden Geistlicher zu werden. Oder ist es etwa auch eine Beeinträchtigung der Menschenrechte, wenn der Staat verbietet, daß man nicht zugleich Professor und Schauspieler, Soldat und Handwerker sein darf?" Wir möchten dem Frager dieselbe Antwort geben, wie Lessing Goetze'n auf die Erkundigung, ob ein Pfarrer Komödiant sein könne und umgekehrt. Aber lassen wir es lieber, denn über die Menschenrechte würden wir doch nicht mit ihm einig. So glauben wir z. B. es sei entschieden gegen die Menschenrechte, wenn ein Professor seine Diäten als Deputirter in einer Konstituante verzehrt und gleichzeitig das Honorar für nicht gehaltne Vorlesungen bezieht, d. h. nicht gegen die Rechte desjenigen Menschen, der das Geld bekommt — wol aber gegen die Rechte derjenigen Menschen, die es bezahlen. Freilich bleibt Herrn Walter hier noch die Eine Ausflucht, daß auf deutschen Universitäten die Bescheinigung der Kollegien zum Behuf des Staatsdienstes das einzig wichtige Moment, das Hören dagegen eine bloße Förmlichkeit sei: wir sind indeß fest überzeugt, daß die Würde seines akademischen Zopfes ihm nicht gestattet, sich hinter dieser Wahrheit zu verschanzen!

Die Naivität, die sich in einer derartigen Logik ausspricht, die aber bei Walter stets mit einer tüchtigen Dosis praktischer Schlauheit gemischt ist, so daß jene Kindlichkeit nie zu seinem Nachtheil ausschlagen

kann, charakterisirt ihn auch auf dem Katheder. Die muskulöse, untersetzte Gestalt von mittlerer Größe, so wie das frische Gesicht und das dunkle, wenngleich wirre Haar verrathen eigentlich wenig von einem deutschen Gelehrten — nur an der gebückten Haltung des Kopfes erkennt man ihn. Im Blick scheint eine offne Unbefangenheit zu liegen, hinter welcher der Beobachter indeß bald die kluge Berechnung herausfindet. Eine quecksilberne Beweglichkeit, die dem kräftigen Mann ziemlich komisch ansteht und mit der Elasticität Stahl's nichts gemein hat, verläßt ihn weder auf dem Katheder noch auf der Tribüne; auch sucht er die herkömmliche, wichtigthuende Eitelkeit des Professors umsonst durch die scheinbare Zwanglosigkeit seines Benehmens zu verdecken — sie guckt durch das umgehängte Gewand überall nur um so possirlicher vor. Jedenfalls merkt auch der ungeschickte Psycholog schnell, daß er es hier mit einem von den Kindlein zu thun hat, die das Reich Gottes gepachtet haben und schon auf Erden gehörig zu verwerthen wissen.

Von den Studenten hat Walter den Beinamen des „Herzbrechenden" erhalten, dessen Entstehung eben mit dieser Seite seines Charakters zusammenhängt. Er pflegt in jeder Vorlesung wenigstens Eine Conjectur des „unsterblichen" Niebuhr zu besprechen — und fast jedesmal fügt er kopfschüttelnd in kläglichem Tone hinzu: „Meine Herren — das Herz bricht mir — aber diese köstliche Hypothese ist unhaltbar!" Brachte er den „Unsterblichen" doch selbst auf der Tribüne der ersten Kammer, als einen Deus ex machina, zum Vorschein, um Dahlmann durch die wehmüthige Erinnerung an die Zeit, wo der „Selige" ihnen beiden die Bruderhand gereicht, zur Aufgebung des Steuerverweigerungsrechts zu bewegen. Ein kühnes Beginnen! als ob Dahlmann nicht ein „Staatsmann" wäre! Noch greller trat jene Naivität in der Konstituante hervor, in unserm Oberhause hatte sie schon einen mehr politischen Anstrich: sie zeigte sich dort besonders in der Art, wie er seine Freude oder sein Mißfallen auszudrücken pflegte. Als ein Mitglied der Rechten die Linke des Bündnisses mit dem Pöbel beschuldigte, sprang Walter in die Mitte des Saales und klatschte lauten Beifall, bis das schallende Gelächter aller Parteien ihn auf seine komische Situation aufmerksam machte. Als dagegen Schramm sich als Republikaner bekannte, drehte er sich aus den Tagesordnungen und Amendements, die er bei sich hatte, mit großer Fingerfertigkeit eine Trompete, auf der er mit aller Kraft seiner Lunge unter die verhaßten Gegner hineinblies. Nicht immer jedoch reussirte sein kindliches Wesen. So ließ er sich im November gebrauchen,

um für den Brünneck'schen Klub in Brandenburg Deputirte anzuwerben, nachdem er dem „Regierungsrath v. Unruh" schriftlich angezeigt, er werde den Sitzungen der „Berliner Fraction" nicht mehr beiwohnen. Unter Andern suchte er den Notar Euler zu gewinnen, indem er an die Pietät des ehemaligen Schülers appellirte: „Bester Euler! folgen Sie Ihrem alten Lehrer! er weiß wahrhaftig besser, was Ihnen gut ist!" Der Angeredete lachte. „Hören Sie Euler!" — schloß der glänzende Ueberredungsversuch — „wetten wir eine Flasche Champagner! was gilt's, Sie sind zum 27. in Brandenburg?" Der würdige Professor hatte im Eifer vergessen, daß die Aussicht auf den Verlust eines Paré's eben nicht das geeignetste Mittel war, um seinem Zögling loyalere Grundsätze einzuflößen.

Mit derselben eigenthümlichen Mischung von Schlauheit und Natürlichkeit weiß er sich auch aus den Verlegenheiten zu ziehen, in die ihn sein Ultramontanismus mitunter bringt. So gerieth er nach der Ausstellung des heiligen Rockes in eine schiefe Stellung, als er in seinem katholischen Eifer so weit ging, an die Spitze einer Deputation zu treten, die den Bischof Arnoldi bei seiner Durchreise in Bonn bewillkommnete. Das war selbst dieser Musenstadt zu viel geboten; die Studenten rümpften die Nasen und Walter's Auditorium leerte sich zusehends — eins von den wenigen Ereignissen, die im Stande sind, einen nachhaltigen Eindruck auf das Herz eines deutschen Professors hervorzubringen. Er rettete sich indeß bald genug aus der kritischen Lage, indem er fortan jedem seiner Zuhörer das „Lehrbuch des Kirchenrechts" mit in den Kauf gab. So einfach das Faktum an und für sich ist, war es doch spaßhaft genug, einen zünftigen Gelehrten, der vom Staat vermittelst der Zwangskollegien ein unantastbares Privileg auf bestimmte Zweige der Wissenschaft erhalten, auf einmal genöthigt zu sehen, sich dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage zu unterwerfen, seine Schriften und Vorlesungen als Gegenstände der freien Konkurrenz zu behandeln. Ueberhaupt nahm es Walter in dieser Beziehung mit der akademischen Würde nicht so streng. Die Prinzen, welche sich auf der Fridericia Guilelmia Rhenana ausbilden, ziehn es gewöhnlich vor, die öffentlichen Hörsäle nicht zu besuchen, und die Lehrer, versteht sich gegen gute Bezahlung, zu sich nach Hause zu bestellen. Walter war Nationalökonom genug, um einen solchen Kontrakt ohne weitres einzugehn; sein Kollege Dahlmann dagegen, der alle Verhältnisse sofort auf das Maaß der Sittlichkeit reducirt, blieb seiner stoischen Grämlichkeit getreu, und erwiderte,

jedes derartige Gesuch, wie einst der griechische Philosoph das des römischen Kaisers: „die Prinzen seien seinetwegen in Bonn, und nicht umgekehrt.“ Indeß ist Dahlmann dabei wenigstens der konsequentere, wenn auch nicht der gescheidtere: die maßlose Eitelkeit, mit der Walter auf dem Katheder gewöhnlichen Zuhörern gegenübertritt, bildet einen komischen Kontrast zu seiner Herablassung in jenen Privatissimis. Unter andern gehörte es dort zu seinen stehenden Phrasen, bei jeder wichtigen Frage auf seine eignen frühren oder zukünftigen Schriften zu verweisen: „Die Sache ist zu bedeutsam, um sie hier abzumachen; ich könnte darüber ein Büchlein schreiben — so dick.“ Er pflegte dabei nämlich die Handflächen parallel zu halten, in einer Entfernung von einander, welche die Stärke des besagten Opus andeuten sollte!

In die Stellung der ultramontanen Partei zu dem preußischen Staat gewährte die constituirende Versammlung noch keinen klaren Einblick, da die Novemberkrisis eintrat, ehe die Schul- und Kirchenfrage zur Verhandlung kam. Lassen wir die unerwiesnen Gerüchte über bestimmte Verträge zwischen dem katholischen Klerus und der Regierung auf sich beruhn, so bleibt nur die Thatsache, daß alle diejenigen Deputirten zur äußersten Rechten gehörten, denen es Ernst war mit den Interessen der alleinseligmachenden Kirche. Berg bildete keine Ausnahme; denn der Führer des linken Centrums war ein arges Weltkind und nur sich selber Zweck und Ziel seiner Bestrebungen. Diese Anhänglichkeit an das Gouvernement, galt sie dem alten System, das mit seinen büreaukratischen Centralisationstendenzen den Katholicismus so vielfach verletzt? Schwerlich! Die Ultramontanen, mit der vielgerühmten Voraussicht des Jesuitismus, merkten ganz einfach zuerst, daß das Staatsschiff bei weitem so leck nicht war, als man glaubte; sie vertrauten ihm ihr Heil noch ferner an — ja, sie hielten den Augenblick gerade für passend, um von den wankenden Gewalten Concessionen zu erzwingen, indem sie die Hydra der Demokratie bändigen halfen. Und selbst wenn die Kontrerevolution, der sie die Hand boten, zu einer specifisch preußischen wurde, selbst wenn sie über ihre Absichten hinausging und ihre Pläne einstweilen vereitelte: sie konnten doch immer von dem christlich-germanischen Princip mehr erwarten, als von dem siegenden Radikalismus, oder von dem haltlosen Altliberalismus, der sich stets willenlos in's Schlepptau des jedesmaligen Siegers begab, und der damals eben in seiner Herzensangst mit den Kopfzahlwahlen auch für die kirchlichen Leiden ein Universalmittel gefunden zu haben meinte.

So war ihnen die Politik, die sie zu verfolgen hatten, durch die Lage der Dinge klar vorgezeichnet: sie mußten abwarten, dem Wirrwarr politischer, sozialer, religiöser Errungenschaften ruhig zusehen, es mit keiner Partei verderben, und sich stets bereit halten, die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen, sobald die Wasser der Sündfluth sich so weit verlaufen, daß trockner Grund zu erspähen war. Wie richtig sie im allgemeinen die Zeit verstanden; wie kein untoward event im Stande war, sie aus ihrem Geleise zu bringen; wie sie ihr alleiniges Endziel, die römische Kirche nie — auch nicht auf Einen Moment — aus dem Auge verloren und jedes Ereigniß nur aus dem Einen Gesichtspunkte betrachteten, in wie weit es für die Interessen des heiligen Stuhls auszubeuten sei: das hat die Geschichte der letzten zwei Jahre nachgerade selbst dem Kurzsichtigsten gelehrt. Auch Walter war seiner Aufgabe in der Nationalversammlung vollkommen gewachsen. Obwol den Ultras der Rechten angehörig, brach er doch keineswegs die Brücke ab zwischen denen der Linken und dem Katholicismus. Sein Instinkt ließ ihn leicht den Punkt herausfinden, wo eine Vereinigung beider möglich war: wo es die unmittelbaren, rein materiellen Interessen der Menge galt, da versäumte Walter nie, auf die Tribüne zu treten, und wo möglich noch über die Anträge d'Ester's hinauszugehn. Und Niemand hätte gerade diese Rolle mit besserm Erfolg spielen können: der Anstrich naiver Offenherzigkeit, der ihn nimmer verläßt, schützte ihn dabei vor einem Bruche mit seinen Parteigenossen. Dinge, die — von einem Demokraten ausgesprochen — das Entsetzen der Konservativen erregt, die ihnen für heuchlerisches Kokettiren mit der Volkswolfahrt, für einen bloßen Deckmantel sozialistisch-republikanischer Pläne gegolten hätten: sie kamen aus Walter's Munde anscheinend so harmlos heraus, daß man sie unmöglich für etwas andres, als für den unabsichtlichen Erguß eines guten Herzens halten, daß man ihm nicht ernstlich darüber zürnen konnte.

Ja, er machte von seinen natürlichen Anlagen in dieser Beziehung einen wahrhaft künstlerischen Gebrauch. So ward — wenigstens versicherte er es — „sein Auge naß bei der Schilderung des Elends in Ostpreußen"; eine Thräne, geweint von einem deutschen Professor, und nicht über den Verlust eines schweinsledernen Folianten! So brachte er bei der Debatte über die Habeaskorpusakte ein Amendement ein: „Jeder Verwandte und Freund des Inquisiten hat freien Zutritt zu ihm". Die äußerste Linke begrüßte den Antrag mit Jubel, den sie selbst zu stellen nicht gewagt — aber Reichensperger stürzte verzweiflungsvoll auf die

Tribüne und erklärte, dann habe das letzte Stündlein der ganzen Justiz geschlagen. So schlug er bei dem Ablösungsgesetz vor, das Obereigenthum der Erbverpächter sofort aufzuheben und die Erbpacht als Kanon in die Hypothekenbücher einzutragen. Bornemann war außer sich: das Vaterland sei in Gefahr — jede regelrechte Führung der Hypothekenbücher werde dadurch zur Unmöglichkeit gemacht. Dennoch ging der Paragraph durch, und ward mit Mühe und Noth bei der zweiten Abstimmung verworfen. Diesmal war die Rechte wirklich böse geworden; sie schüttelte den Kopf über den Gelehrten, mit dem seine Menschenfreundlichkeit in so unpolitischer Weise durchging. Walter wußte besser, was er that! Für ihn galt es nicht nur, den Katholicismus unter allen Ministerien möglich zu machen, welche die Zukunft noch in ihrem Schoße bergen konnte: es galt auch, ihm Anhänger unter der großen Menge zu verschaffen, und ihn so vielleicht doch noch in den Stand zu setzen, die Politik der Kompromisse mit den verschiednen Parteien aufzugeben und auf eigne Hand zu operiren.

Nur einmal war Walter nahe daran, sich zu verrechnen! Nach dem Sturze des Kabinets Auerswald-Hansemann traute auch er der revolutionairen Erhebung mehr Kraft zu, als sie in Wahrheit besaß, und glaubte, der Ultramontanismus müsse sich ihr anschließen, den preußischen Staat, an den er sich bisher geklammert, aufgeben, und die nationale Bewegung für sich auszubeuten suchen. Bis dahin war er den Frankfurtern und ihren Einheitsbestrebungen, welche dem gebildeten protestantischen Norden nothwendig bald das Uebergewicht über den katholischen Süden geben mußten, begreiflicher Weise nicht besonders hold gewesen. Gern bespöttelte er im Gespräch die deutschen Grundrechte als ein Musterkompendium urteutonischer Gelehrsamkeit ohne praktischen Nutzen. Besonders seitdem die Trennung der Kirche und Schule beschlossen war, konnte er seine Erbittrung nicht länger zurückhalten: „ganz Deutschland werde dadurch in zwei feindliche Heerlager getheilt; der Professorencongreß in der Paulskirche verderbe Alles durch seine Disputationen über abstrakte Fragen!" Plötzlich, am 7. September schlug der Wind um: die Demokratie schien zu triumphiren, der Staat der Hohenzollern dem Einsturz nahe; es galt, sich wenigstens noch ein Stück bei der Theilung zu sichern. Da kamen die Ratten aus ihren Schlupfwinkeln vor: „Losreißung der Rheinprovinzen von Preußen und Aufgehn derselben im einigen Deutschland" war jetzt das Thema ihrer Lobgesänge, der Bundesstaat mit völliger Decentralisation das Ziel ihrer

Wünsche. „Jetzt nimmt man ein Ministerium aus der Rechten, da kommen Sie heran!" sagte Jemand scherzweise zu Walter in jenen Tagen. „Nicht hier! hier nicht!" war die sehr ernste Antwort — „aber in Köln; es kann nicht lange mehr dauern, bis wir dort unser eignes Kabinet haben und mit Deutschland vereint sind." Die neue Freundschaft galt natürlich wieder nur dem katholischen Süden, die Feindschaft dem protestantischen Norden: man sieht, das deutsche Interesse der Ultramontanen ist dem polnischen unsrer Staatsdemokraten so ziemlich adäquat.

Mit Bezug auf diese revolutionaire Metamorphose Walter's ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß er gerade am 7. September, bei der Debatte über den Antrag Stein's, in einer langen und geschickten Rede für das Kabinet Auerswald auftrat; es war, so viel wir uns entsinnen, das einzige Mal, daß er in einer rein politischen Frage das Wort nahm. Offenbar hätte er die Krisis gerne verzögert; er hatte selbst Furcht vor dem Ausgange des überschlauen Spiel's, das der Katholicismus treiben mußte, sobald er sich in scheinbarem Bunde mit dem Radikalismus gegen seinen bisherigen Patron, den preußischen Staat, wandte. Walter berief sich auf einen trefflichen Panegyrikus, den Bureau-Puzy 1791 unter ganz ähnlichen Verhältnissen dem französischen Heere gehalten, um zu beweisen, daß die Freiheit mit der alten Militairwirthschaft Hand in Hand gehen könne. Nur vergaß er trotz aller Gelehrsamkeit, die er entfaltete und mit der er sogar Lamartine wegen einiger Schnitzer zurechtwies, den kleinen Umstand, daß eben dieser Bureau-Puzy im Juli 1792 sich zum Hauptunterhändler zwischen Luckner und Lafayette hergab, als der letztere den Plan gefaßt hatte, die Grenzen den Oestreichern Preis zu geben, um die eigne Armee gegen Paris führen zu können. Wir wissen wol, Herr Professor, das war kein Mangel an historischen Kenntnissen; es war nur des bessern Eindrucks wegen!

Es waren schwere Tage für unsren armen Gelehrten, und selbst in der Erinnrung wird er nicht mit Vergnügen bei dem September 1848 verweilen. Ein Glück für ihn, daß die Frage sich schnell genug entschied, um ihn wieder zu dem richtigen Standpunkt zurückzuführen, ehe er sich zu tief mit der deutschen Bewegung eingelassen. Wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sein einziger Fehlgriff war: seit dem November steht er unwandelbar fest bei den Männern des christlich-germanischen Staates — in der That die einzige Partei, von der trotz ihres specifischen Protestantismus, der Ultramontanismus in Preußen noch etwas zu hoffen hat. Beide stimmen darin überein, daß der Kirche

die volle Selbstständigkeit zurückgegeben und daß die Schule ihre Dienerin bleiben muß: beide streben danach, die Kirche wieder zur Herrin des Staates zu machen. Im Grunde ist es wieder nichts als die Sehnsucht aller Parteien, die seit der Märzrevolution aufgetaucht sind: die zur Ausbeutung der Gesellschaft so treffliche Maschinerie des Zwangsstaates in die Hände ihrer eignen Clique zu bringen.

Der Vereinigungspunkte sind somit genug da; nur in der Frage: „welche politische oder religiöse Sippschaft?" liegt die ganze Differenz. Dieser Streit, meinen sie, soll später zum Austrage kommen: einstweilen haben sie sich dahin verständigt, daß irgend ein Autoritätsglaube, sei's an den Papst, sei's an ein Konsistorium, sei's allenfalls auch blos an weltliche Mächte, immer noch besser ist, als die freie Entwicklung der Gesellschaft. Der Kompromiß ward also dahin abgeschlossen, daß Walter eine von den Hauptforderungen des Katholicismus, die Trennung der Kirche von dem Staate, vorläufig fallen lassen sollte. Hier hatten die Protestanten Gerlach und Stahl offenbar ein andres Interesse, als ihr provisorischer Verbündeter; dennoch stimmte Walter mit ihnen gegen die Trennung, weil der Ultramontanismus in unsern Kammern gar keine Stütze mehr hatte, sobald er es mit dieser Partei verdarb.

Die Katholiken insgesammt fühlen ihre Ohnmacht, sobald sie versuchen, auf eigne Hand Opposition zu machen: nur im Bunde mit Andern können sie noch hoffen, die auch ihnen verhaßte Bureaukratie vom Ruder des Staates zu verdrängen. Schnöde ward das Schreiben der Würzburger Bischofssynode von Ladenberg abgewiesen, und von der revolutionairen Wuth, in welche die Piusvereine darob für einen Augenblick geriethen, nahm eigentlich kein Mensch Notiz; ein ähnliches possenhaftes Ende fand die Weigerung der katholischen Geistlichen, die zugleich Beamte waren, den Eid auf die Verfassung zu leisten.

Walter aber bewährte auf's neue seine Schlauheit, als er, mit den in unsrer Pairskammer errungnen Lorbeern zufrieden, die Wahl zum Staatenhause ablehnte. Sein Kompromiß mit Gerlach und Stahl war in Betreff Preußen's wol noch eine Weile haltbar, schwerlich aber einer norddeutsch-protestantischen Union gegenüber. So ist er den Ungelegenheiten aus dem Wege gegangen, die seiner Glaubensgenossen in Erfurt harrten, und hat sich wieder möglich erhalten, wie im September!

---

## IV.

# v. Radowitz.

Radowitz...! Welch' eine Welt von Ahnungen, Befürchtungen, Hoffnungen, Täuschungen liegt nicht in diesem Einen Namen! Seit dem Sonderbundskriege, seit den berühmten Beschwichtigungsreisen, deren unglückliches Resultat der Berliner Witz in die Worte zusammenfaßte: „Radowitz kam nach Paris und Louis Philipp floh; Radowitz kam nach Wien und Metternich floh; Radowitz kam nicht nach Berlin und Friedrich Wilhelm blieb!'' — seit jenen Tagen, durch den ganzen Prozeß der Konstituirungen, Oktroyirungen, Beschwörungen, bis hinab zur Erfurter Posse, auch nicht Ein Ereigniß, wo der große Magus nicht im Hintergrunde gestanden! Bald stumm, wie Banko's Schatten; bald wieder voll selbstgefälliger, geheimnißvoller Redseligkeit, gleich dem alten Prospero, erschien er nie auf der Bühne, ohne alle Parteien in die unangenehmste Spannung zu versetzen — in den Augen der Demokratie das verkörperte Princip des Bösen, und selbst der Reaktion ein unheimlicher Bundesgenosse.

Kaum aber hatte er einmal die Bretter betreten, kaum waren die Blicke begierig auf ihn gerichtet, um aus seinem Munde, seinen Mienen den Zauberspruch zu erlauschen, der die bösen Geister der Revolution und Contrerevolution auf ewig bannen sollte: so verschwand er plötzlich in irgend einer Versenkung, um eben so unerwartet an einer andren Stelle auf's neue emporzutauchen. Diese langen Pausen während der einzelnen Scenen seiner politischen Wirksamkeit waren auf die ehrlichen Deutschen vortrefflich berechnet. Wir sind ein grübelndes Volk, das die Theatercoups nicht liebt: wer uns auf die Dauer beschäftigen will,

der muß uns nicht blos einige Glanzmomente, nicht blos zündende Funken des Genius als Sonntagskost bieten, sondern auch noch etwas dunkles, mystisches für die Werkeltage, worüber wir bei der Nachmittagsruhe auf der Ofenbank brüten und träumen und die Daumen drehen können. Das versteht Niemand besser als Radowitz. Gerade in jenen Zwischenakten war das Publikum mehr als je mit dem räthselhaften Unbekannten beschäftigt: er selbst und seine Freunde sorgten in den Tagesblättern stets dafür, daß er nicht vergessen wurde, und doch auch andrerseits nur vieldeutige Winke über ihn und sein Treiben zu den Uneingeweihten drangen, wie sie eben hinreichten, die Phantasie der Menge rege zu erhalten, ohne den Spielraum derselben zu beschränken.

„Radowitz ist auf sein Landgut gereist!“ ... „Radowitz ist in Ungnade gefallen!“ ... „Radowitz ist durch eine Erkrankung in seiner Familie so tief gebeugt, daß er sich von der Politik vorläufig zurückziehen wird!“ ... „Radowitz ist doch nicht so tief gebeugt!“ u. s. w. — Giebt es im ganzen deutschen Vaterlande irgend einen Zeitungsleser, der durch derartige Gerüchte nicht oft genug in Verzweiflung versetzt, aber doch auch wieder mit nimmer endendem Stoffe zu Kannegießereien versehen worden wäre? Man gedenke nur der Tage von der oktroyirten Reichsverfassung bis zu der berühmten Sitzung der zweiten Kammer, in der Radowitz urplötzlich als königlicher Kommissarius figurirte, als man ihn beinahe beseitigt glaubte. Dazu kommt noch, daß er die Bühne gewöhnlich nicht verläßt, ohne irgend eine Rede oder wenigstens ein Aktenstück der „reiflichen Erwägung“ der politischen Parteien zu hinterlassen; es sind das immer Dokumente, von denen er, wie Göthe von seinem Hexeneinmaleins, sagen kann: „Die Leute sollen sich den Kopf darüber zerbrechen, was ich da Alles hineingeheimnißt habe.“ Und wirklich! das „reifliche Erwägen“, das „Kopfzerbrechen“ ging, so oft das Stück auch spielte, jedesmal wieder von vorn los: Radowitz hatte stets richtig berechnet — Alle zerbissen sich die Zähne an dem hingeworfnen Knochen, bis der Beschwörer mit neuen Zauberformeln erschien. Die christlichen Germanen fanden regelmäßig heraus, der Mann sei ein verkappter Revolutionair; die Demokraten, er sei ein Jesuit; die Konstitutionellen, er sei ihre einzige Stütze und werde sie gegen weitere „rettende Thaten“ schützen, während er gleichzeitig den Schlund der Revolution zu schließen gedenke. Wurden auch die Letzteren mitunter etwas ungeduldig; kam auch selbst der bekannte Reichszeitungscorrespondent einmal auf den Gedanken, eine halbe preußische Batterie sei der deutschen Einheit förder=

licher, als alle Weisheit Radowitz'ens: sie unterdrückten schnell solche Anwandlungen des Mißtrauens und schämten sich in ihrer eignen Seele, daß sie sich auf derlei „demokratischer Verdächtigungspolitik" ertappt!

Wie sollten sie auch nicht! Der große Magier schien ja die Schlüssel des konstitutionellen Himmelreichs zu halten, um nach seinem Willen zu binden oder zu lösen: ihm allein dankten sie es, daß die preußische Verfassung nach so vielen Leiden doch noch in's Leben getreten war. Der Berliner Witz aus dem Sommer 48 schien zur Wahrheit geworden: „Das Schicksal der durch Rußland gefährdeten Revolution liegt in Radowitz' Händen; er muß eine diplomatische Mission nach Petersburg übernehmen, damit auch dort der Aufstand losbricht, wie in Wien und Paris!" Nur von ihm schienen die Geschicke Deutschland's abzuhängen — ja es gab eine Zeit, wo man glauben mußte, sie wären an seine Möbel geknüpft. Gewiß erinnert sich Jedermann noch der Epoche des vergangnen Herbstes, wo Radowitz sich und seine Wirksamkeit auf so lange Zeit den Blicken der Profanen entzogen — von dem Kommissariat in der zweiten preußischen Kammer bis zu der königlichen Januarbotschaft — daß er für nothwendig hielt, einstweilen wenigstens durch sein Mobiliar die Erinnrung an seine werthe Person aufzufrischen. In den Gothaer Blättern begann die Fahrt; aus ihren Spalten rollte der welthistorische Möbelwagen dann weiter in die aller übrigen Zeitungen: bald wußte man in „wolunterrichteten Kreisen," daß er in Erfurt, bald, daß er in Frankfurt angekommen sei; bald ward mit eben so wichtiger Miene versichert, er wäre überhaupt noch gar nicht abgereist. Und wieder hatte Radowitz gut speculirt: mit wunderbarer Geduld horchte das gläubige Publikum den Klatschereien und stand mit wahrhaft vormärzlicher Resignation monatelang „am Vorabende des wichtigen Ereignisses", wo das bewußte Fuhrwerk endlich anlangen werde. Nach unsrer Ansicht ist dies der bedeutendste Beweis für die zauberhafte Gewalt, mit welcher Radowitz jedes Auge, das einmal auf ihn gefallen, zu fesseln weiß: wir zweifeln, ob selbst Demoiselle Rachel oder der Pferdekünstler Renz seit der Revolution es noch wagen dürften, eine so lang anhaltende Aufmerksamkeit für ihr Gepäck von Seiten deutscher Zeitungsleser in Anspruch zu nehmen. Oder hatten die bewußten Möbel eine symbolische, eine höhre Bedeutung, als die Garderobe einer Schauspielerin? Fast wollte es uns zuweilen scheinen, als ahnte das Publikum einen ganzen Hexenapparat in dem Wagen, den es mit so gespannten Blicken verfolgte. Es kam uns dann wol vor, als wären alle die Go-

thaer und Konstitutionellen, die Radowitz in Frankfurt und anderwärts so gründlich ausgebraucht, jetzt als seine Equipirung in dem verhängnißvollen Wagen verborgen. Der „edle" Gagern hatte sich in einen bequemen, würdevollen Sorgstuhl verwandelt; der zierliche Simson war zum geschniegelten Sonntagsfrack geworden; der Knopf der magischen Ruthe, welche bestimmt war, den Kobold der Demokratie zu beschwichtigen, zeigte unverkennbar Dahlmann's Züge; die Wiege und die Windeln, in denen das neugeborne Kind des Dreikönigsbundes großgezogen werden sollte, schienen der verzauberte „deutsche" Beckerath zu sein. Noch viel andre bekannte Gestalten glaubten wir unter der verhüllenden Decke des ominösen Möbelwagens zu erspähen, während wir in dem Gesicht des treuen Pudels, der die Fracht begleitete und bewachte, auf den ersten Blick Herrn Bally erkannten.

Doch genug des Scherzes! Wir wollten durch ihn den Leser nur auf den Standpunkt führen, von dem aus die folgenden Blätter geschrieben sind. Wir haben es hier — dies müssen wir gleich vorne weg bemerken — nicht mit Radowitz'ens Intriguen an und für sich zu thun: diplomatische Ränke sind in unsrer Zeit der Massenbewegung und des Prinzipienkampfes von so völlig untergeordneter Bedeutung, daß man es füglich Kammerdienern überlassen kann, Memoiren darüber zu schreiben — ihre historische Wichtigkeit rangirt für die Zukunft auf gleicher Linie mit den Liebschaften und sonstigen Vergnüglichkeiten hoher Personen. Unser Zweck ist daher auch nicht, Radowitz durch jede Windung des Labyrinths zu folgen, das er in den letzten Jahren durchlaufen; sondern einfach der, den rothen Faden in den verschiednen Rollen zu finden, die er seit den Märztagen abwechselnd gespielt, und so ein Bild des Mannes aufzustellen, das zugleich einen Spiegel der ganzen Bewegung selber abgiebt. Wer Radowitz kennt, der wird ein charakteristisches Zeichen der revolutionairen Erhebung Deutschland's eben darin sehn, daß gerade er sie für seine persönlichen Zwecke als melkende Kuh benutzen konnte; dem wird jene Kenntniß zu einem sichren Urtheil über die „Staatsmänner" verhelfen, die sich von ihm verbrauchen und gleich ausgequetschten Citronen beseitigen ließen. Ja, noch mehr! Jene Kenntniß führt auch zur Kritik der Diplomatie überhaupt: sie, die in Richelieu's und Mazarin's Tagen, die noch unter Fox und Pitt, die Gebieterin der Erde war, kann heute Nichts andres sein, als eine Magd im Dienst rein individueller Interessen. Die Keime der Neuzeit wurzeln nicht mehr in dem Boden des Staates, sondern in dem der Gesellschaft: im Handel, in der Industrie, in den riesenhaften Er-

findungen zur Beförderung des Völkerverkehrs, zur Mehrung des Lebensgenusses, sind sie zu suchen. Von dorther kommen die Strömungen, die dem alten Europa frische Kräfte zuführen: sie verfolgen ihren Lauf, unbekümmert um das abgestorbne staatliche und diplomatische Getreibe, das ihre Wellen kaum an der Oberfläche berührt, viel weniger ihre Richtung zu ändern vermag. Alles, wozu die „staatsmännische Weisheit" überhaupt noch im Stande ist, beschränkt sich darauf, der ihr unzugänglichen Bewegung hier und da ein Stückchen Terrain zum Vortheil Einzelner abzulisten oder abzuringen. Und selbst in dieser bescheidnen Stellung, als bloßes Hausmittelchen zum Privatgebrauch, läuft der ganze Nutzen, den der Besitzer von ihr zieht, auf das Vergnügen hinaus, sich für so lange möglich zu erhalten, als „Staatsmänner" überhaupt noch etwas gelten!

Als Beispiel dieser historischen Wahrheit stellen wir Radowitz den Männern des christlichen Germanenthums und des Ultramontanismus zur Seite, mit denen er durch tausend Fäden zusammenhängt. Es kommt uns, mit Einem Worte, nur darauf an, den staatsmännischen Spuk eben als das zu enthüllen, was er ist — keineswegs aber allen Gespenstergeschichten nachzuspüren, die er in einsamen Kirchen oder verfallnen Schlössern aufgeführt hat! Doch um Radowitz' Mittel, seine Zwecke, sein ganzes Verhältniß zur Revolution erklärlich zu finden, ist ein kurzer Ueberblick seines Lebens und seiner Entwicklung unumgänglich nothwendig.

Die Biographie von Radowitz spielt in der deutschen Journalistik ziemlich eben die Rolle, wie der erwähnte Möbelwagen: aber grade durch die geheimnißvolle Wichtigkeit, mit der er die einfachsten und gleichgültigsten Umstände seines Lebenslaufs halb preis giebt, halb verhüllt, liefert er den Beweis, daß alle seine Mittel durchweg von demselben Schlage sind, daß seine Größe Nichts weiter ist, als ein genau berechnetes und mit der Sorgfalt einer Koketten durchgeführtes System der kleinsten Kleinlichkeiten. Der alte Intriguant weiß, so gut wie Shakespeare's Cressida, daß Mädchen und Diplomaten nur so lange bei dem Liebhaber oder dem Publikum etwas gelten, als sie ihnen noch viel zu errathen übrig lassen — daß sie aber als verlegne Waare angesehen werden, sobald man ihnen auf den Grund geschaut hat. Dies zu hindern, ist daher der Eine Zweck all' seines Strebens, und man kann nicht leugnen, daß er ihn bisher mit großer Geschicklichkeit verfolgt hat. Er brachte es durch dienstbare Federn glücklich

dahin, daß die indifferentesten Dinge, wenn sie seine Schicksale betrafen, von „ernsthaften und gelehrten Blättern“ mit einer Wichtigkeit behandelt wurden, als hinge das Heil der Welt davon ab, und daß — was wunderbarer ist — bei allen diesen Debatten trotzdem nicht viel mehr herauskam, als bei denen über die Lage des Paradieses. Wie also konnte ein Mann je bei unsern Philistern in Vergessenheit gerathen, der den „Besten der Nation“ so harte Nüsse zu knacken gegeben? Der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen und von sich reden zu machen, verbunden mit dem mehr oder minder klaren Bewußtsein, als eine sehr alltägliche Erscheinung dazustehn, wenn jene allseitige Besprechung einmal wirklich den Kern ohne Emballage dem Publikum bloslegen sollte: das sind die beiden Schlüssel zu Radowitz' Auftreten und Charakter. Alles, was er bisher von sich hat vorbringen lassen, ist leicht unter dieser Rubrik zu subsumiren: von den Streitigkeiten über Abkunft und Geburtsort, bis zu der großen Frage, ob er Wein trinkt, die Laube endlich bejahend löste, indem er den berühmten Politiker in einer abgelegnen Schenke bei einem Schoppen überraschte — zum Aerger des Magus, der sich stets für einen Wassermenschen ausgegeben, und der deutschen Presse, der durch jene unwiderlegliche Entscheidung ein Thema entzogen ward, das sie gern noch des weiteren ventilirt hätte.

Die Erbschaftsrequisition einer ungarischen Behörde war es bekanntlich, die zuerst einiges Licht über Radowitz' Abstammung verbreitete. Er war Generalmajor und preußischer Geschäftsträger in Baden, als der Gemeindevorstand von Karlsruhe die Anzeige von dem Ableben eines slavischen Handelsmannes erhielt, zugleich mit der Bitte, bei dem dortigen Residenten Preußens anzufragen, ob er das väterliche, übrigens nicht bedeutende Vermächtniß annehmen wolle. Radowitz wies das Ansinnen entschieden zurück und protestirte mit Unwillen gegen jede Verwandschaft mit dem verstorbnen Plebejer. Da er auch sonst im Gespräch seine Vorfahren gern für reines Vollblut ausgiebt, so scheint allerdings der Umstand, daß der Erblasser bürgerlich war, mit zu seinem Aerger beigetragen zu haben. Hauptsächlich aber ward derselbe sicherlich durch die Zerstörung des Nimbus veranlaßt, der ihn bisher umgab; Radowitz mag, in seinem ganz richtigen Instinkt, überhaupt nicht, daß bestimmte Nachrichten über seine Abstammung — und wäre diese auch noch so edel — in's Publikum dringen. Am liebsten würde er für ein Wesen gelten, das gleich

Immermann's Münchhausen, weder Vater noch Mutter kennt, sondern durch chemische Processe entstanden ist. Indeß, das Eis war nun einmal gebrochen: der Vorfall durchwanderte zuerst die Salons als in „on dit“, das zwar allmälig wieder verschwand, aber im Jahre 1848 mit erneuter Bestimmtheit auftauchte, als Radowitz mehr denn je die Aufmerksamkeit der politischen Welt beschäftigte. Als kluger Diplomat suchte er nun den Schaden wieder gut zu machen, ja, wo möglich noch Vortheil daraus zu ziehn. Von ihm selbst, oder wenigstens doch unter seiner unmittelbaren Anleitung, erschien ein Artikel in der braunschweigischen Reichszeitung, der eben so gewandt geschrieben als für den Verfasser bezeichnend ist. Was sich nicht mehr leugnen ließ, ward mit allem Anstriche biographischer Genauigkeit zugegeben — nur daß durch eine kleine, geschickte Wendung die Ehre gerettet und der Leser eben so klug gelassen wurde, wie zuvor. Was nämlich vom Vater galt, übertrug der Correspondent jenes Blattes auf den Großvater: dieser sei als Kaufmann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland übergesiedelt, habe sich im Braunschweigischen durch den Handel mit Ungarweinen ein kleines Vermögen erworben und es dadurch seinem Sohne möglich gemacht, sich um die Hand einer verwittweten Frau v. Einsiedel, der Mutter unsres Radowitz, zu bewerben. Außerdem versetzte der Urheber des Artikels den bewußten Großvater in die Reihen des kleinen ungarischen Komitatsadels. Von dem nunmehrigen Vater, auf den doch Alles ankam und den Wohlunterrichtete noch immer als ein blos zu diesem besondren Zweck bestimmtes mythisches Einschiebsel in den Stammbaum der Familie betrachten, erfahren wir durch den bewußten Auffsatz nur, daß er zu Blankenburg und später zu Altenburg als Rentier von einem kleinen Einkommen gelebt habe. So war die Scharte nach allen Seiten hin ausgewetzt: der Verdacht, als rolle plebejisches Blut in den Adern derer von Radowitz, war beseitigt; der Nebel, welcher bisher die Wiege des großen Diplomaten umhüllte, war wieder hergestellt, ja, wo möglich, noch dicker geworden, indem man die bekannt gewordnen Daten in eine graue Vorzeit zurückverlegt hatte; den Zeitungs-Lesern und -Schreibern endlich war ein neuer Knochen hingeworfen durch die scheinbare und doch im Grunde nichtssagende Offenherzigkeit der gegebnen Notizen!

Und wie über der Geburt des Mannes, so ruht auch über seinem Leben ein dichter Schleier. Aber nochmals, es liegt uns hier nicht

daran, denselben zu lüften, da kein Bild von Sais dahintersteckt; wir, so wenig wie unsre Leser, haben ein Gelüste, die Augengläser der Hecuba sammt ihrem Reifrock zu repariren. Der Schleier selbst, die Art wie Radowitz sich seiner bedient, der gekünstelte Faltenwurf, der immer viel vermuthen läßt, ohne je etwas zu zeigen; darauf allein und nicht auf die Gestalt selbst kommt es an — ganz wie bei den griechischen und römischen Statuen aus der spätren überfeinerten Zeit. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, wurde er in dem protestantischen Glauben seiner Mutter erzogen, trat aber auf Geheiß seines Vaters bei der Einsegnung zum Katholicismus über. Schon früher hatte er sich der Soldatenkarriere gewidmet und kurz vor dem großen Feldzuge gegen Rußland die, damals königlich-westphälische Militairschule zu Braunschweig bezogen. So wenigstens lauten die Angaben der Reichszeitung, deren erste Quelle Niemand anderswo vermuthen wird, als in Radowitz selbst. Gleichzeitig aber hat er in Gesellschaften häufig versichert, er habe seine erste Bildung auf der Kriegsschule von Brienne erhalten: wie diese Behauptung mit dem Rest seiner Biographie in Einklang zu bringen, ob sie irgend eine Kritik erträgt, kümmert ihn wenig. Ihm liegt im Gegentheil nur daran, dem Publikum stets neue Räthsel vorzulegen, es so fortwährend von seiner Person zu unterhalten und jeden Lichtschimmer, der auf ihn zu fallen droht, sofort wieder in zweifelhaftes Dunkel zu verwandeln. Auf die Schlacht bei Leipzig, die er unter Jérôme Bonaparte als Officier mitmachte und in der er sich das Kreuz der Ehrenlegion erwarb, folgt dann eine vollständige Lücke. Bald will er die nächsten Jahre zu Reisen verwandt, bald, bereits während des zweiten Zuges gegen Frankreich, in hessischen Diensten gestanden haben. Sicher ist nur, daß wir ihn nicht lange nach dem Pariser Frieden in dem dortigen Generalstabe und zugleich am Kadettenhause, so wie im Kriegsministerium angestellt finden; auch war die Erziehung des Erbkurprinzen theilweise seiner Leitung übergeben. Da die kleinen Verhältnisse seinem Ehrgeiz wenig zusagen konnten, so benutzte er jene Zeit hauptsächlich zur Anknüpfung einflußreicher Bekanntschaften, zu denen er wol schon früher den ersten Grund gelegt hatte.

Auf diese Weise war er hinlänglich vorbereitet, die nächste Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, die sich zur Erweiterung seines Wirkungskreises ihm darbot. Die Maitressenwirthschaft am Hofe; die Flucht der Kurfürstin, einer Schwester Friedrich Wilhelm III., nach Bonn; ihre

Zurückführung durch hessische Gensd'armerie; dies alles gab ihm die schönste Veranlassung zur Aufführung einer ritterlichen Scene mit seinem bisherigen Herrn, die mit einem vollständigen Bruche zwischen beiden endete. Er hatte den gewünschten Ausgang vorhergesehn und kam wenige Tage später in Berlin an, mit den wärmsten Empfehlungen versehen. Diese, im Verein mit der Bruderliebe des Königs, der in dem Fremdling nur den aufopfernden Beschützer der leidenden Schwester sah, mit dem Aerger über die Gebietsverletzung, die Hessen sich erlaubt hatte, verschafften ihm schnell eine Offizierstelle und brachten ihn, als Lehrer des Prinzen Albrecht im Militairfach, in unmittelbare Verbindung mit dem Hofe — das eigentliche Ziel all' seiner Wünsche. Bald ward er dem Generalstabe der Artillerie aggregirt, stieg bis zum Range eines Obristen und befand sich bei dem Tode des Fürsten bereits vier Jahre lang als preußischer Bevollmächtigter beim Bundestage, wo er der Bundesmilitairkommission zugetheilt war. Aber erst mit dem Thronwechsel ging sein eigentlicher Glücksstern auf: erst als die Gesellschaft der Wilhelmsstraße, mit der er seit seiner Ankunft in Preußen eng verbunden war, wirklich an's Ruder kam, ward er von Friedrich Wilhelm IV. auf dem ihm am meisten zusagenden Terrain verwandt — zu diplomatischen Sendungen, und zwar, ominös genug, zuerst in Wien. Bei dem aus Frankreich drohenden Kriegslärm, schloß er, im Verein mit Grolmann, in der Hauptstadt Oestreich's die Uebereinkunft zum Schutze Deutschland's ab. Dann folgten seine Residentschaft, in Baden, und seit 1847 die Missionen in Paris und Wien, deren Veranlassungen und Resultate zu bekannt sind, um hier länger dabei zu verweilen. Bald nach der Märzrevolution endlich schien er zwischen den verschiednen kämpfenden Parteien wie ein geheimnißvoller, übermächtiger Schiedsrichter dazustehn — und wenn der Uneingeweihte auch keine Wirkung der von ihm gebrauchten Zaubermittel auf den Gang der europäischen oder deutschen Entwicklung zu verspüren vermochte; wenn der Klarblickende auch ihn mit all' seinem Hokuspokus mitleidsvoll belächelte: so gab es der Gläubigen doch allerwärts genug, und die Beförderung Radowitz' zum Generallieutenant genügte vollkommen, um die große Masse von der Wichtigkeit seiner Dienste zu überzeugen.

So hält denn, dem Anscheine nach, seit den Märztagen und noch mehr seit der gelungnen Kontrerevolution, zum dritten Mal — nach einem Schwarzenberg, nach einem Bischofswerder —

wieder ein Fremdling die Geschicke des Staates der Hohenzollern in seinen Händen. Woher dieser Einfluß und wie ward er benutzt?

Die Lösung des Räthsels ist so schwierig nicht. Wenn sie bisher vergeblich gesucht ward, wenn selbst die Demokratie sich erst in der letzten Zeit allmälig zu einem herzhaften Lachen über die einst so gefürchtete Erscheinung ermannen konnte, wenn sogar dies Lachen immer noch mehr von ihrem gesunden Instinkt, als von ihrer klaren Erkenntniß zeugte, und von einem leichten Angstschauer nicht ganz frei war; so lag der Fehler einzig darin, daß man, statt den Charlatan dreist in's Auge zu fassen und sich mit seiner Entlarvung zu begnügen, hinter diesem Schwall von Phrasen, diesem geheimnißvollen Schweigen, dieser ganzen wichtigthuenden Alfanzerei, durchaus mehr finden wollte, als nun einmal zu entdecken war. Es ging dem Publikum mit Radowitz, wie der Statthalterin Margarethe in Göthe's Egmont, die aus einem Gesicht, das blos von Lebenslust strahlte, mit Gewalt staatsgefährliche Pläne herauszufinden gedachte und von der Verschlagenheit ihres Gegners nur um so fester überzeugt ward, je weniger ihr Vorhaben gelang. Um über unsern Mann in's Reine zu kommen, genügt es, des Sprichworts zu gedenken: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren" — und sich des ersten Grundsatzes zu erinnern, der für alle Hexenmeister gilt, mögen sie ihr Wesen in Kabinetten oder auf Jahrmärkten treiben: daß der Zuschauer stets scharf den Blick auf die Finger des Künstlers gerichtet halten muß, und zwar besonders dann, wenn dieser ihn auffordert, wo anders hinzusehn — sei es an die Decke oder zum Fenster hinaus, nach dem einigen Deutschland oder nach historischen Nothwendigkeiten. Wer sich durch kein Abrakadabra verblenden läßt und niemals eher nach dunklen fernliegenden Motiven umhertappt, als bis er die nächsten, handgreiflichen genau geprüft hat; der wird bald genug zu der Einsicht durchdringen, daß die letzteren zur Enthüllung des modernen Kagliostro vollkommen hinreichen, und die ganze Untersuchung mit dem fröhlicheu Ausruf beschließen: „tant de bruit pour une omelette!" Wir dürfen nur nie vergessen, daß wir es hier nicht, wie bei Stahl, Walter oder Dahlmann, mit einem Gelehrten, einem Systematiker, zu thun haben, dessen ganze Wirksamkeit in der Einheit und Unverrückbarkeit seines Standpunktes, dessen ganze Kraft in dem eignen Glauben an die selbstgeschaffne Theorie beruht: sondern mit einem Weltmann, der ganz einfach „Karriere machen" will, der daher sein Schicksal auch nicht

an das einer bestimmten Anschauungsweise binden kann, sich vielmehr stets freie Hand halten muß, um seine Ansichten je nach den Umständen in bequemer Eklektik zu wechseln. Freilich strebt Radowitz nicht danach, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern als Staatsmann „Karriere zu machen." Aber eben darin, daß der Epigone der Diplomatie keine Richtung des Zeitgeistes mehr vorfindet, deren ein Einzelner sich bemächtigen, die er in seinen Schutz nehmen und als deren Vertreter er sich selbst — halb schiebend, halb geschoben — zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen könnte; daß sich mit dem einst so mächtigen Werkzeuge der „Staatsweisheit" nicht mehr anders operiren läßt, als unter krämerhaftem Feilschen und supplikantenartigem Antichambriren, eben darin liegt das Charakteristische der Epoche, die durch Radowitz'ens Auftreten in der Geschichte der deutschen und der allgemeinen menschlichen Entwicklung bezeichnet wird. Den Grund zu der Rolle die er in Preußen spielt, haben wir demnach theils in den Zuständen und Parteien, die er dort antraf, zu suchen, theils in seinem persönlichen Verhalten zu denselben, wie es durch seine Anlagen, seine Bildungsstufe und seine fremde Abstammung bedingt ward. Seine heutige Stellung ist nichts als das nothwendige Ergebniß aus den Materialien, die sich ihm darboten, und dem Verstandesgrade, mit welchem er dieselben für seinen Endzweck „vorwärts zu kommen", auszubeuten wußte.

Eine kurze Prüfung seiner Ansichten, so weit er sie in verschiednen publicistischen Arbeiten niedergelegt hat, wird uns über seine Geistesrichtung — schließlich doch immer der Grundstein für die Beurtheilung eines Menschen — den besten Aufschluß geben. Sie wird uns zeigen, wie gering sein eignes Verdienst ist, wie ihn fast nur die Verhältnisse zu der Höhe emporgetragen haben, auf der wir ihn erblicken — ja noch mehr, wie er eigentlich seine ganze Bedeutung blos dem Umstande verdankt, daß alle halben und unverdauten Begriffe aller Parteien in seinem Kopfe am großartigsten und ungeordnetsten umher- und durcheinander spuken. Eine konfuse Reaction hat ihn zu ihrem Repräsentanten erhoben, eben weil er das getreue Abbild der babylonischen Ideenverwirrung ist, die in ihren eigenen Reihen herrscht; sein einziger Ruhm dabei ist, daß er allein diese ihre innere Leere unter feierlichem Pathos zu verbergen und so einzukleiden versteht, daß es nach etwas aussieht. Und die Demokratie wieder mußte lange Zeit voll Schrecken auf den Repräsentanten der Diplomatie, deren

Einwirkung auf die Revolution sie weder zu begreifen noch zu entfernen vermochte, wie auf einen Dämon hinblicken. Erst wenn man sich beiderseits zur Schärfe logischer Anschauung hindurchgearbeitet hat, wird man mit den früheren Unklarheiten auch den Vertreter derselben in die nächste Ecke werfen. Es versteht sich daher auch von selbst, daß es vergebliche Mühe wäre, in Radowitz' Schriften, etwa wie in denen Stahl's, nach einem festgegliederten politischen Lehrgebäude als Basis für seine öffentliche Thätigkeit zu suchen — und eben so zwecklos, sich mit Motivirung all' der Widersprüche abzugeben, in die er bei jedem Schritte geräth. Dergleichen Widersprüche sind allerdings von Wichtigkeit, wenn sie als natürliche Folgerungen aus der Doktrin selbst entspringen: bei Radowitz dagegen sind sie nur insofern interessant, als sie Zeugniß für seine Bildungsstufe ablegen und für den Einfluß, den äußere Verhältnisse auf seine Ansichten haben. Blos von diesem Standpunkte aus fassen wir hier zunächst seine „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat" in's Auge. Der Leser möge sich dabei, um den historischen Zusammenhang des Buches mit der persönlichen Lage des Verfassers nicht aus dem Blicke zu verlieren, erinnern, daß das Werkchen aus dem Jahre 1846 datirt — also aus einer Zeit, wo der Konstitutionalismus in Preußen noch durchaus unfashionabel war, und seine Verspottung zum guten Ton gehörte.

Die Personen, die in jenen Gesprächen auftreten, sind Arneburg, der den pietistischen Absolutismus vertritt; der aufgeklärte Bureaukrat Oeder; ein Anhänger des Sozialismus, Detler; ein Konstitutioneller, Crusius, und endlich Waldheim, der zwar die Ansichten des Schriftstellers vorzubringen bestimmt ist, den aber Radowitz fortwährend durch allerlei kleine Kunststücke von seiner eignen Persönlichkeit noch zu sondern sucht. Schon diese schlaue Diplomatie, schon die bloße Einkleidung der Polemik gegen den Konstitutionalismus — denn darauf allein ist es eigentlich abgesehen — ist bezeichnend genug für das ganze Machwerk. Einmal werden die Akteurs, denen jede konkrete, individuelle Zeichnung fehlt, zu reinen Abstraktionen der Begriffe, die sie darstellen — ganz wie die Tugenden und Laster in den mittelalterlichen Mysterien; dann bietet der Konservationston den großen Vortheil, jede Anschauung „von der einen, wie von der andern Seite" zu erörtern und es schließlich im Dunkeln zu lassen, welche von beiden die rechte sei. Und um endlich die Zahl der Barrikaden voll zu machen, welche den großen Unbekannten gegen jeden Angriff schützen sollen, werden auch Waldheim's Aeuße-

rungen fortwährend so gehalten, daß des Verfassers eigne Meinung sich daraus nicht mit Sicherheit entnehmen läßt. Nicht minder charakteristisch ist die Art, wie Waldheim-Radowitz mit seinen einzelnen Gegnern umgeht. Der orthodoxe Absolutist Arneburg, den er, um leichter mit ihm fertig zu werden, auf eine ziemlich niedrige Bildungsstufe stellt — ein Gläubiger der guten alten Zeit, der glaubt, ohne viel zu fragen — wird durchweg mit der rücksichtsvollsten Schonung behandelt. Die Berechtigung des Pietismus wird vollkommen zugestanden; nur dürfe er nicht in allzugroße Einseitigkeit verfallen — kurz und gut, das volksthümliche Sprichwort: „Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß!" wird in allen „staatsmännischen" Modulationen wiedergekäut. Natürlich genug! der Katholik, der Ausländer kann zwar mit der protestantischen Klique der Wilhelmsstraße, die zugleich in enger Verbindung mit dem specifisch preußischen Junkerthume steht, nicht vollständig harmoniren: noch weniger aber darf er es wagen, sie vor den Kopf zu stoßen, da sie ihm immer noch unter allen Parteien am nächsten liegt und überdies seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. das Heft in den Händen hält. Genau in derselben Weise wird mit dem Sozialismus verfahren: auch er erhält kein besondres Lumen zum Vertreter — was übrigens, wie wir gleich sehen werden, keine Bosheit, sondern nur Mangel an Kenntniß ist; auch ihm wird theilweise Anerkennung gezollt, die mit Warnungen gegen seine radikalen Konsequenzen untermischt ist, ohne daß wir die mindeste Andeutung darüber erhalten, wo nach der Ansicht des Verfassers die Grenze zu ziehen sei. Am schonendsten endlich benimmt er sich gegen Oeder: dieser erscheint durchweg als ein hochgebildeter Mann, dessen Richtung — so weit Radowitz im Stande ist, sie überhaupt zu begreifen — mehr geschildert, als einer Kritik unterzogen wird. Einen komischen Eindruck macht es, wenn wir denselben Waldheim, der kaum weiß, wie er den inkarnirten Vertreter des Beamtenthums zart genug anfassen soll, gleichzeitig gegen Crusius gewandt, sich zum Verfechter der „organischen Freiheit" wider die Administrationswillkür aufwerfen sehen, welche als nothwendige Begleiterin des Repräsentativsystems geschildert wird. Der Grund, der unserm Waldheim-Radowitz hier den Mund mit sieben Siegeln verschließt, liegt indeß auf der Hand: der Ehrenmann will „Karriere machen" in einem Staate, der sich gerne den Beinamen des „militairisch-bureaukratischen" geben hört!

Nachdem so über das Wesen des Sozialismus, des pietistischen und

des büreaukratischen Absolutismus mit der weisesten Miene — eben Nichts gesagt worden ist: wendet Radowitz sich dem Konstitutionalismus und damit seinem eigentlichen Thema zu. Auch Crusius ist kein besondrer Schlaukopf, sonst würde er er einem Gegner wie Waldheim achselzuckend den Rücken zukehren, statt sich auf eine Widerlegung seiner Gründe einzulassen. Von diesen gilt recht eigentlich Lessing's Wort: „das Wahre darin ist nicht neu und das Neue nicht wahr!" — sie sind sämmtlich entweder eine unklare Wiederholung dessen, was Andre schon schärfer und treffender gesagt, oder Trivialitäten, die ihres Gleichen suchen. Derselbe Waldheim, der eben erst den Vertreter des Bureaukratenthums kaum mit Glacéehandschuhen zu berühren wagte, donnert nun plötzlich gegen den Administrationsdespotismus, der von dem Repräsentativsystem unzertrennlich sein soll! klagt mit komischer Resignation über die Officianten, in deren Sprache ein Jeder ein Revolutionär heiße, der ihrer Allgewalt eine Grenze stecken wolle! Den charakteristischen Unterschied zwischen ständischer und repräsentativer Verfassung sieht er ganz richtig darin, daß in der ersteren Rechte, in der letzteren Meinungen vertreten werden und zur Herrschaft gelangen; doch wie viel besser hat Stahl das Alles schon lange vorher ausgedrückt. Was aber werden unsre Konstitutionellen von dem Manne denken, auf dem in letzter Instanz doch all' ihre parlamentarischen und bundesstaatlichen Hoffnungen ruhen, wenn sie hören, daß derselbe sich vor vier Jahren wörtlich folgendermaßen ausdrückte: „Wenn ein solcher Zustand — wie ihn nämlich das Repräsentativsystem in politischer Hinsicht bedingt — wenn ein solcher Zustand im Civilrechte stattfände, so würde ich mich hüten, einen Wechsel einzuklagen aus Furcht, der Urtheilsspruch könnte dahin ausfallen, mich selber gefangen zu setzen?" Dies Beispiel ist ganz von Herrn Radowitz' eigner Erfindung: Stahl hat sich vor solchen Albernheiten gehütet. Das ist ja eben der Grundgedanke des Konstitutionalismus, daß öffentliches und privates Recht zwei ganz verschiedne Dinge sind und scharf auseinander gehalten werden müssen. Das erstere Feld wird den drei Gewalten überlassen, die zwar je nach der Richtung der Volksstimmung verschieden zusammengesetzt, aber stets so „edel" sind, in dem letzteren den unverrückbaren „Rechtsboden" zu respektiren, von dem sich ihre „staatsmännischen" Manoeuvres nicht um Ein Haar breit entfernen dürfen. Wer also das Repräsentativsystem bekämpfen will, der hat grade nachzuweisen, daß jene Unterscheidung eine rein illusorische und das öffentliche Recht Nichts ist, als die Summe der privaten Rechte — mag er nun mit Haller

die rohe Gewalt für das Fundament des einen wie des andren halten, oder mit dem Radikalismus die Lösung der Frage, die gleichmäßige Anerkennung aller Rechte, in der vollen Freiheit und namentlich in der Entfeßlung der Gesellschaft aus den Banden jedes Zwangstaates suchen. Der Einwurf Waldheim's dagegen ist ungefähr eben so schlagend, wie der berühmte gegen die Klöster: „Wie aber, wenn nun einmal sämmtliche Menschen hineingehn wollten?" Schließlich kommt Radowitz darauf hinaus, die blos negative Seite des Konstitutionalismus für berechtigt zu erklären: das Verwerfliche desselben liege nicht darin, daß er den Regierungen Schranken setzen wolle, sondern nur in den positiven Befugnissen, die er der Volksvertretung beilege. Jene rein negirenden Versuche seien im Gegentheil meistens bloße Folgen willkürlicher Eingriffe von oben herab, und gingen einzig aus dem Bestreben hervor, an Stelle des alten, zerbrochnen einen neuen Rechtsboden zu finden. Also auch hier wieder, wie bei der Kritik des Pietismus, des Sozialismus, der Bureaukratie, die alte Maxime: „dem Einen nicht zu Schad', dem Andren nicht zu Leid!" Was freilich die guten Konstitutionellen mit ihren negativen Rechten anfangen sollen, das zu ermitteln wird seine Schwierigkeiten haben. Es ist, als wenn man einem armen Teufel ein unbestreitbares Recht auf seinen leeren Magen zuerkennen, ihm aber gleichzeitig streng verbieten wollte, denselben zu füllen!

Doch nein! Waldheim hat zuletzt ebenfalls einen reellen besten Staat in der Tasche, der, seiner Meinung nach, den Zweck vollkommen erfüllen würde, den das Repräsentativsystem vergeblich zu erreichen wünscht, nämlich: „die rechtliche, wahre, organische Staatsordnung gegen die Auswüchse soldatischen Imperatorenthums und bureaukratischer Despotie zu schützen." Zwar, was Waldheim eigentlich will, das ist so leicht nicht zu erforschen: indeß eben diese Dunkelheit ist bezeichnend genug für unsern Publicisten. Frühere Recensenten haben den Grund derselben in einer vornehmen, aristokratischen Scheu des Verfassers gesucht, sich und seine Ansichten dem Publikum in puris naturalibus bloszulegen. Vornehmheit! Scheu! lauter Redensarten, die ebenso unklar sind, wie Radowitz' eigne gedrechselte Phrasen. Wir erinnern uns lieber des Göthe'schen Spruches: „Wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein!" — und sobald wir daher auf unverständliches Wortgeklingel stoßen, spähen wir nicht mehr nach absonderlichen Motiven umher, sondern ganz einfach nach der dahintersteckenden Begriffslosigkeit!

Und die läßt sich wahrlich bei dem Generallieutenant schnell genug

an's Tageslicht fördern. Waldheim's Universalmittel ist, mit Einem Wort, nichts andres als Stahl's ständischer Staat: nur daß bei dem Weltmann an eine so streng durchgearbeitete, logische Entwicklung desselben nicht zu denken ist. Es sind einzelne Brocken aus den Werken der historischen Rechtsschule, breitgetreten und zum diplomatischen Gebrauch in hohle, aber tönende Phraseologie gehüllt. Freilich tritt noch etwas andres hinzu: die Arbeitsorganisation, welche durch die Herstellung eines neuen, seinem Kerne nach aus den Arbeitgebern bestehenden Adels, und durch ein modernes, unauflösliches „organisches" Verhältniß zwischen diesen und den Arbeitnehmern bewirkt werden soll. Der erbliche Adel würde danach durch den auf den Grundbesitz beruhenden Landadel und durch das städtische aus Großhändlern, Fabrikherren, Gelehrten, Kommunalbeamten, zusammengesetzte Patriciat gebildet werden. Nur der Erbadel hat Korporationsrechte: die vom Fürsten persönlich Geadelten müssen in diese Körperschaften eintreten, welche zugleich das Centrum der Stände sind, denen sich die Vertretung der übrigen bürgerlichen und bäuerlichen Interessen „anfügt" — wie? wird uns weiter nicht gesagt. Zwischen diesen aristokratisirten Arbeitgebern und den als Bodensatz zurückgebliebnen Arbeitnehmern aber soll ein „naturgemäßer" Zusammenhang begründet werden, indem, unter Oberaufsicht des Staates, die ersteren die Verpflichtung übernehmen, ihre Untergebnen nie zu entlassen; die letzteren gezwungen werden, stets bei demselben Brodherrn auszuharren, sei's ein Gutsherr, sei's ein Fabrikant. Also ganz einfach eine Restaurirung und Vervollkommnung der mittelalterlichen Verhältnisse im Sinne des Sozialismus: eine Herstellung der Leibeigenschaft und eine Einführung derselben in alle Verhältnisse des Lebens!

Und das — ruft der Leser verwundert aus — das ist eben der Mann, der fortwährend die „organische Entwicklung" im Munde führt?! der ohne Aufhören gegen die Vielregiererei als die schrecklichste aller Tyranneien zu Felde zieht?! Er, der auch nicht dem kleinsten Schößling der Gesellschaft seine regelmäßige Entwicklung gönnen, sondern jeden sofort nach eigner Erfindung in der Manier der Versailler Gärten zustutzen will! Er, der selbst im alltäglichen Verkehr, im Handel und Wandel, Angebot und Nachfrage zwischen Kapital und Arbeitskraft „von Rechtswegen" reglementiren will!

Dem Unerfahrnen möchte auf den ersten Blick vielleicht die Art, wie Radowitz die sozialistische Idee der Arbeitsorganisation für kontrerevolutionaire Zwecke auszubeuten denkt, imponiren: allein auch darin

liegt nicht einmal etwas Neues. Die geistreichen Vertheidiger des christlichen Germanenthums haben lange die Wahrheit durchschaut und verkündet, daß der Socialismus nur die nothwendige Folge des Zwangsstaates, daß er, als die einzige vollständige Negation der Freiheit, die nackte, blanke Reaktion ist, die nur durch ihre eigne innre Unklarheit, so wie durch die Halbheit und das aristokratische Vornehmthun der officiellen Reaktionairs in revolutionaire Bahnen gedrängt ward. Daß der Socialismus, in der Hand von Männern, die sein Wesen klar erkannt, zur furchtbarsten Waffe des Zwangsstaates werden kann, den er bisher nur deshalb befehdet hat, weil dieser sich geweigert, die radikalen Konsequenzen desselben zu ziehn, das war längst kein Geheimniß mehr. Lange ehe Herr v. Radowitz in Büchern und Gesellschaften mit geheimnißvoller, wichtiger Miene versicherte, die Sozialisten seien edle Leute und ihren Principien sei eine theilweise Berechtigung nicht abzusprechen; lange vorher hatte Stahl dieselbe Entdeckung gemacht, hatte Leo in der evangelischen Kirchenzeitung ganz offen das Banner des Socialismus aufgepflanzt, indem er die Zeit herbeisehnte, wo die Nationen in den Fürsten ihre „Brodherren" verehren und gerade dies Band nicht als ein materielles, sondern als ein sittlich-heiliges betrachten würden. Neu und ihm eigenthümlich ist bei Radowitz' Arbeitsorganisation wieder nur die Behauptung, daß bei einer derartigen Herstellung der Leibeigenschaft das ländliche und städtische Proletariat von selber schwinden werde. Für ein solches Ohrfeigen der Geschichte und der Volkswirthschaft hat die Kritik allerdings kein Wort der Widerlegung übrig, sondern nur ein mitleidvolles Achselzucken — allenfalls noch eine Verweisung auf Adam Smith; doch würde auch Adam Riese genügen! Vor dergleichen „bis an die äußersten Grenzen des Möglichen" gehender Konfusion haben die gebildeten Vertreter des ständischen Staates sich wol in Acht genommen: Leo weiß, daß sein System der Massenarmuth nicht zu wehren vermag; aber er tröstet sich damit, daß der Pauperismus zur göttlichen Weltordnung gehöre.

Und nun fragen wir: ist es zur Erklärung dieser Olla Patrida aus unverstandnen und unverdauten Brocken Stahl'scher, Haller'scher, sozialistischer Schriften — ist es dazu nothwendig: „aristokratisches Zurückhalten", „vornehme Scheu" und ähnliche „noble" Passionen anzunehmen? oder genügt nicht ein ungleich einfacheres und häufigeres Motiv vollkommen für jenen Zweck? Wäre der Name des hochstehenden Dilettanten nicht bekannt geworden, wäre er nicht ein Generalmajor im aktiven Dienst und außerdem ein großer Diplomat: wahrhaftig, das Publikum würde glauben, einen pensionirten Officier zu hören, der als Posthalter, Steuereinnehmer

oder Salzinspektor in der Ressource seines Landstädtchens zum besten giebt, was er so an den verschiednen Rasttagen seines Lebens in allerlei Büchern zusammengelesen! Auch glaube man nicht, daß etwa diese „Gespräche" als Ausnahme unter seinen publicistischen Arbeiten daständen; wir haben sie im Gegentheil nur deshalb in den Vordergrund gestellt, weil grade in ihnen verhältnißmäßig noch bei weitem der meiste Gedankenreichthum vorhanden ist, und weil sie das getreuste Abbild von Radowitz' Bildung und Charakter geben — kurz, weil sich darin all' seine Eigenschaften in „organischem" Zusammenhange abspiegeln, die sich in den übrigen Schriftchen nur zerstreut finden: Mangel an Kenntnissen, an Verstandesschärfe, an Klarheit und eben deshalb auch an Offenheit, mühsam verdeckt durch mystischen, hochtönenden Phrasenschwall. Am deutlichsten tritt dies in seinen Reden, wie in seinen Büchern hervor, sobald er sich auf geschichtliche Deduktionen einläßt. Da wimmelt immer Alles von dem „historischen Beruf der einzelnen Länder", von den „höheren Gesetzen im Leben der Nationen" und ähnlichen allgemeinen Abstraktionen, die Nichts beweisen, als die Unfähigkeit dessen, der sie vorbringt, die Principien und Triebfedern der menschlichen Entwicklung in ihren eigenthümlichen Einzelnheiten aufzufassen. Und doch muß weitgreifenden Kategorieen, wenn sie fruchtbringend und mehr als bloßes Geschwätz sein sollen, die genauste Erkenntniß und Trennung aller Detailverschiedenheiten vorangehn. So sagt Radowitz in seiner Brochüre über die spanische Successionsfrage: „Es ist eine unerforschliche Fügung, daß nur in Spanien Leib und Leben an die Entscheidung der Legitimitätsfrage gesetzt wird, die doch vom Tajo bis zur Neva Alle gleichmäßig angeht." Ja, wer in der Geschichte „unerforschliche Fügungen" sieht, der lasse eben seine Finger von der Historiographie: Clio hält kein Rebusalbum in der Hand. Selbst wenn er in der Paulskirche recht eigentlich pro aris et focis, wenn er über militairische Angelegenheiten sprach, so waren es immer dieselben Faren. Einmal ließ er die Kolonnen von Norden nach Süden, das nächste Mal von Süden nach Norden marschiren: aber, wenn er fertig war, konnte nur ein Staatsmann ahnen, was er eigentlich gesagt.

Dabei blickt sein Streben, überall durch etwas Abstruses, Absonderliches die Leute in Erstaunen zu setzen, Dinge zu wissen, die weiter keinen Werth haben, als daß Wenige sich die Mühe geben, sie zu wissen, in seinen literarischen Arbeiten wie im Gespräch stets hervor. So hat er Bücher über „die Ikonographie der Heiligen", über „die Motto's und Devisen des Mittelalters" in die Welt geschickt. So erregte er Ruge's Verwunderung, indem er die Unterhaltung auf die Scholastiker lenkte und einige Monstruo-

stäten aus ihren Systemen vorkramte; so imponirte er Simon für einen Augenblick dadurch, daß er mit einigen, weit von der Heerstraße abliegenden juridischen Spitzfindigkeiten bekannt war. Doch Bücher wie Menschen haben ihre Schicksale — wenn auch nicht „unerforschliche!“ Jene „Gespräche“ sind in ihrem Kern, wie wir gesehn haben, Nichts als eine triviale Parteischrift, im Sinne des Hofes gegen den Konstitutionalismus — die Rolle, die sie und ihr Verfasser in der diplomatischen Welt gespielt haben und noch spielen, ist eben nur der historische Beweis davon, zu welcher Bedeutungslosigkeit die haute politique herabgesunken ist, welche Größen sie demnach zu ihren Vertretern wählen muß, und welche Geschäfte allein noch mit ihrer Hilfe betrieben werden können!

Ueber den Mann selbst wären wir somit zur Klarheit gelangt; werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Verhältnisse, in die er bei seiner Flucht aus Kassel gerieth, so wird uns auch nicht der leiseste Zweifel bleiben, weshalb grade ihm, schon vor und noch mehr nach der Revolution, die deutsche Frage in der haute politique als einträgliche Domaine zufallen mußte. Bleiben wir der alten Maxime getreu, uns immer zuerst nach den nächstliegenden Motiven umzusehn; verlieren wir den geringen Grad von Radowitz' Bildung und seine eben daraus hervorgehende staatsmännisch-geheimnißvolle Wichtigthuerei keinen Augenblick aus dem Gesicht, so lösen sich auch hier alle „unerforschlichen Fügungen“ in eine handgreifliche Kette ganz planer Ursachen und Wirkungen auf. Man darf nur nicht glauben, Personen seines Schlages durch Phrasen todt zu machen, wie: „Er meint es nicht redlich!“ denn eben dadurch bekundet man, daß man noch nicht weiß, was er meint, und liefert den Beweis der eignen Unklarheit — nur den Unklaren aber kann und muß ein Radowitz stets gefährlich sein. Noch weniger läßt sich die Sache mit allgemeinen Kategorieen entscheiden, wie „Jesuitismus“, „östreichische Sympathieen“; gerade in nebelhaften Abstraktionen ist Radowitz Meister, und seine Gegner — Staatsdemokraten wie christliche Germanen — gaben ihm von vorn herein gewonnen Spiel, indem sie ihm mit ihren Anklagen auf dies Feld folgten. Jedem angeblichen Beispiel von Jesuitismus, das die Demokraten wider ihn vorbringen, stehn Beschuldigungen der Ultramontanen gegenüber, daß er sie im Stich gelassen; und wenn der naive Reichszeitungskorrespondent einst in einem Anfall patriotischer Berserkerwuth dahinter kam, daß der Generallieutenant Preußen mediatisiren wolle, so ist es leicht, ihn mit seinen eignen Briefen von früher und später aus dem Felde zu schlagen, worin der große Unbekannte immer als Hauptstütze des Hohenzollernstaates

figurirt, insofern dieser nach des Schreiber's Ansicht in Zukunft nur als deutsche Macht im eigentlichen Sinn des Wortes, fortbestehn kann. Ohne also Herrn Radowitz' ganz neuer Theorie huldigen zu wollen, daß zwei entgegengesetzte Beschuldigungen sich aufheben — er hat die geistreiche Doktrin bekanntlich oft mit großem Tribünenerfolg zur Vertheidigung des Dreikönigsbundes gebraucht — müssen wir dennoch zugestehn, daß mit Nachweisung der zahllosen Widersprüche, in die er bei seinen Reden und Handlungen verfallen, ebenfalls Nichts gethan ist. Es handelt sich im Gegentheil darum, den Standpunkt zu finden, von dem aus diese sogenannten Widersprüche nicht mehr als solche erscheinen: es handelt sich, mit Einem Wort, darum, aus Radowitz' Geistesrichtung und den vorliegenden Verhältnissen nachzuweisen, daß er sich nur der deutschen Frage bemächtigen konnte, um staatsmännische Karriere zu machen.

Als Radowitz, ein herrenloser Fremdling, nach Berlin kam, fand er dort eine „aufgeklärte" Bureaukratie am Ruder, die durch Hegel in ihrer Abneigung gegen alle mittelalterlichen Ueberreste, gegen alle kirchlichen oder ständischen Patente und Privilegien nur noch bestärkt war. Ihre Nivellirungssucht war rein von allem „Liberalismus"; ihr ganzes Bestreben lief auf Centralisation sämmtlicher religiöser und weltlicher Interessen unter der einheitlichen Leitung einer „gebildeten" Administration hinaus. In dieser Partei, die auf specifisch-preußischen Traditionen fußt, wie schon der Beiname der „altenfritzigen" besagt; die unter dem großen Kurfürsten, im Verein mit dem Heere die rebellischen Stände Altpreußens zu Boden geworfen; die Friedrich Wilhelm I. „die königliche Souverainität wie einen rocher von Bronce gegen der Junkers ihre Autorität stabiliren" half; die durch Friedrich II. mit französischer Philosophie vertraut ward und, nach kurzer Beseitigung, während der Stein'schen Regenerationsperiode mit verdoppelter Macht wieder auftauchte — was sollte in ihr der „fertige" Ausländer, der ihren Reminiscenzen und ihrer Geistesrichtung gleich fern stand? Es ist kein Zufall, daß jeder Fremde, sei's ein Schwarzenberg, ein Bischofswerder oder ein Radowitz, der, blos von persönlichem Ehrgeiz getrieben und nicht mehr bildungsfähig, die Geschicke des preußischen Staates in seine Hand zu bekommen sucht, stets der Feindseligkeit gegen die Dynastie — und sie allein, nicht das Volk meinen wir, wenn wir vom Staate sprechen — der Hinneigung zu Oestreich u. s. w. angeklagt wird. Die Interessen der Hohenzollern im Innern, wie Deutschland gegenüber, sind durch Lage und Ge-

schichte klar gegeben; die zu verfolgende Politik ist scharf vorgezeichnet und durch Jahrhundertlange Ueberliefrung bestimmt festgestellt. Kein Wunder also, daß die Gewalten, denen ihre Vertheidigung anvertraut ist, Heer und Bureaukratie, im Bewußtsein ihrer speciell-preußischen Bedeutung, den Ausländer, der sich ihnen nicht zu assimiliren vermag, sofort zurückstoßen und dadurch zwingen, sich behufs seiner Karriere nach andren Stützen umzusehn, die nicht zu den Trägern jener dynastischen Interessen gehören. Um dies herauszufühlen, hatte Radowitz nicht erst die Lehre nöthig, die Hassenpflug später empfing: er sah bald, daß die Gunst des Fürsten ihn zwar zum General, zum Präsidenten machen, ihm aber weder im Beamtenthum, noch in der Armee wirklichen Einfluß verschaffen könne — kurz, daß er durch den Anschluß an diese Partei nicht hoffen dürfe, je „eine Rolle zu spielen."

Er wandte sich daher dem Klub der Wilhelmsstraße zu, dessen ganze auf Regenerirung des Mittelalters gerichtete Tendenz ohnehin seinem unklaren Kopf und seiner mehr als lückenhaften Bildung besser zusagen mußte, als die nüchterne Verständigkeit jener Bureaukratie. Den Gerlach's, den Thiele's, den Jarcke's, die selbst häufig genug im Auslande die Haltpunkte suchen mußten, von denen aus sie ihre Hebel gegen das „altenfritzige" Preußen in Bewegung setzten, konnte der Fremdling natürlich nur willkommen sein, und Radowitz selbst hatte den Vortheil, auf diese Art in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben zu treten. Sein Einfluß scheint schon unter dem alten Könige nicht unbedeutend gewesen zu sein; wenigstens versichern glaubwürdige Quellen, daß Droste-Vischering's Ernennung zum Erzbischof von Köln hauptsächlich sein Werk war und daß selbst des alten Vincke energischer Einspruch durch Radowitz' Verwendung überwogen wurde. Die Klique und mit ihr Radowitz war dem Siege nahe, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg und Eichhorn bald die Seele des neuen Kabinets wurde: war doch Jarcke schon vorher als K. K. Staatskanzleirath nach Wien gegangen, stellte doch das Wochenblatt sein Erscheinen mit dem ausdrücklichen Bemerken ein, daß sein Zweck erreicht sei. Aber man darf nicht vergessen, daß auch diese Partei, sobald sie an's Ruder kam, sich wiederum auf jene zwei Elemente, Heer und Beamtenthum, stützen mußte, daß sie beide zwar stark modificiren, aber nicht in ihren wesentlichen Grundlagen verändern konnte — daß sie selbst, mit Einem Wort, eine starke Wendung nach dem specifischen Preußenthum hin machen mußte. Radowitz theilte also keineswegs alle die glücklichen Chancen, die seiner Genossen warteten: seine Aussichten

waren im wesentlichen noch immer auf das Wohlwollen des Fürsten und seiner eignen avancirten Freunde beschränkt. Einer geistreichen, durchgebildeten Natur, wie Stahl, der, um sich zu fühlen und seines Einflusses sicher zu sein, nicht einer äußerlich glänzenden, sondern nur einer Stellung bedarf, in der er gewiß ist, stets gehört zu werden, konnte ein solches rein persönliches Verhältniß genügen: nicht so Radowitz. Er muß auf ein Piedestal gehoben werden, um etwas zu sein: so ward es für ihn zur Nothwendigkeit, sich eine Domaine zu schaffen, die außerhalb des Gebietes specifisch-preußischer Politik lag, um auf diesem Terrain den „Staatsmann" auf eigne Faust zu spielen. Bereits früher hatte er, mit glücklichem Instinkt, die Stellung Preußen's zu Deutschland als einen solchen Nothanker für seine eigne Staatsmannschaft herausgewittert und sich demgemäß besonders in deutschen Angelegenheiten und beim Bundestage verwenden lassen. Seinen Hauptstreich aber machte er im Sommer 48, als die Revolution auch die nationale Frage auf's neue aufgerührt hatte; durch den glücklichen Theatercoup „Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland" gelang es ihm, dies Gemeingut durch eine Art von enclosure-bill in sein Eigenthum zu verwandeln. Er brauchte jetzt nur noch zu warten, bis die Wasser der Revolution sich verlaufen und die „nationalen" gleich so vielen andern unklaren Forderungen des Volkes von den Regierungen und Diplomaten ausgebeutet werden konnten.

Radowitz selbst scheint das erwähnte Pamphlet für den besten seiner „kühnen Griffe" anzusehn; wenigstens hält er es auf den meisten der von ihm cursirenden Lithographieen in der Hand, und allerdings müssen auch wir gestehn, daß der Augenblick, in dem er für Friedrich Wilhelm IV. deutsche Gesinnung in die Schranken trat, mit seltnem Geschick gewählt war. Der Inhalt der Brochüre ist so bekannt und unterscheidet sich in Form und Gedankengang so wenig von den sonstigen publicistischen Arbeiten des Generallieutenants, daß ein paar Worte genügen werden, um unsre Leser auch hier wieder die Benutzung der Diplomatie als melkender Kuh für bloße Privatinteressen erkennen zu lassen. Zunächst galt es, jeden Zusammenhang zwischen den Ideen der Märzerhebung und denen des Verfassers zurückzuweisen — den letzteren als den „Mann der Evolution und nicht der Revolution" darzustellen. Dies erreichte Radowitz, indem er den herkömmlichen Salm über die Gefahren der Anarchie, die Zügellosigkeit der Volksmassen, die Zerrüttung der Finanzen, die Nothwendigkeit der Einheit u. s. w. ableierte. Doch dies Büchlein datirt aus dem Sommer 48, und, wenn damals auch schon süddeutsche Blätter, namentlich die „deutsche

Zeitung", den angegebnen Ton längst angeschlagen hatten, so war es doch offenbar in jenen Tagen, wo selbst in den Herzen der „Edelsten" der Nation noch nicht alles revolutionaire Feuer erloschen war, offenbar zu früh, um die Masse so ohne weitres vor den Kopf zu stoßen. Wie gewöhnlich, ward daher nach beiden Seiten hin die möglichste Anerkennung gezollt und namentlich hervorgehoben, daß man sich in Zukunft auf den „Geist der Nation" stützen müsse; zum Dank für dies Zugeständniß sollte der „Geist der Nation" dann seinerseits so zuvorkommend sein, die ganze Revolution für etwas höchst überflüssiges zu erklären. Um dies zu erweisen, werden wir des weitläuftigen davon unterhalten, daß Friedrich Wilhelm seit seiner Thronbesteigung an Nichts eifriger gedacht habe, als an eine Regenerirung des deutschen Bundes; es versteht sich von selbst, daß wir wenig bestimmte Daten über jene nie in's Leben gerufnen Pläne erfahren, und daß der Hauptpunkt, ob denn jene „Regenirung" im Interesse der Volksfreiheit oder lediglich in dem der Vergrößrung der Hohenzollernschen Hausmacht erfolgen sollte, gar nicht einmal berührt wird. Der Kern des Pudels liegt einzig in den Schlußworten: „Weder die französische Umwälzung, noch die Bewegungen in andern deutschen Staaten, noch die Vorgänge in Berlin selbst haben den Entschluß Friedrich Wilhelm IV. zur Umgestaltung des Bundes hervorgerufen; derselbe stand in dem Könige fest, seitdem er zur Regierung gelangte, und war zur Ausführung gereift, ehe sonstige Anregungen hinzutraten." Also, wie gesagt, der „Geist der Nation" war höchst überflüssiger Weise meuterisch geworden! Als Resultate jener königlichen Bestrebungen werden uns dann zwei Aktenstücke vorgelegt, die im Jahre 1847 aus Radowitz' Feder geflossen sind: das eine über die „ganze Tragweite dieser Frage", das andre über die „Bildung eines obersten Gerichtshofes"; außerdem werden uns die Früchte von Radowitz' Thätigkeit in der Bundesmilitairkommission vorgezählt, die in der Anlegung zweier Bundesfestungen und in regelmäßiger Inspicirung der Bundestruppen bestehn. Ob der „Geist der Nation" sich über diese Errungenschaften besonders gefreut, oder tiefe Trauer darüber empfunden hat, daß durch die „unzeitige" Rebellion der „oberste Gerichtshof" einstweilen in das Reich der frommen Wünsche verwiesen war, lassen wir billig auf sich beruhn; jedenfalls hatte der Verfasser durch jene Enthüllungen den ferneren Zweck erreicht, die Augen, wenn auch nicht den Geist, der Nation auf sich, als auf denjenigen hinzulenken, welcher der deutschen Frage allein „Rechnung zu tragen" verstehe. Als das Haupthinderniß, weshalb jene Pläne, d. h. der bewußte „oberste Gerichtshof" — denn weiter bekommen wir nichts zu hören — trotz siebenjähriger Geburtswehen das Licht der Welt

nicht erblickt haben, wird uns die „nächste Umgebung des Königs" bezeichnet. Ganz natürlich! Radowitz wollte sich ja eben durch dies Büchlein eine eigne, von Stahl und Gerlach unabhängige, Stellung sichern. Andrerseits war es aber noch weniger zulässig, sich mit jenem „nächsten Kreise" ernstlich zu brouilliren, als mit der Revolution, und so erhalten denn auch diese Herren, als Schmeichelsalbe das zweideutige Lob, sie wären lauter Ehrenmänner — nur sei es ihnen nicht gegeben zu begreifen, was doch ein Radowitz begriffen: daß nämlich Preußen nur in und durch Deutschland gerettet werden könne!

So hatte sich der Verfasser nach allen Seiten hin salvirt und doch seinen Zweck erreicht! Mußte der deutsche Philister sich nicht im innersten Herzen schämen, daß er so ganz unnützer Weise Barrikaden gebaut? mußte er jetzt nicht fest überzeugt sein, daß nur Polen, Juden und Franzosen den ganzen Skandal angezettelt, da ja alle echt germanischen Elemente, vom „Geiste der Nation" bis zur „nächsten Umgebung des Königs" lauter „ehrenhafte Persönlichkeiten" waren? Gewiß, es war bis zur Evidenz dargethan, daß nur fremdes Gesindel unter so gut gearteten Menschen den Saamen der Zwietracht ausgestreut haben konnte!

Demnach haben wir hier wieder, wie in den „Gesprächen", eine Parteischrift der allergewöhnlichsten Art vor uns, wie sie in jenen Tagen, und besser, als Plakate an allen Straßenecken klebten; und doch, welch ein Aufsehn erregte die Brochüre! welchen Einfluß verschaffte sie dem Verfasser! Man bedenke, um das Räthsel zu lösen, nur, wie Friedrich Wilhelm IV. damals wirklich des Schutzes bedurfte; wie die demokratischen Blätter Süddeutschland's, gleich einer Hetze losgelaßner Gassenbuben, Preußen in einer Weise mit Koth bewarfen, welche die Patrioten daselbst zum Hasse, die Verständigen wenigstens zum mitleidigen Lächeln reizen mußte! Der Dank des Fürsten für jenen Schritt konnte also nicht ausbleiben, und von da ab war Radowitz von der Klique der Wilhelmsstraße emancipirt: er nahm jetzt einen selbstständigen Platz in dem Vertrauen Friedrich Wilhelm IV. ein, und war im Stande, Diplomatie auf eigne Faust und zu eignem Nutz und Frommen zu treiben, sobald nur die deutsche Frage erst wieder den Kabinetten verfallen war. Wie Gerlach dem König durch seine romantisch-mittelalterliche Richtung nahe steht; wie Manteuffel seinem Geist verwandt ist, als Vertreter der alten Hohenzollernschen Alluvionspolitik: so repräsentirte Radowitz von da ab in officieller Weise all' die Unklarheiten der preußisch-deutschen Politik, welche die Freundschaft mit Oestreich und die heilige Allianz, als Basis aller zukünftigen Operationen für vereinbar hält mit der Hebung des

Hohenzollernschen Einflusses in Deutschland. Zu dieser Rolle eignet sich allerdings nur ein Radowitz, da Principienlosigkeit die erste Grundbedingung dafür ist; in Manteuffel aber so gut wie in Gerlach concentriren sich bestimmte historische Ideen. Wenn jener die Revolution im Interesse der preußischen Dynastie auszubeuten gedenkt, so weiß er recht gut, daß ein solcher Entschluß zu einem Bruch mit Habsburg führen muß; wenn dieser sein Ideal von einem ständischen Staat herstellen will, so weiß er ebenfalls, daß dazu die Restauration der heiligen Allianz nothwendig ist. Unser Generallieutenant allein ist daher der rechte Mann, sobald es darauf ankommt, jene beiden geschichtlichen Anschauungen in seltsamer Mischung durcheinander zu werfen und die heillose Konfusion, die daraus entsteht, in hochtrabende Phrasen zu kleiden.

Daß seine ganze „deutsche Thätigkeit" Nichts weiter gewesen ist, läßt sich leicht erweisen, wenn man einen schnellen Blick auf sein Verhalten in der Paulskirche und in Erfurt wirft — von den Tagen, wo er noch abwartend und ungewiß dasaß, bis zu jenen, wo er κατ᾽ ἐξοχήν der Diplomat des Bundesstaates war.

Es hatte seine Schwierigkeiten, Radowitz als preußischen Abgeordneten in das Parlament zu bringen; ein kleines Gütchen, das er bei Rüthen im Arnsberger Kreise, einer der strengkatholischsten Gegenden Westphalen's angekauft, lenkte zuerst die Augen des dortigen Klerus auf ihn. Die Wahlmänner in jenen Distrikten bestanden fast nur aus ultramontanen Geistlichen oder doch aus Laien, welche ihnen unbedingt ergeben waren. Der Generallieutenant nun galt damals noch für einen orthodoxen Anhänger der alleinseligmachenden Kirche, ja für den Zögling eines Jesuitercollegiums — ein Gerücht, welches er erst später in der „Reichszeitung" widerlegen ließ. Ueberdies fehlte es bekanntlich in Preußen fast allenthalben an Kandidaten für Frankfurt, da die Blicke des Volkes, das sich zunächst nur gegen den auf ihm lastenden Militair- und Beamtendruck erhoben, sich mit ganz richtigem Instinkt auf Berlin als auf den Ort richteten, wo die Sache der Revolution entschieden werden müsse. Verstand die Masse auch noch nicht, für ihr Gefühl einen klaren Ausdruck zu finden, so ahnte sie doch, daß nur die Freiheit der Weg zur Einheit sei, und nicht umgekehrt. So war es im ganzen Norden für einzelne Personen und Kasten ungleich leichter, die Menge in Bezug auf die Frankfurter Wahlen zu leiten, als in Betreff der Berliner — um wie viel mehr in einem Bezirk, wo der Bauer seit Jahrhunderten gewohnt ist, seine weltlichen Interessen ohne Vorbehalt in die Hand des Pfarrers zu geben, damit dieser ihm zum Lohn dafür das Himmelreich er-

öffne. So lag im Grunde nichts Auffallendes darin, daß eine rabenschwarze Versammlung von Wahlmännern Radowitz zu einem Sitz in der Paulskirche verhalf.

War das Publikum schon über die Wahl verwundert, so setzte es die Annahme derselben noch mehr in Erstaunen: der Eintritt des Erbeschwichtigungskommissarius in das erste deutsche Parlament galt ihm für eine freche Verhöhnung der „glorreichen Revolution". Es konnte daher nicht fehlen, daß nächst Gagern der Abgeordnete für Rüthen am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während alle Hoffnungen der Reaction auf ihm zu beruhen, alle Fäden der Kontrerevolution in seinen Händen zusammenzulaufen schienen: erblickte die Demokratie in ihm den Hauptstein des Anstoßes, und glaubte in naiver Unbefangenheit, mit seiner Person das letzte Hinderniß zu beseitigen, das sich der Volkspartei auf ihrem Weg zum nahen Siegesziel noch entgegenstelle. Es war komisch genug, wie z. B. Ruge's „Reform" immer und immer auf ihr ceterum censeo, den Zauberkünstler Radowitz, der Alles verderbe, zurückkam. Und doch war ihr Irrthum sehr verzeihlich! Erst allmälig, sehr allmälig wurden die verschiednen Hebel und Motive sichtbar, welche die Massen nach den Tagen des März bewegten und in eine Menge feindlicher Heerlager theilten: erst da aber war es möglich, dahinter zu kommen, wie Radowitz kein einziges dieser Interessen repräsentirte, sondern nur mit einer Menge derselben Geschäfte zu machen versuchte. Das Chaos, das nach dem Einsturz des Alten zurückgeblieben war, mußte sich zuvor einigermaßen entwirren; die lebensfähigen Keime mußten sich zuvor aus dem furchtbaren Trümmerhaufen hervorarbeiten, der alles bedeckte, ehe auch ein scharfblickendes Auge den Abgeordneten für Rüthen als das zu erkennen vermochte, was er wirklich ist — als einen harmlosen, für die Gegner eben so unschädlichen, wie für die Freunde nutzlosen Spekulanten. Dazu war Zeit nothwendig, viel Zeit! und bis dahin hatte Radowitz den unermeßlichen Vortheil für sich, der erste Diplomat zu sein, der in einer Volksversammlung auftrat und in unmittelbare Berührung mit der Oeffentlichkeit kam; wie jeder neuen, unbekannten Größe, mußte auch der Diplomatie durch vertrauten Umgang erst der Schleier geheimnißvoller Mystik abgerissen werden, ehe die Kritik sich an den Kern derselben wagen durfte. Auch war es nicht so schwer, den Diplomaten zu spielen in einer Zeit, wo die einstigen Heroen der Diplomatie in alle Winde verweht waren und ihre Fühlhörner eingezogen hatten. Radowitz und Hansemann haben in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit miteinander. Der Gesandte so wenig wie der Industrielle ernteten bedeutende

Lorbeeren in ihren Fächern, so lange sie Konkurrenz zu bestehen hatten: beide aber machten dadurch ihr Glück, daß sie sich nicht, gleich ihren früheren Kompetitoren, aus dem gewohnten Geleise bringen ließen, sondern ihre diplomatischen und Bankspekulationen ruhig fortsetzten in einem Jahre, wo kein andrer Mensch an dergleichen Unternehmungen dachte!

Mit Einem Worte, es stand für das Publikum von vorne herein fest, daß Radowitz ein bedeutender „Staatsmann" sein müsse, und Jedermann hatte, statt vorurtheilsfrei zu beobachten, nichts eifrigeres zu thun, als den rothen Faden in der haute-politique des Generallieutenants zu suchen — je weniger alle Welt ihn zu finden vermochte, für desto tiefsinniger galt seine Diplomatie. Und allerdings war er ganz der Mann, um diese günstige Stimmung der neugierigen Masse möglichst lange zu erhalten, die, wie gewöhnlich, vor den ihr noch unbekannten Elementen bald schaudernd zurücktrat, bald alle möglichen unreifen Erwartungen an sie knüpfte. Ganz das alte Schauspiel, das stets in der Weltgeschichte wiederkehrt während jener Epochen politischer oder literarischer Umwälzung, wo neue Bildungsfermente an Stelle der alten auftauchen, und vorläufig die Reste der alten sammt den ersten Anfängen der Neuzeit in die Hände der Charlatane gerathen, die der staunenden, gutmüthig gläubigen Menge die größten Wunderdinge damit zu verrichten versprechen! Radowitz mit seiner Diplomatie als Zaubermittel zur Befriedigung eines unklaren Nationalitätsbedürfnisses, spielt in der politischen Welt genau dieselbe Rolle, wie Law mit seinen Bankzetteln, Mesmer mit seinem thierischen Magnetismus als Panaceen gegen die äußeren und inneren Leiden der Gesellschaft in der volkswirthschaftlichen und medicinischen!

Auch Radowitz' Persönlichkeit ist wie gemacht dazu, ihn bei seiner tragikomischen Rolle zu unterstützen. Er hat sie jetzt über zwei Jahre mit großem technischen Geschicke durchgeführt und das lächerliche Ende — das Zusammenschrumpfen des „Bundesstaates" zu einer bloßen Idee, die für die Ausführung zu schön ist — darf nicht einem Fehltritt von seiner Seite zugeschrieben werden, sondern ist einzig die natürliche Folge der Revolution, die in ihrem weiteren Verlaufe alle bewußtlosen Hoffnungen und Befürchtungen einer kritischen Zersetzung unterwerfen, jedem Marktschreier unbarmherzig die Maske abnehmen mußte. Wol wird sich noch manche Dame und selbst manch ein kräftiger Mann des kalten Schauers erinnern, der sie befiel, sobald der Abgeordnete für Rüthen in der Paulskirche das Wort erhielt. Langsam erhob sich die große, muskulöse Gestalt von der Bank, wo er, in wolberechneter Theilnahmlosigkeit, entweder mit übereinandergeschla-

genen Armen sich hingestreckt, oder mit Briefschreiben beschäftigt hatte. Gemeßnen Schritt's betrat er die Tribüne, streckte in kerzengrader Stellung die Arme vor sich nach der Brüstung aus und sprach in dieser Postur über die wichtigsten Fragen, ohne daß je die leichteste Gestikulation, das leiseste Zucken der Muskeln, die geringste Modulation der Stimme im mindesten den Sturm andeutete, der, nach der Voraussetzung des Auditoriums, die Brust eines „Staatsmannes" in solchen Augenblicken durchwühlen mußte. Wer an die Macht der Diplomatie noch glaubte — und wer wäre schon damals so weit emancipirt gewesen, um es nicht zu thun? — der konnte sich eines Fröstelns nicht erwehren, wenn er die eiskalte Ruhe sah, die sich auf dem vierschrötigen Gesichte lagerte. Die übermäßig hohe Stirn, von kurzen, in die Höhe stehenden Haaren umgeben, mit der unnatürlich dicken Kopfhaut und der dadurch veranlaßten seltsamen Bildung der großen, weitabstehenden Ohren, erinnerte unwillkürlich an den Hexenmeister, der, mitten in der Beschwörungsformel innerlich selbst vor den Geistern erzittert, die er hervorruft. Er stand da, weder Haß noch Liebe erweckend, blos wie ein unerforschlicher Abgrund! Jeder blickte den Andern sorglich fragend an, wer zuerst als Opfer hineinstürzen werde, während die Worte in gleichmäßigem, bedächtigem Flusse, getragen von einem volltönenden, etwas bedeckten Organe bis in die äußerste Ecke des Saales drangen. Bei Schmerling ward wenigstens die Wuth gereizt, und selbst diese ist ein angenehmes Gefühl im Vergleich zu instinktmäßiger Angst, deren Motive dem Bewußtsein noch nicht klar geworden sind! Das Manoeuvre war geschickt, sehr geschickt und hätte wol noch länger die Welt in Erstaunen setzen mögen, wenn Radowitz nicht den unverzeihlichen Fehler begangen, die Aufführung in Berlin zu wiederholen. Für das leichtfüßige Spreeathen sind dergleichen Gastrollen schlecht berechnet. Wie immer bei „politischen Größen", war der Höhepunkt seines Ruhmes zugleich der Anfang seines Falles. Mochte die gothaische Wäßrigkeit dem Kommissarius in der zweiten Kammer noch so laut Bravo klatschen; mochte Simson eine Thräne deutscher Rührung vergießen und der „Edelste der Edlen", Beckerath, dem Redner einen biedren Händedruck weihen: der Typus, durch den Radowitz sein Glück gemacht, war verloren, sobald „Kladderadatsch" sich desselben bemächtigt hatte!

Und der Inhalt der Reden? Wir haben schon oben auf seine stehende Phraseologie hingewiesen: feierlich vermummte Gemeinplätze, bei denen bloße Abstraktionen als vieldeutige Schlagwörter dienen; abstruse Gleichnisse, wie das aus der Lehre von den Kegelschnitten — das ist im Wesentlichen die ganze Eloquenz, die zwei Jahre lang Deutschland's Bewunderung hervor=

rief und die noch heute ausreicht, um in constitutionellen Kammern ein wahres Beifallsrasen zu erregen. Seine „historischen Nothwendigkeiten", sein „möglich Erreichbares", seine „höheren Gesetze im Leben der Nationen", sind eben so stereotyp wie im „Vikar von Wakefield" Herrn Jenkinson's Reminiscenzen aus Manetho, Sanchuniathon und Aristoteles — mit Einem Worte, die Weisheit des Deputirten Radowitz ist der des Publicisten um kein Haar breit überlegen. Am gelungensten sind im Ganzen diejenigen Stellen seiner Vorträge, in denen er geschichtliche loci communes auskramt, die freilich jedem Quartaner bekannt sind, aber auf der Tribüne noch immer Effekt genug machen. Darunter gehört z. B. jener Lieblingssatz, den er nicht zu oft anbringen kann, wie die Revolutionen neben dem demokratischen noch ein nationales Element in sich bürgen, das geachtet werden müsse, und wie dies letztere bald centralisirend — wie in Deutschland — bald decentralisirend — wie bei der belgischen Erhebung — gewirkt habe. Kann man derlei harmlose Betrachtungen auch weder für neu, noch für fruchtbringend gelten lassen, so gehören sie doch zu den Glanzpunkten in Radowitz' Reden. Auch scheint er selbst dieser Ansicht zu sein und sich auf das bischen stümperhaften Doktrinairismus, das er aus seiner Vielleserei glücklich gerettet hat, nicht wenig einzubilden. Seine ganze Gestalt nimmt in solchen Momenten eine gesteigerte Feierlichkeit an, die rechte Hand löst sich langsam von der Brüstung der Rednerbühne los und ihr Zeigefinger bewegt sich in gemessnen Pausen durch die Luft — die einzige Gestikulation, die er sich von Zeit zu Zeit erlaubt; man möchte dann wol glauben, einen ziemlich trivialen Professor auf dem Katheder zu sehen. Die Form ist, wie überall bei ihm, so auch hier wieder die Hauptsache — am allerwenigsten darf man Logik von ihm erwarten. Der Leser entsinnt sich wol noch des Grundgedankens in seiner berühmten Einleitung zum Erfurter Bundestage: weil weder die Demokratie, noch die partikularistische Reaktion etwas von dem Dreikönigsbunde wissen wolle, so folge daraus, daß beide ein gemeinsames Interesse haben! Auf diesen Schluß werden dann weitläuftige moralische Betrachtungen über das angebliche „Ekel erregende Bündniß der extremen Parteien" geknüpft — ein Bündniß, das doch wahrlich nirgend anders existirt, als in Herrn v. Radowitz' Kopfe! Der Eindruck, den dergleichen Zeug in Frankfurt, in Berlin, in Erfurt machte, wurzelt wieder in den bereits mehrfach erwähnten Gründen: so lange die Parlamente das Volk vertraten, war das Volk sich selber noch nicht klar geworden; als aber das Volk zur Klarheit durchzudringen anfing, da hatten die Parlamente aufgehört, ein Spiegel des Volks zu sein und bestanden nur noch aus den Schlacken

und dem Bodensatze, den dasselbe durch seine ewig rege und bewegliche Kritik glücklich aus sich ausgeschieden! Nachgerade dürfte indeß sogar den Kammern gegenüber, die bewußte Phraseologie bis an die „äußersten Grenzen des Möglichen" getrieben sein; ob selbst das Volkshaus die Auffassung der Union als einer bloßen „schönen Idee" billigen wird, steht denn doch zu bezweifeln. Möge Herr v. Radowitz nicht vergessen, daß Jenkinson mit seinem Manetho und Sanchuniathon hängen blieb, sobald er damit an dieselbe Familie gerieth, der er schon einmal ein Schock grüner Brillen für ein Pferd aufgeschwatzt!

Dieselbe naturnothwendige Unklarheit in den Köpfen der Masse und Radowitz' eigner Kollegen, derselbe verzeihliche Aberglaube an die Bedeutung der Diplomatie und ihrer Repräsentanten, machte es unmöglich, den rothen Faden für seine Abstimmungen aufzufinden, die so reich an Widersprüchen waren. Während jene Unklarheit ihm zu dem wirklichen Ruhme verhalf, die volle Freiheit der Kirche, also auch die Zulassung der Jesuiten, fast allein in der Paulskirche vertheidigt zu haben — aus welchen Gründen thut hier Nichts zur Sache: hinderte jener Aberglaube, das einfache Motiv all dieser Widersprüche in seinen rein persönlichen Spekulationsinteressen zu sehen, und erfand lieber die possirlichsten Auskunftsmittel, um die Harmonie zwischen seinen Voten auf andre Weise herzustellen. Von allen Seiten mußte man Redensarten hören, wie: „Radowitz will immer nur das möglich Erreichbare!" — „Radowitz glaubt dem Vaterlande am besten zu dienen, wenn er in Frankfurt recht preußisch und in Berlin recht deutsch ist!" — und was der Gothaer Stoßseufzer noch mehr sind, wenn sie sich nicht zu helfen wissen und doch nicht verzweifeln wollen! Demungeachtet fühlten sie, daß selbst ihre Weisheit hier nicht ausreiche, und des Kopfzerbrechens über die eigentliche Parteistellung des großen Unbekannten war daher kein Ende. Gesteigert ward die Ungewißheit überdies dadurch, daß er nur selten sprach, und außerdem oft genug in langen Pausen, gerade während der wichtigsten Debatten „mit Urlaub abwesend" war: so bei der Schlußverhandlung über den Malmöer Waffenstillstand und fast in sämmtlichen Sitzungen nach der Kaiserwahl. Nur Eins war klar: er stand auf der äußersten Rechten der Reaktion und war selbst den gemäßigsten Forderungen des Volkes entschieden feindlich gesinnt — daher die Anfangs nie rastende Furcht der Demokratie vor ihm. Welcher speciellen Fraktion der großen Partei der Kontrerevolution er aber angehörte, war unmöglich zu ermitteln, da man ihn nun einmal in eine bestimmte Rubrik stecken wollte. Bald sollte er durch und durch Ultramontaner sein — aber er stimmte für die Einverleibung Posen's in den

deutschen Bund, obwol es ihm nicht gelang, seine katholischen Gesinnungsgenossen zu überzeugen, daß ihre Religion dabei keine Gefahr laufe. Bald wieder ward er zum Parteigänger Oestreich's gestempelt — aber er wählte Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser von Deutschland. Bald wieder galt er für einen specifischen Preußen — da entdeckt die „Reichszeitung" eines schönen Tages zum Glück noch in der zwölften Stunde, daß der böse Mann die Hohenzollern mediatisiren wolle. Bald endlich machte man einen pathetischen Nationalen aus dem armen Proteus, dem „Deutschland, Deutschland über Alles" gehe. War er doch zum ersten Mal in der Paulskirche unter allseitigem Bravo bei Gelegenheit der deutschen Flotte aufgetreten und hatte mit prophetischen Worten auf die herrliche Zukunft hingewiesen, wo wir ein Kriegsschiff vor der Mündung des La Plataストroms würden liegen haben! Hatte er doch, um in Italien sofort Ruhe und Ordnung, der deutschen Nation aber Ehre und Ansehn zu schaffen, eigenhändig den famosen Antrag gestellt, den kriegführenden Mächten in der Lombardei die Vermittlung der Centralgewalt anzubieten! Hatte er doch dafür gestimmt, die Wahlen zum Parlament in ganz Böhmen vornehmen zu lassen — um nämlich zu Gunsten Oestreich's die czechische Opposition nieder zu halten! Hatte er doch erklärt, das ruhmreiche Deutschland könne England und Frankreich zusammen die Spitze bieten — es galt nämlich, das stehende Heer zu vermehren! — Aber, siehe da! wenige Wochen nachher vertheidigte derselbe Mann aus Leibeskräften den Malmöer Waffenstillstand, weil Deutschland es doch unmöglich mit Rußland und Frankreich aufzunehmen vermöge — es nahte nämlich die Zeit der „rettenden Thaten" im Sturmschritt heran, und die Truppen waren in Berlin vor der Hand viel besser zu gebrauchen, als in dem meerumschlungnen Schleswig-Holstein oder gar in Jütland!

Facta loquuntur! . . . Sollte auch heute noch, jetzt nachdem der Rausch instinktmäßiger Hoffnungen längst zerronnen ist, Jemand im Zweifel sein über die Bedeutung jener Abstimmungen und geschickten Eklipsirungen? . . . Es prägt sich darin ganz einfach die Lage eines Mannes aus, der zwar weiß, daß er nur mit der Partei der Kontrerevolution ein Geschäft machen kann, aber noch nicht mit sich einig ist, mit welcher Fraktion derselben er abschließen soll, da alle vorhandnen bedeutendere Wortführer haben und ein untergeordneter Posten ihm nicht genügt; der daher abwarten und nur darauf bedacht sein muß, sich mit keiner zu tief einzulassen, bis seine Zeit gekommen!

Und sie schien gekommen, als nach den Berliner Oktroyirungen, nach

der Ablehnung der Kaiserkrone — zu denen beiden Radowitz redlich mitgeholfen — endlich seine specielle Domaine, die deutsche Frage, wieder den Diplomaten allein in die Hände fiel, d. h., wenigstens so weit sie Preußen betraf, Herrn von Radowitz! Nur daß die Stunden, wo er seine Lorbeern für den Beistand, den er der Reaktion geleistet, zu ernten gedachte, zugleich die Stunden der Prüfung werden mußten! Die Zeiten der Phrasen waren vorbei: es begann der Wettlauf nach der Palme auch zwischen den verschiednen Fraktionen der Kontrerevolution, und überall hieß es: „hic Rhodus, hic salta!“

Naiv genug fürchteten die Konstitutionellen anfangs, Radowitz werde sich gleich Camphausen in den Wirren der Revolution abgenutzt haben; noch naiver stimmten sie nachher Triumphlieder an, als sie das Eitle jener Besorgnisse erkannten, und nunmehr Bundesstaat und Repräsentativsystem mit und durch den Magier vor weiteren „rettenden Thaten“ so wie vor „demokratischen Wühlereien“ gewahrt, sich selbst im Hafen angelangt und ihr Schäfchen im Trocknen glaubten. Als ob ein Mann, der stets nur für sich nach dem „möglich Erreichbaren“ strebt, überhaupt im Dienste irgend eines Princips sich verbrauchen, mit irgend einem System stehn oder fallen könnte! Und gar Radowitz, der jetzt endlich sein längst gehegtes und gepflegtes Steckenpferd besteigen, der sich jetzt endlich — so dachte er wenigstens — eine großartige, von der altenfritzigen Partei wie von der Wilhelmstraßenklique, unabhängige politische Stellung verschaffen konnte! Wer ihn durchschaute, der durfte sich wahrlich nicht wundern, als er mit der Maiverfassung hervortrat; obgleich derselbe Radowitz wenige Wochen früher in der Paulskirche erklärt hatte, die vom Parlament entworfne Konstitution könne nie durch Machtsprüche ersetzt werden; „wer einen solchen Ausweg für die deutschen Wirren suche, dessen Vermessenheit sei nicht tief genug zu beklagen!“ Schade nur, daß das neue Steckenpferd, recht eigentlich Radowitz' Machwerk, sich widerspenstig erwies und den Reiter abzusetzen drohte, sobald es sich in ein Geschöpf mit Fleisch und Blut verwandeln sollte. So geduldig der papierne Bundesstaat mit sich umspringen ließ, eben so eigensinnig zeigte sich der reelle. Ganz abgesehn von den nach überstandner Gefahr wiedererwachenden Souverainitätsgelüsten der kleinen Fürsten, ist der ehemalige Beschwichtigungskommissarius auch nicht der Mann dazu, um mit der Partei Gerlach-Stahl fertig zu werden. Es wird dem Leser noch in frischem Andenken sein, wie die „Neue Preußische Zeitung“ ihn heimleuchtete, sobald sie etwas von den Emancipationsgelüsten verspürte, auf

welche seit dem Mai 1849 sein ganzes Streben gerichtet sein mußte. Einen einzigen Sieg hat er freilich über sie erfochten, indem er die Beschwörung der preußischen Verfassung durchsetzte — aber diesen Sieg errang er nur als Gehilfe Manteuffel's und nur weil es den Führern des christlichen Germanenthums an dem nöthigen Muth fehlte, um selbst das Ruder in die Hand zu nehmen.

Auch war die Berliner Demokratie von 1849, in ihren Ansichten durch Erfahrung und Kritik geläutert, nicht so leicht durch Phrasengeklingel zu täuschen oder einzuschüchtern, wie die süddeutsche des vergangnen Jahres. Mochten die Konstitutionellen dem Regierungskommissarius in der zweiten Kammer noch so verzweifelte Bravo's zurufen: die Blätter der Volkspartei analysirten bereits jene Rede ganz richtig und kamen, indem sie den Gedankengang unter dem Wortschwall hervorzogen, auf den einzig möglichen Weg, um den Generallieutenant für immer aus dem Register ihrer gefährlichen Feinde zu streichen. Jener Ideengang war einfach folgender: „der alte Staatenbund hatte das Mißliche, daß er der Revolution keinen festen Damm entgegenstellen konnte; es muß daher die Heeres- und Polizeigewalt des gesammten deutschen Vaterlandes besser concentrirt werden" — die alte diplomatische Weisheit, die immer darauf hinauskommt, das frische Loch zuzustopfen, ohne zu bedenken, ob sie dadurch nicht vielleicht ein andres öffnet. In Betreff der sogenannten nationalen Forderungen hieß es dann weiter: „kein engerer Bund ohne den weiteren mit Oestreich; von diesem aber will Habsburg nichts wissen" — ergo, lautete der konsequente Schluß der Volkspartei, kann aus dem Mai-Vertrage Nichts werden. Wenn nun derselbe „Staatsmann," der sein eignes Werk, wenige Monate nach dessen Entstehen, in dieser Weise durch Kompromisse preisgab, sich gleichzeitig in die Brust warf und von der Tribüne rief: „Keine Concessionen der Demokratie!" — so konnte ihm diese mitleidig lächelnd erwidern: „Das ist unsre Sache und die des Heeres; Herr von Radowitz kommt dabei nicht in Rechnung!"

Wieder ist ein Jahr verflossen; der Bundesstaat ist enger und enger, Kleindeutschland ist zu Großpreußen, die Union zur schönen Idee geworden; fast scheint es, als seien die beiden Hohenzollern und einige Militairkonventionen das einzige „möglich Erreichbare". Was werden die Konstitutionellen, was die Gothaer dazu sagen? und was bleibt Herrn von Radowitz nach ihrem Abfall? . . . Wir fürchten, der Tag ist nahe, wo der große Diplomat, um dessen Besitz sich einst alle Parteien der Reaktion stritten, von jeder in den Winkel geschoben wird, wo ihm nach so viel' mühsamen Spekulationen doch nichts bleibt, als was persönliche Gunst dem Fremdling zuwendet!

„Herrscht der Teufel heut auf Erden, wird Gott morgen Meister werden!“ lautet das gottselige Verschen, das Herr von Radowitz in den Grundstein des Soldatendenkmals legte. Wir wissen nicht, wie diese beiden hohen Personen mit einander stehen: das aber wissen wir, und deß sind wir froh, daß der Schreiber jener Zeilen keiner politischen Fraktion weder für einen Gott, noch für einen Teufel mehr gilt.

---

## V.

# Dahlmann.

„Der Kaiser Nikolaus freilich hat dermalen den Konstitutionalismus für ein grobes Lügengewebe erklärt: wir wollen uns indeß, mit seiner Erlaubniß, dies grobe Lügengewebe des näheren betrachten!“ ... so leitet Dahlmann in jedem Wintersemester den betreffenden Abschnitt seines Kollegiums über Staatswissenschaft ein, wobei er, des größern Nachdrucks wegen, den Ton stets auf das A in dem Namen des Czaren legt. Es ist das eine von den wenigen Oasen, welche die „auf den Grund und das Maß der gegebnen Zustände zurückgeführte Politik“ den vom Nachschreiben ermatteten Zuhörern darbietet — eine von jenen Stellen, die ein ordentlicher Student in seinem Heft mit dem Rothstift bezeichnet, weil er bei derselben auf einen Augenblick die Feder ruhen lassen und sich, nach der schweren Anstrengung, dem Vollgenuß eines zwar stereotypen, aber wolgelungnen Professorenwitzes hingeben darf. Das ganze Auditorium begrüßt den alten Bekannten um so herzlicher, da alle Welt genau die Stelle weiß, wo er kommen muß, und daher gespannt erwartet, ob er während des verstrichnen Sommers auch nicht im Sekretair des Akademikers den Motten zum Opfer gefallen sei. Ist diese Befürchtung glücklich gehoben, so wird der sittliche Ernst, durch den sich fast alle Vorlesungen an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität rühmlichst auszeichnen, für einige Minuten unterbrochen — mitunter ertönt sogar ein leises Gelächter in dem ehrwürdigen Saal. Dahlmann selbst sucht seinem essigsauren Gesicht ein Lächeln abzuzwingen — ob aus Freude über den Beifall, der seinem Sarkasmus gespendet wird, ob aus Mitleid mit der geringen Bildung des Russenfürsten, ist schwer zu ermitteln — und benutzt die entstandne Pause, um die beiden vor ihm stehenden Kerzen zu putzen, für ihn kein ganz leichtes Unternehmen, da er jede erst auslöscht und dann wieder an der andren ansteckt.

Auch wir wissen keinen bessren Uebergang, als jene Worte, von den Führern des christlichen Germanenthums, des Ultramontanismus und dem diplomatischen Anhängsel beider zu den Repräsentanten des Konstitutionalismus — nur daß der Bonner Professor allerdings seine Hände in Unschuld waschen kann, wenn jenes Regierungssystem von allen Seiten her zu Lug und Trug ausgebeutet wird. Dahlmann ist vielmehr, im vollen Sinn des Wortes, in theoretischer wie in praktischer Beziehung, ein Vertreter des „reinen" Konstitutionalismus, wie man im ganzen Gothaer und Erfurter Heerlager schwerlich noch einen zweiten entdecken wird. Er hat ihn zuerst in eine verständliche Doktrin gebracht; er hat alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, Staat, Schule, Kirche, Industrie, Handel, so vollständig in dies Prokrustesbett hineingepackt, daß man sie in seiner Darstellung kaum wiederzuerkennen vermag. Er hat ihn so sehr zum Alpha und Omega seiner gesammten Welt- und historischen Anschauung gemacht, daß er am liebsten alle nicht konstitutionellen Stellen aus der Geschichte ausmerzen möchte — wie jener Duodezfürst dem Maler, der sein Ländchen aufnahm, befahl, die fremden Enklaven als Wasser zu zeichnen. Kein Wunder, wenn das Geschöpf seines eignen Fleißes ihm zuletzt heilig geworden, wenn die „drei Gewalten" ihm schließlich für eine Panacee gegen alle Leiden der Menschheit gelten, wenn sie ihm eine Gottheit sind, die er um so inbrünstiger verehrt, je genauer er sie zu verstehen glaubt, und von der er trotz aller Täuschungen nicht läßt!

Es hat etwas Rührendes, wenn man den würdigen Professor in heißer Andacht begriffen sieht, während Alles um ihn Nichts wichtigeres zu thun hat, als mit den „drei Gewalten" zu spekuliren. Dem Einen sind sie ein Mittel, um durch Theurungszölle seine Fabrik zu heben; dem Andren, um Diplomatie auf Kosten der Steuerpflichtigen zu treiben; dem Dritten, um durch richtiges Votiren in den Kammern seinen Posten, sein Gehalt zu verbessern. Umsonst! Dahlmann wird durch Nichts der Art in seinem Traum gestört. Entweder merkt er den konstitutionellen Schmutz, von dem er selber frei ist, an seiner Umgebung gar nicht — oder er tröstet sich damit, daß der Fehler nur in den Menschen liege und nicht im System, daß dies aber auf die Dauer sich mächtiger erweisen werde, als jene. Fast allen andren Konstitutionellen ist die politische Dreieinigkeit Nichts als eine melkende Kuh: Dahlmann hat um seines Ideals willen eine behäbige und einflußreiche Stellung aufgegeben, Jahrelang mit seiner Familie ein ärmliches Leben geführt — das ist der tiefeinschneidende Unterschied zwischen ihm und den Uebrigen, dem doktrinairen Fanatiker und den Industrierittern

des Konstitutionalismus. Es läßt sich unmöglich leugnen, in der Erscheinung, dem Auftreten, der unerschütterlichen Anhänglichkeit des Mannes an sein Prinzip liegen viel tragische Elemente. 35 Jahre lang steht er jetzt, als Publicist, als Docent, als Deputirter, im Dienste seiner Rachel: mehrmals schon glaubte er sich am Ziel und die Gesellschaft gerettet durch Herstellung der drei Gewalten — und wieder und immer wieder kamen „Perioden kläglicher Schwankungen, welche die Menschheit sich hätte ersparen können", kamen „unnütze und beklagenswerthe Verlängerungen der Geschichte" dazwischen, und entrissen ihm die Frucht seines mühseligen Strebens, wenn er sie schon mit den Lippen zu erhaschen glaubte! Er aber bleibt dabei, nicht die Doktrin trage die Schuld des ewigen Mißlingens, sondern nur der Egoismus der Menschenkinder, „die in ihrem eignen Innern noch nicht die billig herrschenden Gewalten von den billig dienenden zu unterscheiden wüßten." Er sieht dem selbstsüchtigen Treiben mit kummervollem Kopfschütteln zu; Nichts vermag in ihm die Ueberzeugung zu zerstören, daß er alle Leiden mit seinem Universalmittel heilen könne, wenn man ihm nur acht Tage Zeit ließe, um es zur Anwendung zu bringen. Aber der ungeduldige Haufe hält dem Arzt nicht still: er wogt durch- und übereinander fort, getrieben von den Mächten der Industrie und des Handels, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, in Bank- und Fabrikgeschäften; er läßt sich nach wie vor von Gewalten beherrschen, die in Dahlmann's bestem Staate eigentlich nur als dienende Größen auftreten sollten, die aber heut zu Tage nun einmal nicht mehr dienen wollen . . . und die Ermahnungen des verzweifelten Doktors verhallen ungehört, wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Wahrlich, tragisch genug! Nur daß der Konstitutionalismus mit seinem Abwägen und Balanciren, mit all' seinen Halbheiten und Kompromissen unmöglich einem durchweg tragischen Charakter zur Grundlage dienen kann: die Komik durchbricht unvermeidlich das Pathos — der Kothurn am einen, der Sokkus am andren Fuß! So tragisch seine Lage an und für sich ist, so komisch wird sie, wenn wir einen Blick auf seine Panacee werfen, die ihn und die Gesellschaft aus allem Trübsal erretten soll. Es geht uns mit ihm wie mit dem Schuldgefangnen im Fleet-Gefängniß auf Hogarth's trefflichem Kupferstich. Die gebeugte Gestalt, das sorgenvolle Gesicht des Armen, auf dem wir noch die Spuren beßrer Tage entdecken, rührt uns: aber sobald unser Auge auf die vor ihm liegende Arbeit „über die Tilgung der englischen Natio-

nalschuld" fällt, durch die er seine Freiheit wieder zu erlangen hofft — wissen wir nicht mehr, sollen wir lachen oder weinen!

Ein kurzer Ueberblick von Dahlmann's vielbewegtem Leben, in Verbindung mit dem Urtheil, das er selbst an verschiednen Stellen seiner publicistischen Arbeiten und Vorlesungen über einzelne historisch wichtige Epochen desselben gefällt hat, giebt im Grunde das beste Bild der ehrenhaften, aber bornirten Charakterstärke, mit der er fortwährend für ein den englischen Verhältnissen des vergangnen Jahrhunderts abgelerntes, und dann mit deutscher Studirstubengründlichkeit weiter ausgearbeitetes System zu Felde zog. Gleichzeitig aber spiegelt sich in einem solchen biographischen Abriß überall die Beschränktheit ab, mit der er auch in der Verfassung Großbritanniens, bei aller theilweisen Gelehrsamkeit, die bloße Form für das Wesen nahm. Aus dem engen Gesichtskreis, den er sich zunächst für seinen Privatgebrauch eingehegt, dann aber der Welt aufdringen wollte, kam er so wenig hinaus, daß ihm die eigenthümlichen Zustände, welche jene Theorie der drei Gewalten für England und nur für England brauchbar machten, stets ein verschloßnes Buch blieben. Noch weniger war der Professor, der seine Doktrin nun einmal „fertig" hatte, je im Stande, die bisher ungeahnten Fermente zu würdigen, welche durch die gewaltigen industriellen und Verkehrsfortschritte in das Leben der Völker geworfen wurden, und den Einfluß zu fassen, den dieselben auf die Gesellschaft üben müssen. Während diese täglich in immer krampfhaftern Zuckungen strebt sich ihres alten Kleides, des Zwangsstaates, zu entledigen und ihn mit der freien, auf rein kontraktliche Verhältnisse gegründeten, Association zu vertauschen: ist Dahlmann vollständig unfähig, sich auch nur mit Einem Blick über die herkömmliche „staatsmännische" Anschauungsweise zu erheben. Jene Geburtswehen einer ganz neuen Ära sind ihm eben Nichts weiter, als „nutzlose, selbstsüchtige Verlängerungen der Geschichte, welche dieselbe von ihrem wahren konstitutionellen Ziele ablenken." Er kann sie sich nicht anders erklären, denn als Ausbrüche des Egoismus, der Unwissenheit, der Böswilligkeit — als vulkanische Eruptionen derjenigen Gewalten, die in seinem „besten Staate" nun einmal zum dienen und nicht zum herrschen bestimmt sind; die er daher — so oft sie ihm im praktischen Leben begegnen — mit der unangenehmen bissigen Wuth eines sauertöpfischen Doktrinair's auf's heftigste befehdet. In der Theorie existiren sie für ihn gar nicht. So wird z. B. in der dritten Auflage seiner „Politik" von 1847, obwol der größte Theil des Buches England gewidmet ist, die von der Manchesterschule ausgehende Bewegung für Reformen in dem Zoll-, Steuer-, Kolonial-

wesen — kurz jene ganze Reihe von Bestrebnngen, deren gleichmäßiges Endziel doch nur die Abtaklung des Staates ist, mit keiner Silbe erwähnt. Ja, der erste Akt jener langen Kette von Triumphen, die Wahlreform, ist ihm blos eine numerische Erweitrung des Stimmrechtes, wobei er sich in echt koustitutioneller Weise an die Zahlen hält und herauszurechnen sucht, ob die starke Vergrößrung der Wahlkörper auch nicht „bedenklich" sei! So hat er auch nicht die leiseste Ahnung davon, wie jene lang vorbereitete Krisis der erste Schritt dazu war, um in Großbritannien selbst der vielbewunderten Verfassung den Boden unter den Füßen fortzuziehn! so fern liegt ihm die Einsicht, daß bereits heute, trotz aller Bills und Charten, es nicht mehr die Zusammensetzung des Parlaments, sondern die out-door Agitation ist, welche über die Abstimmungen des Hauses und damit über die Gesetze des Landes entscheidet!

Dahlmann war, wie er uns selbst sagt, „nach spartanischer Art gerade auserzogen, als er, 30 Jahre alt, in den Kieler Blättern zum ersten Male über Verfassung schrieb." Er giebt zwar zu, daß „wir damals — es war 1815 — im Unschuldsalter der vaterländischen Dinge standen": aber er, der sich über dies Unschuldsalter erhaben wußte, fand keine Veranlassung mehr, seine Prinzipien auf's neue durch die Kritik der Geschichte reinigen und läutern zu lassen. Im Gegentheil, die Geschichte sollte sich an seinen Maximen ein Exempel nehmen: so oft sie sich von denselben entfernte, ward sie als „unnütze Verlängerung", als „klägliche Schwankung" hart angelassen; Allem dagegen, wodurch sie sich ihnen für einen Augenblick zu akkommodiren schien, ward als einem „Ereigniß, das Deutschland frommen könne" geschmeichelt. Dahlmann stand mit seinem politischen Katechismus Klio zur Seite, wie der Arzt mit seiner Physiologie am Bett eines Kranken; jede Erscheinung, die in dem Lehrbuch noch nicht verzeichnet stand, verwies er sofort als abnorm in das Gebiet der Pathologie und, gleich Molière's Doktor, rief er der Gesellschaft unaufhörlich zu: „Es ist Dir besser, Du sterbest nach den Regeln des Konstitutionalismus, als daß Du wider seine Vorschriften genesest, indem Du Dich des Staates entledigst!"

Indeß der gute Rath, den Dahlmann in seiner damaligen Stellung an der Kieler Universität den „unerfahrnen, unschuldigen vaterländischen Dingen" ertheilte, blieb unberücksichtigt: „hätte er gegolten — schrieb der Professor noch vor drei Jahren — so konnte Deutschland ein Menschenalter kläglicher Schwankung von einem selbstsüchtigen Prinzip zum andern erspart werden!" In Bezug auf Schleswig-Holstein zeigte Dahl-

mann jedoch bereits in Kiel eine männliche Unbeugsamkeit des Charakters, soweit sein nur Nationalitäts- und Verfassungsgedanken zugänglicher Kopf die vorliegenden Fragen richtig aufzufassen vermochte. Natürlich erhob er sich in Betreff der Streitigkeiten zwischen Dänemark und den Herzogthümern, eben so wenig wie später, über den Standpunkt der Traktate, die bekanntlich gerade in dieser Angelegenheit eine zweischneidige Waffe sind: allein an der Interpretation der Verträge, die ihm nun einmal nach allseitigem Studium in seinem deutschen Herzen für die richtige galt, hielt er mit größter Zähigkeit fest und hatte auch Muth genug, seine Ansichten überall geltend zu machen. Die Mißlichkeiten, in die er durch diese Offenherzigkeit, der dänischen Regierung gegenüber, gerieth, veranlaßte ihn bald, einen Ruf nach Göttingen anzunehmen. Hier waren nun „dermalen die vaterländischen Dinge schon in etwas aus dem Unschuldsalter getreten" und hatten sich dem Ideal Dahlmann's mindestens in so weit genähert, als Hannover sich seit 1819 einer Verfassung, wenn auch nur auf ständischen Grundlagen, erfreute — eines allergnädigsten Geschenkes aus allerhöchster Hand. Auch unser Professor genoß bald das Glück, unter diesen Landständen als Mitglied für die Universität Göttingen zu fungiren und hier entwickelte sich leider eine andre, weniger erfreuliche Seite seines Wesens. Obwohl ihm selber die vorhandne Konstitution nicht im entferntesten genügte, trat er doch bald nach der Julirevolution mit großer Heftigkeit gegen die Urheber der hannöver'schen Unruhen auf, deren Pläne und Mittel in seinen konstitutionellen Rechtskram nicht paßten. Namentlich soll er sich auf dem Landtag durch seine Angriffe gegen Seidenstücker ausgezeichnet haben — dies Gerücht verbreitete sich damals allgemein, wenngleich die Oeffentlichkeit der Verhandlungen noch nicht zu den dortigen Errungenschaften gehörte, und ist niemals widerlegt worden. Da dem Doktrinair, zumal dem Konstitutionellen, eigentliche Thatkraft, der Natur der Sache nach stets abgehn muß; da man ihn ferner, bei seinem Wahlspruch „die staatliche Ordnung über Alles" immer nur auf Seiten der Macht erblickt, neben der er seinen Platz als ungehörter und nur im Nothfall wie ein pis - aller zu Hilfe gezogner Lehrer und Warner einnimmt: so erscheint auch seine Verfolgungssucht ungleich gehässiger, als die des energischen Fanatikers. Man ist nur zu geneigt, sie als die grämliche Bissigkeit eines eitlen Stubengelehrten anzusehn, der seinen Rücken gedeckt weiß und neidisch auf jüngre, lebensfrische Kräfte herabblickt, die von Worten zum Handeln drängen. Wir glauben nicht, daß dies Urtheil bei Dahlmann gerade zutrifft;

aber des unwillkürlichen Eindrucks kann sich nun einmal Niemand erwehren. Der Leser erinnre sich nur an das Auftreten des Professors gegen Zitz in der Paulskirche bei der Mainzer Angelegenheit, um sich die widerliche Bitterkeit zu vergegenwärtigen, deren derselbe in solchen Augenblicken fähig ist. Und doch war das derselbe Zitz, der während der Stürme des Vorparlaments allein im Stande gewesen war, die wankenden Throne in mehreren kleinen Staaten Süddeutschlands zu halten, und der wirklich Naivität genug besaß, den Konstitutionellen diesen unbezahlbaren Dienst zu erweisen!

Doch nicht lange nach der Verfolgung Seidenstücker's schien Dahlmann's, d. h. des Konstitutionalismus, Glücksstern endlich aufzugehn, und zwar in dem Wege „geordneter, gesetzmäßiger Entwicklung." Der gute König Wilhelm gab seine Einwilligung dazu, daß der Göttinger Gelehrte ein Staatsgrundgesetz mache. Nach den gesammelten Erfahrungen konnte ihm die Arbeit nicht schwer werden: in kurzer Frist waren all' die herkömmlichen konstitutionellen Herrlichkeiten — als da sind: zwei Kammern nebst Petitionsrecht und absolutem Veto — auf Paragraphen abgezogen; die Verfassung ward in's Leben eingeführt, man war im Hafen der Ruhe angelangt und Dahlmann stand als der große Mittler da, der der Revolution wie der Reaktion sein Quos ego! mit Erfolg entgegengerufen. „Mir schien damals — so schreibt er selbst — eine harte Rinde gebrochen und der Weg betreten zu sein, der für Deutschland frommen kann." Allein — die Verfassungsfreude war von kurzer Dauer; die Stunde, die Seidenstücker rächen sollte, war nicht mehr fern. Ernst August war nicht ganz der Ansicht Dahlmann's; er hielt im Gegentheil die Konstitution für die, wenn auch nicht harte Rinde, die durchbrochen werden müsse, und hatte das Werk in kürzester Zeit, ohne große Mühe vollbracht! Das war ein niederschmetternder Schlag für den Göttinger Professor! Alle Anerkennung der Ehrenhaftigkeit, mit der er lieber seine Stelle aufgab und sich bis zu seiner Anstellung in Bonn kümmerlich durchschlug, als seinen Ansichten untreu ward! Aber wahrhaftig, wer kann sich, bei aller Achtung, eines Lächelns über die Beschränktheit eben jener Ansichten enthalten, wenn der Tiefgekränkte in einem Brief an Jacoby, als Antwort auf eine Königsberger Dankadresse für sein muthiges Benehmen, seinem Schmerz um das Vaterland in folgenden Worten Luft macht: „das ist ein beklagenswerthes Ereigniß, welches die Geschichte unnützer Weise verlängert und von ihrem wahren Ziele ablenkt?" Unnützer Weise verlängert! was sich der Mann nur dabei denken mag! Ist das nicht,

als wollte man Jemandem einen Vorwurf daraus machen, daß er „unnützer Weise" erst siebzehn und nicht lieber gleich achtzehn Jahre alt geworden sei?! Und wieder liegt so viel Uninteressirtheit in dem Satz, daß man dem Schreiber nicht böse werden kann! Ein Professor der Geschichte, der doch bei jeder Verlängerung derselben nur gewinnen kann, betrauert sie aus reinem Gefühl für das Wol seiner Mitmenschen!

Mit Ernst August aber söhnt Dahlmann sich nie wieder aus: er hat ihm zu arg mitgespielt! Während er in seiner Vorlesung über Politik sonst, aus konstitutionellem Schicklichkeitsgefühl, jede persönliche Anspielung auf noch regierende Häupter sich auf's strengste untersagt, ist Ernst August zweimal darin angebracht — und zwar in einer Weise, die niemals verfehlt, im ganzen Auditorium Sensation zu erregen. Das erste Mal in dem Kapitel über die Verantwortlichkeit der Minister, die bekanntlich auch im Jahr 1837 aus der Verfassung verschwand. Da heißt es jeden Winter: „der König Ernst August von Hannover freilich hält die Ministerverantwortlichkeit in dem guten Staate für entbehrlich — wie denn seine ganze Regierung überhaupt mit Fug und Recht eine unverantwortliche genannt werden darf." Es ist das offenbar ein Witz, gleich dem oben erwähnten, und wie jener wird er mit Lächeln ausgesprochen. Aber wie verschieden sind diese beiden Lachversuche! Der erste ist harmlos, unschuldig — es liegt Nichts darin, als gutmüthige, etwas sarkastische Theilnahme für die Unwissenheit des Czaren, die man indeß bei einem Russen nicht anders erwarten kann: der letzte ist düster, verzweifelt — der ganze Schmerz des gesammten deutschen Vaterlandes über das verloren gegangne Staatsgrundgesetz scheint sich darin zu concentriren . . . Ungleich bösartiger noch ist die zweite Erwähnung des Fürsten bei dem Abschnitt über die Civilliste, worin die Nothwendigkeit nachgewiesen wird, diese auf die Domainen zu fundiren, um so dem Königthum eine „sichere und würdevolle Ausstattung" zu verschaffen. „Das Alles war in Hannover geschehen; es war Nichts verabsäumt, um das monarchische Element zu kräftigen und zu stärken . . . und doch . . .!" Weiter nichts! aber nur ein konstitutionelles Herz kann den Schmerz mitfühlen, der sich in diesem „und doch!" ausspricht. Ein tiefer Seufzer entringt sich der Brust und hebt mit ihr die linke, stets unbeweglich im halbzugeknöpften Rocke ruhende Hand. Die Lippen umspielt ein Lächeln voll unnennbarer Wehmuth, wie bei der Erinnrung an schweren, unverschuldeten Undank. Der immer etwas gebeugte Kopf richtet sich langsam empor, giebt seinen Kummer durch leises Schütteln kund und sinkt dann eben so bedächtig

noch tiefer auf die Brust zurück. Die rechte Hand, die fortwährend flach auf dem vergelbten Hefte liegt, streckt die Finger in die Höhe, während ihre Wurzel in Ruhestand bleibt, und läßt sie nur allmälig niederfallen. Sämmtliche Bewegungen stehen dabei in vollständiger Harmonie: Lächeln, Seufzer, Hand- und Kopfbewegung enden genau in derselben Sekunde. Die allgemeine Rührung ist unbeschreiblich, und es dauert einige Minuten, ehe die Politik weiter „auf den Grund und das Maß der gegebnen Zustände zurückgeführt" werden kann . . . „Und doch! . ." liegt nicht der ganze Konstitutionalismus in diesen beiden kleinen Wörtchen? „Und doch!" ruft der Konstitutionelle jedes Mal in trauriger Verwunderung, wo der gewöhnliche Mensch mit der ruhigsten Unbefangenheit von der Welt „folglich" sagt.

Die „Katastrophe" von 1837 hatte Dahlmann zum Märtyrer des Altliberalismus gemacht: durch die Sündfluth von Adressen, welche von allen Seiten über die „hochverehrten Sieben" hereinbrach, ward dies erhebende Bewußtsein zuerst in ihm wach, und wenn es ihn auch nicht gerade zu kindischer Eitelkeit verleitete, so hat er doch zu viel vom Professor, als daß es nicht einen nachhaltigen Eindruck auf seine fernere Entwicklung hätte ausüben sollen. Zumal als der Minister Rochow den Elbingern wegen ihrer Zuschrift an die Göttinger die Weisung gab, sich nicht in Dinge zu mischen, die weit über den Horizont des beschränkten Unterthanenverstandes hinausgingen: schien die Sache des politischen und nationalen Fortschritts in Deutschland unabänderlich an Dahlmann's und Gervinus' Person geknüpft zu sein. Einmal waren sie die bekanntesten Größen unter den Opfern des Staatsstreiches; dann aber entgingen sie, durch ihre Versetzung nach Süddeutschland, wenigstens dem unmittelbaren Einfluß der zersetzenden Kritik des Nordens und konnten unter dem Weihrauchwirbel, der sie umduftete, ungestört von der rauhen Wirklichkeit, ihre konstitutionellen Träumereien fortspinnen. Während die Grimm's und Albrecht gerade genug von der Politik bekommen hatten, um eilig zum Schreibpult und Katheder zurückzukehren, waren sie und besonders der Verfasser des „Grundgesetzes" jetzt vor allen Dingen praktische „Staatsmänner".

„Wiedergeburt Deutschland's" — so lautete der Kunstausdruck — das war von da ab das große Endziel, dem Dahlmann all' seine Kräfte zu widmen beschloß: selbst auf dem Katheder wollte er nur die Jugend zur Lösung dieser hohen Aufgabe heranbilden. Außerdem aber eröffnete er noch einen Salon, in dem er allwöchentlich Ein Mal die für den Konstitutio-

nalismus empfänglichen Zuhörer um sich versammelte. Dabei konnte Niemand schlechter zum Agitator passen als er; schüchtern bis zur Furchtsamkeit gegen Fremde, und dabei reizbar bis zur Empfindlichkeit gegen den leisesten Widerspruch — das waren nachgerade die hervorstechendsten Eigenschaften in seinem Benehmen geworden. Eben so wenig befähigte ihn seine Gestalt zu der Rolle eines Studentenführers und angenehmen Wirthes, die — das sah man auf den ersten Blick — eigentlich ihm selbst lästig war, zu deren Durchführung er sich aber im Interesse des Vaterlandes verpflichtet glaubte. Die große, plumpe, vierkantige Figur war eckig in jeder Bewegung, und das essigsaure Gesicht mit dem kurzen, borstenartig emporstehenden Haar, der gerunzelten Stirn, der tief herabhängenden Unterlippe eben nicht geeignet, den Gesammteindruck zu verbessern. Und leider sind die Züge, die sich auf seinem Antlitz ausprägen, zugleich das richtige Bild seiner Seele. Man weiß, wie es eben mit sogenannten Märtyrern zu gehen pflegt. Seitdem Dahlmann gewissermaßen die deutsche Nation, für die er so viel gelitten, und die ihm so laut zugejubelt, zu vertreten glaubte, suchte er seinen sittlichen Ernst wo möglich noch zu steigern, um rein von jedem Flecken dazustehn. Er trieb dies Bestreben bis zur lächerlichsten Prüderie, verurtheilte z. B. Byron als unmoralischen Dichter in Worten, deren sich eine Gouvernante schämen würde. Was aber das schlimmste war, er wußte auch zwischen seinem System und dem Vaterlande nicht mehr zu unterscheiden: wer den Konstitutionalismus angriff, der galt ihm für einen ehrlosen Egoisten, der um selbstsüchtiger Zwecke willen der „Wiedergeburt Deutschland's" in den Weg trat. Kurz, wie alle beschränkten Köpfe nach dem Wechsel von Niederlage und Vergöttrung, beherrschte auch ihn jene unbewußte Eitelkeit vollständig, die nicht mehr zu erkennen vermag, wo die Liebe zum Prinzip aufhört und die zur eignen Persönlichkeit anfängt — ein Fehler, der in seinen Wirkungen ungleich bösartiger ist, als jede bewußte Arroganz. Der Doktrinair, dessen Lehrgebäude man nicht bekämpfen darf, ohne ein schlechter Patriot zu sein, ist darin um kein Haar besser, als der Pfarrer, der in jedem Tadel seiner Predigt eine Gotteslästrung wittert! Indeß — Dahlmann war nun einmal Mode, und sein Salon blieb gefüllt, obwol ihn seine Unbehilflichkeit oft den komischsten Scenen aussetzte. So ward er bei dem flämisch-deutschen Sängerfest unvorbereitet durch die Anrede eines Schleswig-Holsteiner's überrascht und, während all' seine Anhänger, denen er diesen Triumph verdankte, ihn lautlos, in gespannter Erwartung seiner Ant-

wort, umstanden, drückte der Held des Tages, nach langem Besinnen, endlich dem Redner die Hand und flüsterte ihm, unter heftigem Herzklopfen zu, wie sehr er sich freue, wieder einen Mann aus den Herzogthümern zu sehen. Eben so wenig war die Seichtigkeit seiner historischen Vorlesungen seinem Ruf bei den Studenten hinderlich. Da auf deutschen Universitäten die denkenden Köpfe zu Hause arbeiten, und überdies einiger konstitutioneller Zierrath, der bisher von dem Katheder verbannt geblieben war, in keinem Kollegium fehlte, so dauerte es lange Zeit, ehe die enttäuschten Zuhörer dahinterkamen, daß z. B. die „deutsche Geschichte" Nichts war, als eine Blumenlese aus den gangbarsten und verbreitetsten Werken.

Und wie der Lehrer, so wollte auch der Schriftsteller Dahlmann in Zukunft nur praktischer Agitator sein. Die gelehrten Forschungen, auf deren Gebiet er doch früher mancherlei Brauchbares geleistet hatte, wurden an den Nagel gehängt, und eine ästhetisch-populäre Geschichtschreibung sollte begründet werden, die aber, bei aller Kürze, mit der Prätension gründlichen Detailstudiums auftrat. Angeblich hatte der Verfasser erst nach langen Studien den Ballast über Bord geworfen und war dann durch großartige Auffassung dahin gelangt, „seinen Lesern ein treues Abbild aus einem scharfen Gusse von zwei der gewaltigsten Begebenheiten der Weltgeschichte zu liefern." Als Resultate dieser Thätigkeit liegen die englische und französische Revolutionsgeschichte vor, deren glänzende Aufnahme — durften sie doch einst sogar in fürstlichen Lesezimmern nicht fehlen — im Vergleich zu ihrem wirklichen Gehalt ein zu charakteristisches Zeichen für jene Zeit und Dahlmann selber ist, als daß wir hier nicht mit einigen Worten dabei verweilen sollten. Schon die äußre Form ist in beiden Büchern merkwürdig genug. Der Verfasser bestimmte sie allerdings für einen weiteren Leserkreis, gleichzeitig aber wünschte er doch, nicht zum eigentlichen Volksschriftsteller herabzusinken, sondern sich stets erhaben über dem profanum vulgus zu erhalten. Er hoffte, dies zu erreichen, indem er einerseits ein Kunstwerk historischer Darstellung lieferte, das auch Damen am Theetisch bequem goutiren könnten, und andrerseits die schwerfällige Geschichte — um uns seines eignen Ausdrucks zu bedienen — „als ein nebenhergehend Ding" behandelte, den Hauptaccent aber auf die Anordnung des Ganzen legte. Sie ist so getroffen, daß aus jedem einzelnen Abschnitt dem Leser irgend eine konstitutionelle Moral über die im „guten Staate" nothwendige Abgrenzung der drei Gewalten vorgesetzt wird, die er — in

der historischen Sauce — wider Wissen und Willen mit verschluckt und, wenn es ihm anders möglich ist, verdaut. Das blieb natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den Stil. Während derselbe in den früheren Arbeiten blos schwerfällig in Niebuhr'scher Weise war, bekam er in der „Politik" bereits einen starken Beigeschmack von gesuchter Zierlichkeit und geschmackloser Geschraubtheit. Wir finden hier Sätze, wie: „dem ist nun unerfreulich so"! Auch konnte es nicht fehlen, daß der konfuse, durch ewiges Abwägen blos formell geordnete, Inhalt außerdem noch ein gutes Theil wirklicher Verwirrung in die Schreibweise brachte, von der wir allerlei ergötzliche Proben schon mitgetheilt haben. In den ästhetisch-populairen Werken sind diese Stelzenkunststücke nun bis auf's äußerste getrieben, und der alte, gemüthlich hausbackne Stil ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Die Perioden sind kurz und abgerissen; Alles was seit Tacitus' Zeit gekünstelte Schriftsteller an seltsamen Wendungen und Ausdrücken geleistet, wird mühsam zusammengetragen und mosaikartig als Ausputz eingefügt. Die Konjunktionen werden ausgelassen, besonders das arme „und" wäre vollkommen in seinem Recht, wenn es eine Klage wegen gewaltsamer Beraubung anstellte: wie oft das Wort „Ding" vorkommt, das zu berechnen wäre eine würdige Aufgabe für Jean Paul's Quintus-Fixlein! Das Mittelalter und das Lehnrecht werden unbarmherzig in Kontribution gesetzt, um altfränkische Beiträge zu liefern. „Eine Dynastie steht auf zwei Augen", d. h. der König hat keinen Erben; den Wittwenstuhl verrücken", bedeutet sich wieder verheirathen u. s. w. Kurz und gut, in Dahlmann's dänischer Geschichte sehen wir den alten deutschen Magister auf seinem Dachstübchen, im Schlafrocke und die lange Pfeife im Munde, über Folianten grübelnd, und wieder die Feder ergreifend, um dem Publikum mitzutheilen, was er aus vergangnen Zeiten gelernt, unbekümmert darüber, wie es auf's Papier kommt: er schachtelt Satz in Satz, bis der Gedankenfaden reißt, dann macht er ein Punktum. Und der Klasse von Gelehrten wird Niemand spotten, der unsre Entwicklung und die Basis unsrer Bildung kennt; manch' leuchtende Sonne, manch' heilsames Gewitter ist aus dem trüben Dunstkreis ihrer Studirlampen hervorgebrochen. In den Revolutionsgeschichten dagegen hat der Magister, von Vettern und Basen getrieben, die Pfeife weggelegt, den Schlafrock mit dem alten Einsegnungsfrack vertauscht, den ein mächtiger Blumenstrauß ziert, und geht nun auf die Freischaft aus, nachdem er sich aus Heinrich Frouwenlob die Verslein zusammengelesen,

mit denen er das Herz der minniglichsten Jungfrau im Städtchen zu gewinnen denkt!

Das ist blos lächerlich; gefährlich aber ist der Inhalt, der jene pretiöse Form der Darstellung geboren. Der lichtfreundliche Altliberalismus fand seinen natürlichen Ausdruck, wie bei der Theologie im Rationalismus, so bei der Geschichtschreibung im Warnungsgelüste; die Historiographie, so weit sie nicht allein auf Gelehrte berechnet war, schien zum Feldhüter herabgesunken und steckte Tafeln auf, die das Betreten gewisser Wege bei Pfändungsstrafe verboten. Diese ganze Bewegung — und wenn sie immerhin die Phrase zur ausschließlichen Herrschaft brachte — war vollkommen berechtigt in einer Zeit, welche der ersten selbstständigen Massenerhebung vorherging, die nicht mehr in die Hände privilegirter Leiter gerathen sollte, und eben deshalb vorläufig scheitern mußte. Erst nachdem das Lichtfreundthum jeder Sorte in der Märzrevolution seinen Triumph gefeiert, und in der kurzen Frist von acht Monden sich gründlich verbraucht; erst nachdem die Menge die praktischen Früchte des Phrasenthum's gekostet, konnte sie empfänglich werden für die eiserne, consequente Logik des Radikalismus. Daher der unglaubliche Erfolg der Dahlmann'schen Pamphlet's, bei denen der lichtfreundliche Bürger sich noch insbesondere dadurch geschmeichelt fühlte, daß ein Professor sich zu ihm herabließ; daher das nutzlose Ankämpfen tüchtiger Männer der Wissenschaft, vorzüglich gegen die Geschichte der englischen Revolution. Vergeblich ließen sich aus Großbritannien entrüstete Stimmen vernehmen; vergeblich wies die Kritik eines meklenburgischen Gelehrten, ohne Haß und Arroganz, haufenweise Schnitzer und Unrichtigkeiten nach, wie man sie der Seminararbeit eines Studenten nicht verzeihen würde. Alles umsonst! die Phrase konnte nur durch sich selber sterben im Verlaufe des geschichtlichen Prozesses!

Und dazu ist nun, Gott sei Dank! ein tüchtiger Anfang gemacht. Das März- und Novembergewitter hat die dunstschwangere Luft gewaltig gereinigt, und wir sind ein gut Stück vorwärts gekommen von der Zeit, wo das erwähnte Buch in einem Boudoir von Stolzenfels lag, bis zu der, wo die „Neue Preußische Zeitung" ihre brillante Parallele zwischen Dahlmann und Gottsched zog. Die „Warnungsgelüste" sind so ziemlich beseitigt und spuken höchstens noch in den Köpfen der untergeordnetsten Art umher — den unvermeidlichen Nachzüglern überlebter historischer Epochen. Die kräftigen Geister aller Parteien sind im Ganzen zu der Erkenntniß gekommen, daß Klio keinen Posten als Gouver-

nante annimmt. Doch Dahlmann's Ruf als Historiker steht noch immer fest: so lange der aber nicht, in Betreff jener beiden Schriften, gebrochen ist, so lange flüchtige Tendenzpamphlets noch als Geschichtswerke passiren, ist auch die Verbindungsbrücke zwischen unsrer und der Periode der „Warnungsstimmen" noch nicht abgebrochen. Deshalb hier eine kurze Charakteristik dieser konstitutionell-ästhetisch-populairen Historiographie!

Was die französische Revolutionsgeschichte anbetrifft, so war Dahlmann zufrieden, in dem Akademiker Droz einen „Edlen" gefunden zu haben, dessen Ansichten mit den seinigen vollkommen übereinstimmten, und begnügte sich nun damit, ihm die Fakten — bis zu den Anekdoten herab — zu entlehnen. So weit Droz geht, hat der Bonner Professor wirklich nicht viel mehr gethan, als ihn excerpirt und dessen kräftigen, männlichen Stil in sein altfränkisches, geziertes Kauderwelsch übersetzt. Die Tendenz des französischen Werkes kann ein verständiger Leser schon zur Genüge aus dem Titel entnehmen: „Geschichte Ludwig XVI. während der Jahre, wo man die Revolution noch verhindern oder lenken konnte." Die Vorrede von Droz, der übrigens allerdings fleißig gearbeitet, schließt mit den Worten; „Nach achtzehnjähriger Prüfung der Thatsachen will ich jetzt als unparteiischer Geschworner ein Verdikt fällen." Also — Klio wird hier in aller Form, noch abgeschloßner Voruntersuchung vor den Richterstuhl eines Gelehrten gestellt, und der Urtheilsspruch fällt natürlich dahin aus, daß sie die ganze Geschichte viel klüger eingerichtet hätte, wenn sie halb so gescheut wäre, wie ein „Mitglied der drei Akademieen." Ihren Gipfel erreicht die Albernheit, indem am Ende des Buches die Revolution, so weit sie einen denkenden Kopf interessiren könne, mit der Verwerfung des konstitutionellen Krames — der zwei Kammern, des absoluten Veto u. s. w. — für abgeschlossen und die ganze fernere Entwicklung, mit geringen Ausnahmen, für eine Reihe bloßer „Evènements" erklärt wird, welche der Beachtung eines ernsten Mannes unwürdig wären. Das ist genau derselbe Geist, der auch Dahlmann's verschlechterte Kopie durchweht, die indeß zwei Jahre mehr umfaßt als das Original: letzteres besonders aus dem Grunde, damit er der Gironde noch einige Lektionen ertheilen kann. Wenn Pétion, Roland, Condorcet — darauf läuft alles hinaus — lauter Dahlmänner, oder wenn sie wenigstens irgend etwas andres gewesen wären, als sie leider Gottes nun einmal waren: so hätte sich die Revolution viel vernünftiger und unblutiger abmachen lassen! Ja, er treibt die Ge-

schmacklosigkeit so weit, Friedrich Wilhelm II. vor dem ersten Feldzuge gegen Frankreich eine lange Rede vortragen zu lassen, die derselbe — sich in seinem Innern hätte halten können: eine lange Kette von Erwägungen, weshalb Preußen keinen Grund hatte, sei es mit Neid, sei es mit banger Sorge um seine eigne Größe, auf die französische Bewegung hinzublicken!! Im Stillen bedauert er dabei ohne Zweifel, daß 1792 kein Dahlmann bei der Hand war, um dem Monarchen wirklich mit dieser überzeugenden Ermahnung zur Seite zu stehen, deren Erfolg gewiß den organischen „Fortschritt" ganz Europa's zum Zweikammersystem gesichert hätte! Wieder eine „unnütze Verlängerung der Geschichte!"

Die „englische Revolution" hat, wie gesagt, bereits einen tüchtigen Kritiker gefunden, der sie — nur zu einer Zeit, wo das Publicum für solche Aufschlüsse noch nicht empfänglich war — als eine unerhört nachlässige Kompilation aus Guizot und, wo dies Hülfsmittel ausging, aus Lingard bezeichnete. Hier genüge ein Beispiel, um die grenzenlose Lüderlichkeit anschaulich zu machen, mit der jene beiden Schriftsteller geplündert worden sind. Vom Bischof Gardiner, dem Vorsitzer des Ketzergerichts unter der blutigen Maria, heißt es wörtlich: „Die Geschichte ist ihm die Anerkennung schuldig, daß er nur kurze Zeit in diesem traurigen Amte blieb." Der ehrliche Gardiner wird sich wol noch im Grabe über diese unverhoffte „Anerkennung der Geschichte" gewundert haben; sie ist jedoch ganz einfach daraus entstanden, daß Lingard erzählt, der Bischof habe das Präsidium nicht lange verwaltet, und erst einige Seiten später den Grund hinzufügt — daß er nämlich bald nach seiner Anstellung starb. Die zweite Stelle hat Dahlmann überschlagen, daher die großmüthige „Anerkennung der Geschichte," d. h. des gelehrten Professors!! Bei einem Manne, der durchweg mit der Prätension auftritt, aus vollem Holze geschnitten und nur mühsam die Fülle des ihm zu Gebote stehenden Stoffes zusammengedrängt zu haben, um den Leser nicht zu verwirren, ist das kein Fehler wie er einem jeden begegnen kann, sondern ein Beweis für die Grundlosigkeit seiner Ansprüche, ein charakteristisches Zeichen für seine ganze Art zu arbeiten. Ueberdies ließen sich, seitdem Macaulay's treffliches Werk erschienen, aus jedem Bogen mannigfache ähnliche Schnitzer beibringen. Fast jeder der handelnden Personen theilt Dahlmann ein kurzes, bezeichnendes Beiwort zu, in der Manier eines Historikers, der durch langes Studium mit ihnen sämmtlich vertraut geworden ist, und die Anschauung, die er von ihnen gewonnen, jetzt leicht zusammenfassen kann. Beinahe stets aber



Staats-Bibliothek Bamberg

hat er mit diesen Adjectiven das lächerliche Unglück, grade das allerunpassendste ausgewählt zu haben, etwa wie es den illustrirten Zeitungen mit ihren Portraits aus der Phantasie geht, wo schlichtes Haupthaar sich in wolliges verwandelt und umgekehrt. So heißt Tyrconnel, der letzte Vicekönig von Irland unter den Stuart's, bei ihm ein „vornehmer, hochbegabter" Mann; nach Macaulay's quellenmäßiger Darstellung war es ein so roher, ungebildeter Bursche, daß selbst Jacob's II. Gewissen lange davor zurückbebte, grade diesem Katholiken die protestantischen Engländer der Insel auf Gnade und Ungnade zu überliefern! Im ganzen sondert Dahlmann die Menschen in „schlechte Leute" und „ehrliche Männer" d. h. Konstitutionelle. Die letzte Klasse ist weitschichtig genug bei ihm. Rochester, der, um seinen Ministerposten zu behalten, sich zu allem hergab, selbst auf königlichen Befehl mit dem Katholicismus liebäugelte, und erst resignirte, als Jacob seinen öffentlichen Rücktritt vom Protestantismus verlangte — selbst dieser Rochester ist ihm ein ehrlicher Mann, der nur „an der gewöhnlichen Krankheit ehrlicher Männer leidet, sich für unentbehrlich zu halten!" Ist auch das bloße Unwissenheit, oder ist es ein Fingerzeig, daß auch Dahlmann ein einmal errungenes Portefeuille nur dann fahren lassen würde, wenn man von ihm eine Abschwörung der „Dreinigkeit der Gewalten" verlangte? daß auch er Kompromiß über Kompromiß eingehen würde — versteht sich in der Ueberzeugung, daß, was auch unter seiner Verantwortlichkeit geschehen möge, sein Rücktritt doch immer das größte Unglück wäre, welches das Vaterland treffen könne? . . . Es ist ein eignes Ding um die „Ehrlichkeit" von Systematikern, die das Wohl und Wehe der Nation mit ihrer Doktrin und diese wieder mit ihrer Person unauflöslich verwachsen glauben!

Doch habent sua fata libelli! . . . Die Popularität Dahlmann's unter der freisinnigen Bourgeoisie datirt, aus den angegebnen Gründen, wesentlich von der dritten Auflage seiner Geschichte der englischen Revolution: die Augen aller Altliberalen, von der Memel bis zur Saar, vorzüglich aber im westlichen Deutschland, waren auf ihn gerichtet, wie auf einen Nothanker für die „organische Entwicklung" des gesammten Vaterlandes. Bekanntlich hatte der vormärzliche Liberalismus, wenigstens in politischer Hinsicht mit den Massen durchaus Nichts zu schaffen: er wurzelte, namentlich in den altpreußischen Provinzen, nur in dem reichen Bürgerthum. In Königsberg z. B. waren es die Salons der Banquiers, wo Propaganda für ihn gemacht wurde — dem großen

Haufen des Volks stand er eben so vornehmthuerisch fremd, ja trotz aller humanistischen Redensarten eben so feindselig gegenüber, wie die Lehre eines Eichhorn oder Rochow vom beschränkten Unterthanenverstande. So war Dahlmann von da ab recht eigentlich der Vorfechter dieser Klasse geworden, die, durch den historischen Proceß gedrängt, seit 1840 immer ernstlicher darauf losarbeitete, den Schwerpunkt der Monarchie in ihre Mitte zu verlegen und Preußen mit einer neuen Auflage des Julikönigthums zu beglücken. Er und Gervinus waren grade die Männer, wie sie eine Bourgeoisie gebrauchte, die sich nicht einmal des erstrebten Zieles klar bewußt war und in ihrer Naivität so weit ging, daß sie dasselbe ohne allen Straßenlärm, ohne irgend eine nationale Erhebung zu erreichen hoffte. Durch Adressen, durch Petitionen dachte sie Friedrich Wilhelm IV., im Vertrauen auf seine hohe Bildung, seine geschichtliche Einsicht, von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit ihrer Forderungen zu überzeugen. Sie erwartete Nichts weniger, als daß die Dynastie der Hohenzollern in aller Ruhe mit dem Bürgerthume theilen und ihm so über Nacht dieselbe Stellung im Staate einräumen werde, die seit der Nivellirung Stein's zwar einzelne Privilegirte oder unbedingt vom königlichen Willen abhängige Beamtenklassen eingenommen hatten, aber keine selbstständige Kaste der Gesellschaft. Der Grundsatz, dem die Bourgeoisie dabei instinktmäßig folgte, liegt in den Worten: „Fürchte dich oder — ich fürchte mich"! Niemand hatte eine größere Abneigung gegen jede gewaltsame Umwälzung, aber Niemand war fleißiger bei der Hand damit zu drohen — versteht sich, nicht um die Regierung einzuschüchtern, sondern aus bloßer loyaler Besorgniß für das Schicksal des königlichen Hauses! Das Bürgerthum benutzte die Masse als Popanz, während es sich doch alsbald unter die Fittiche des Königthums flüchten mußte, sobald der Popanz wirklich anfing, seine Glieder zu regen: es war ein Wettstreit, welche von beiden Parteien zuerst in Angst gerathen würde. Das Professorenthum kam der Bourgeoisie zu Hilfe, indem es ihre Impotenz mit den hochtrabenden Namen der „Sittlichkeit", des „Edelthums" taufte und ihr dadurch ein Gefühl der Würde einflößte, den Börsenspekulanten in eine welthistorische Personage verwandelte, der das Amt hatte, den Mittler zwischen Fürst und Volk zu spielen. Der „Edle" warnt, bittet, fleht um die Gewährung seiner Forderungen, nicht aus Selbstsucht — Gott bewahre! nur aus Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, weil er sonst die Masse nicht länger zurückzuhalten vermag; bricht diese aber los, droht sie seiner Leitung zu

entschlüpfen, so wäscht er seine Hände in Unschuld. „Das hab' ich nicht gewollt! schlagt die rothen Hunde todt!" tönt es dann aus demselben Munde, der sich eben noch auf den Volkswillen, als auf die ultima ratio der Geschichte berief. Wer über diesen charakteristischen Zug noch in Zweifel sein sollte, der vergleiche das Benehmen der „deutschen Zeitung" bei der würtembergischen Erhebung, die den König zur Anerkennung der Reichsverfassung zwang, und bei den Revolutionen in Dresden und Baden, die genau denselben Zweck hatten. Die erste ward auf alle Weise kajolirt, die letzteren wurden durch die lächerlichsten Lügen als Ausgeburten der Hölle gebrandmarkt, — weil sie eben in andre Hände gerathen waren! Seit den Novembertagen ist ein Waffenstillstand in jenem Kampfe zwischen Königthum und Bourgeoisie eingetreten: das erstere hat die Ungefährlichkeit der Drohungen erkannt, vor denen es bisher zurückgeschreckt war, und die letztere hat sich daher mit der verfassungsmäßigen Errungenschaft begnügen müssen, zu allen Handlungen der Regierung „Ja" zu sagen. Der Friede kann erst vermittelt werden, wenn das Bürgerthum den Gedanken aufgegeben, die Masse für sich auszubeuten; wenn diese ihrerseits die sozialistische Thorheit hat fahren lassen, in dem ernährenden Kapital, statt in dem unproduktiv verzehrenden Staate, ihren wahren Feind und den alleinigen Urheber des Massenpauperismus zu suchen — wenn also beide Theile keine Privilegien mehr, sondern die volle Freiheit des Erwerbens und Genießens, und Nichts als diese verlangen. Die Zeit aber, wo das Volk das Schreckgespenst vorstellte, mit dem Bürgerthum und Regierung sich gegenseitig einschüchterten, ist mit den Krisen des Jahres 1848 hoffentlich abgethan!

Bis dahin war ein Dahlmann ein wahres Kleinod für den Altliberalismus; daß er selbst — der Theoretiker, der in der ganzen Weltgeschichte nur Verfassungen und Papierfetzen sieht, von den wirklichen Hebeln gesellschaftlicher Entwicklung aber keine Ahnung hat — daß er über die Interessen, die er vertrat, noch weniger eine klare Anschauung hatte, als die Bourgeoisie, thut dabei Nichts zur Sache. Voll Sehnsucht, eine politische Rolle zu spielen, und andrerseits doch zu sehr von dem industriellen Geiste der Neuzeit erpackt, um, ohne Rücksicht auf Handel und Gewerbe, die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen und sich mit Gewalt die gewünschte Stellung zu erringen, hatte das Bürgerthum Tantalusqualen auszustehen. „Jetzt ist es an der Zeit, von Worten zu Thaten überzugehen" — rief ein Führer der Königsberger Liberalen in einem Anfall von Energie aus, als die Nachricht von der Februarrevolution anlangte — „wir müssen ... ja, wir müssen ... eine Monsteradresse nach Berlin abschicken!!"

Nichts kann die verzweifelte Lage des Bürgerthums kürzer, schlagender bezeichnen, als dieser unbedachte, aber offenherzige Ausspruch. Sollte die Bourgeoisie nun nicht, durch den grellen Widerspruch zwischen ihren Wünschen und Kräften, geistig aufgerieben; sollte sie nicht von Ekel über ihre eigne Schwäche ergriffen werden und sich wieder allein auf ihre Komptoirgeschäfte beschränken: so mußte ihr nothwendig ein Gelehrter zu Hilfe kommen, der ihr, nach jeder Niederlage bewies, daß ihre Ohnmacht eigentlich „staatsmännische Klugheit" gewesen; der ihr den Höhepunkt „diplomatischer Schlauheit" und „politischer Mäßigung" darin zeigte, daß man zwar jedesmal das fait accompli über sich ergehen, sich aber nie das allgemeine Menschenrecht rauben lasse, zu den erhaltnen Schlägen hinterdrein seine Einwilligung zu geben. Dazu waren Dahlmann und Gervinus wie geschaffen; acht schwere Jahre lang waren sie dem Bürgerthume, was der Zauberbeutel des arabischen Märchen, der immer noch einen Pfennig enthält, dem armen Wanderburschen ist. Wenn die Bourgeoisie trübselig die Hände in den Schoß legte und voll Scham die Augen schloß, war gleich einer der beiden Professoren als Deus ex machina bei der Hand, um eine neue „Hoffnung für die Wiedergeburt Deutschland's" auszuwittern und die Börsenmänner zu überzeugen, wie weise, ja wie heldenmüthig sie gehandelt hätten, indem sie bei der letzten Veranlassung ihren gerechten Unwillen unterdrückt und die Sachen nicht bis auf's Aeußerste getrieben. Natürlich ging es mit der „neuen Hoffnung", wie mit der alten; sie erwies sich eben so unfruchtbar für die „Wiedergeburt Deutschland's" — aber was that's? die unermüdlichen Professoren waren bald einer andren Bewegung auf der Spur, welche die verrotteten Zustände ganz sicher über den Haufen werfen mußte, und die überglücklichen Liberalen sahen zu ihrem Erstaunen, daß sie sich wieder echt „staatsmännisch" benommen, indem sie einstweilen ruhig abgewartet hätten. Kurz, es ging der Bourgeoisie mit der „Staatsweisheit", wie Molière's Pourceaugnac, der sich vor Freude nicht zu fassen vermag, als er von seinem Lehrer erfährt, er habe all sein Lebelang ohne die geringste Anweisung ganz von selber in Prosa gesprochen und geschrieben. Wie also sollte sie Dahlmann nicht dankbar sein, der ihr dies trostreiche Geheimniß erschlossen? Sie war mit ihrer passiven Revolutionssucht damals genau in derselben Lage, wie später die Demokratie mit ihrem passiven Widerstande. Beide Erscheinungen hatten denselben Grund: das instinktmäßige Bewußtsein, daß mit der Abänderung der Staatsformen die in erster Linie stehenden materiellen Fragen um kein Haar breit gefördert wurden. So lange diesem Gefühle nicht die klare Erkenntniß gefolgt ist, daß die Regiererei an und

für sich das Uebel sei, das man mit der Wurzel ausrotten müsse: so lange befindet sich die Gesellschaft in einer Uebergangsepoche, in der von Energie nicht die Rede sein kann. Wer aber so wenig historische Anschauung besitzt, daß er jene leicht erklärliche Unsicherheit und Ohnmacht für „sittliche Mäßigung,“ „Selbstüberwindung,“ „Heroismus,“ „Staatsweisheit“ u. s. w. ausgiebt, der wenigstens gehört nicht zu den Männern der Zukunft — mag er seine Phrasen nun zum Lobe der Volkspartei oder der Konstitutionellen ableiern!

In den ersten Jahren nach der Anstellung mehrerer Göttinger Professoren in Preußen — damals wo die Scheidung zwischen Liberalismus und Radikalismus eben erfolgt war und der erstere mit seinem unerschöpflichen Hoffnungsgelüste noch den Ton angab, schmeichelte er sich auch vielfach mit der Aussicht, seinen Liebling Dahlmann bald am Staatsruder zu sehen. Als aus dem Portefeuille Nichts wurde, zischelte man sich wenigstens als ganz bestimmt in die Ohren, daß er direkt mit dem Könige in Briefwechsel stehe, vielfach von demselben um Rath befragt werde und häufig Opposition gegen Eichhorn's Maßregeln mache. Wer den Dahlmannkultus kennt, der anfangs in Bonn getrieben wurde, der wird sich auch der Kannegießereien noch entsinnen, wie der Professor bald in Ungnade gefallen, bald nahe daran sein sollte, den verhaßten Minister zu beseitigen. Doch, Alles ist eitel — selbst Klatschereien können nicht ewig dauern, und so mußte man denn schon einstweilen die Erwartung aufgeben, den Märtyrer des Staatsgrundgesetzes als praktischen Politiker bewundern zu können. Um so eifriger hielt man sich an seine Schriften und lauschte andächtig seinem Urtheil über jedes Zeitereigniß. Unter den Mitteln, welche eine „Wiedergeburt Deutschland's anbahnen sollten,“ stehen die Germanistenkongresse obenan. Hier heckte Dahlmann die Idee aus, eine Geschichte der einzelnen deutschen Staaten seit dem Jahre 1815 zu schreiben; die Arbeit ward staatenweise an „sittliche Konstitutionelle“ vertheilt, die vom Ernst der Zeit gehörig ergriffen waren. Ob die eigentliche Absicht dahin ging, der Nation „ein treues Abbild ihrer unkonstitutionellen Zustände aus einem scharfen Gusse zu geben“, ist nicht zu ermitteln, da der ganze, erst 1847 zu Lübeck gemachte Plan abortirte. Wenn nun bereits jene, doch mehr gelehrten, Kongresse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, so stieg namentlich Gervinus' Ansehn noch bei der deutsch-katholischen Bewegung, für welche er und Dahlmann sich mehr interessirten, als für die Kämpfe der Lichtfreunde und freien Gemeinden, die ihnen schon in zu ernstlicher Weise mit dem Staate kollidirten. Hier trat Gervinus mehr in den Vordergrund, da Dahlmann — schwerfällig und gründlich im Denken — nicht so recht mit sich darüber einig werden

konnte, bis wie weit Ronge's Abfall eigentlich zu billigen sei. Manchen Abend brachte er in ernstlicher und gewissenhafter Erwägung dieses hochwichtigen Gegenstandes zu; der kleine häusliche Kreis, in dem er die einschlagende Literatur zu lesen pflegte, war längst im klaren darüber, wie des Pudels Kern nichts weiter sei, als unterdrückte, vom wahren Wege abgelenkte, politische Mißstimmung. Nur Dahlmann kam mit seinen Vorstudien noch immer nicht zu Ende, da erschien Gervinus' bekannte Brochüre, ein konstitutionell-religiöses Meisterwerk. Während Ronge einerseits als eine Art von Messias dargestellt und an die ganze Bewegung die lebhafteste Hoffnung auf „Deutschland's Wiedergeburt" in einer nahen Zukunft geknüpft ward, wahrte der Ehrenmann andrerseits sein juste-milieu-Gewissen und glaubte den Regierungen eine Anerkennung des Deutschkatholicismus abzuschmeicheln, indem er ihn für eine Art neutralen Gebietes zwischen den Staatskirchen und den ungläubigen Junghegelianern ausgab, die auch er aus dem Himmelreich verbannt wissen wollte. So war durch einen glücklichen Handstreich die Neuzeit „in ihren berechtigten Momenten" gewahrt, und die alte Zeit nicht verletzt, zugleich der Konstitutionalismus auf kirchlichem Boden hergestellt. Umsonst daß der Tübinger Vischer ihn wegen des letzten Punktes tüchtig abtrumpfte; umsonst daß die Geschichte ihm das vollständigste Dementi gab, indem die ganze Aufregung sich in den Sand verlief und die wenigen brauchbaren Elemente derselben gerade in das Lager des Radikalismus hinübergingen — Gervinus und Dahlmann blieben die Tröster und deshalb die Helden der liberalen Bougeoisie.

Auch sie ließen sich nicht stören durch ihr Mißgeschick, eben so wenig wie ein Kalenderfabrikant durch das Unglück, das er mit seinen Wetterprophezeiungen hat. „Deutschlands Wiedergeburt" hatte zwar lange auf sich warten lassen, aber nunmehr, nach dem Patente vom 3. Februar, sollte das Stück durch den Vereinigten Landtag ganz unfehlbar zur Aufführung kommen. Eine vorläufige Brochüre von Gervinus, welche die preußische Polizei so gefällig war, mit Beschlag zu belegen und dann auf höhern Befehl wieder frei gab, sollte zunächst auch hier die Sache des Liberalismus von der des Radikalismus sondern. Sie ging von den entgegengesetzten Principien aus, wie Heinrich Simon's „Annehmen oder Ablehnen" und wandte sich zuletzt pathetisch an die Bildung und das Herz Friedrich Wilhelm IV., der sich, nachdem er einmal so viel aus freiem königlichem Willen gegeben, sicherlich bald überzeugen werde, daß er noch weiter gehen müsse. Aber den größten Dienst erwies das Professorenthum der liberalen Bourgeoisie am Schlusse des Landtags, als Alles verloren schien. Das Publikum hatte von

vorn herein mit richtigem Takt gefühlt, daß eine blos berathende Kammer keine weitere Bedeutung haben könne, als die, den Zwiespalt zwischen Volk und Regierung von der Tribüne herab zu verkünden und ihn durch jeden Beschluß dem Urtheile der Nation offenkundig darzulegen. Mit Jubel ward daher die Verwerfung jeder ministeriellen Vorlage begrüßt — gleichviel, ob sie heilsam war oder nicht. Aber eben so richtig fühlte man auch heraus, daß erst der Schlußakt dem ganzen Drama seine wahre Bedeutung geben konnte; je nachdem der Landtag die Ausschußwahlen ablehnte oder vornahm, erschienen alle dort geführten Kämpfe im Lichte eines Heldengedichtes oder eines Frosch= und Mäusekrieges. Und der Landtag gab nach! ... Nie war der Altliberalismus in größerer Verzweiflung gewesen; alle Proteste, alle schönen Reden von Auerswald und Konsorten konnten ihn nicht irre machen — er fühlte es tief im Innersten, er hatte sich grenzenlos blamirt!! ... Da, in der zwölften Stunde, als er sich selber aufgab — da trat die „deutsche Zeitung" mit ihrem Ehrenrathe für ihn in die Schranken. Bestand der letztere zum großen Theil auch aus eben den Männern, welche sich in Berlin den königlichen Befehlen gefügt; es war doch nun schwarz auf weiß zu lesen, daß die liberale Bourgeoisie und ihre Vertreter sich gar nicht kompromittirt, daß sie im Gegentheil — welches Glück! — ganz „staatsmännisch" gehandelt hätten, daß die „Wiedergeburt Deutschlands" begonnen habe und daß selbst ein Bodelschwingh, die Zukunft vorahnend, bei der Auflösung des Landtags heftig erschüttert gewesen sei! Solchen Trost in solchem Augenblick vergißt kein dankbares Herz; jeder Altliberale erwartete nun sehnsüchtig den Augenblick, wo seines gleichen endlich auf den politischen Schauplatz treten werde, um sich dann vertrauensvoll von Dahlmann in das fertige Heiligthum des Konstitutionalismus einführen zu lassen.

Und sie kam, die Zeit! freilich nicht durch die Liberalen, sondern durch die vom Polizei= und Beamtendruck zu thätigem Widerstande gereizten Massen, welche sich bisher um die konstitutionellen Herrlichkeiten wenig gekümmert hatten. Wieder verfiel das erste Auftreten der Doktrinairs nach den Februartagen jener Lächerlichkeit, die sich dämonengleich überall an ihre Fersen zu heften scheint. Schon hatte der Telegraph unter dem donnernden Jubel des Volks die Nachricht von der Gründung der französischen Republik bis in das kleinste Landstädtchen verbreitet, da hinkte die „deutsche Zeitung" mit ihrem famosen Leitartikel nach, in dem gar „staatsmännisch" auseinandergesetzt war, was die Regentschaft unter den obwaltenden Umständen zu thun habe, um das Fortbestehen und die weitere Entwicklung des Konstitutionalismus in Frankreich zu sichern!! Das war mehr, als bloßes Unglück; es ist

charakteristisch für die Männer, die in Frankfurt zu den Führern der Majorität gehörten, daß sie bereits in jenen Augenblicken an Nichts dachten, als an's „Organisiren." Kaum hatten die kräftigen Arme des Volkes in Wien und Berlin ihnen den Raum geschafft, den sie selbst sich niemals zu erobern vermocht, als die „Staatskünstler" aus allen Winkeln hervorgekrochen kamen, wie das Gewürm nach einem Gewitterregen. Die gesammte Revolution hatte in ihren Augen keine andre Bedeutung, als die tiefe Sehnsucht Deutschland's nach Verwirklichung ihrer Theorieen — keinen andren Zweck, als Herstellung der politischen Dreieinigkeit für das ganze schwarz-roth-goldne Vaterland. Entschlossen sich doch damals die „edelsten Männer" Deutschland's, in höchsteigner Person als konstitutionelle Kommis in den Hauptstädten umherzureisen, um allenthalben den Sinn für das Zweikammersystem u. s. w. zu erwecken. Dem Doktrinair so gut wie dem Diplomaten soll das vulkanische Feuer einer bewegten Zeit nur dazu dienen, um seine Suppe daran zu kochen; der Unterschied ist blos, daß der Diplomat seine Pläne mit der frischen Frivolität eines Lebemannes, der Doktrinair dagegen die seinen mit der widerlich sittlichen Verbissenheit eines Menschen durchzuführen sucht, der sich und den „besten Staat" oder die „gute Sache" für identisch hält. Bereits während des Vorparlaments trat diese Eigenschaft des Konstitutionalismus deutlich genug an's Tageslicht und in der Paulskirche selbst leuchtete der, damals noch nicht zum Marinerath gewordne Jordan mit derben Worten die Altliberalen heim, welche nicht begriffen, wie die Revolution zu der Unverschämtheit käme, noch nicht aufhören zu wollen, obgleich die welthistorische Epoche eingetreten, wo ein Welcker Bundestagsgesandter sei!

Indeß, wir haben hier keine Geschichte des Vor-, Mittel- oder Nachparlaments zu geben: es liegt uns eben nur daran, diejenigen Momente hervorzuheben, welche wesentlich zu dem Doktrinairismus und damit zu einer Skizze Dahlmann's gehören. Dieser hatte als Mitglied des Siebzehnerausschusses eilig zugegriffen und sich an seine Lieblingsarbeit, eine Verfassung, gemacht; seit dem Staatsgrundgesetz schien er auf dies Geschäft in Deutschland eine Art Pachtrecht zu haben. Ihm selbst war es eine Entschädigung für die Leiden, die er im Jahre 1837 erduldet; diesmal hoffte er sicher, mehr Ehre einzulegen: alle Welt sah ihm daher, ohne den mindesten Einspruch zu erheben, voll Erstaunen zu, wie ihm die Paragraphen so rasch von der Hand gingen, wie dem Bäcker die warmen Semmeln. Als das Meisterwerk endlich fertig war, begrüßten die Altliberalen es mit vertrauensvollem Jubel, während die sich erst bildende Volkspartei es zum Theil noch

mit verwunderter Neugier anschaute, wenn auch aus den größeren Städten der Hohn und Spott sich schon laut genug vernehmen ließ. Beide Parteien hatten noch keine recht klare Einsicht in ihre gegenseitige Stellung; die Altliberalen, die sich wie durch einen Zauberschlag in das Getümmel der praktischen Politik versetzt sahen, warfen sich in die Brust, verwechselten sich mit dem Sturme, der sie wider Willen erpackt, und glaubten sich zu energischem Handeln berufen — die Masse der Demokraten andrerseits, die bisher noch keine Ansprüche auf „Staatsweisheit" gemacht, mißtraute den eignen Kräften und schaute dem Treiben der „edlen Weisen" stumm und lautlos zu. Nationale und Verfassungsfragen, die heute wenigstens nicht mehr der einzige Gegenstand ihres Dichtens und Trachtens sind, spukten auch in ihren Köpfen damals noch bunt durcheinander. Keiner Fraktion fiel es ein, den Wirkungskreis der Staatsmaschine zu beschränken, jede dachte nur daran, sie in ihre eignen Hände zu bringen. Was Wunder also, wenn die renommirten „politischen Größen" der alten Opposition bei der vermehrten Nachfrage so ungeheuer im Preise stiegen, daß Niemand sich die Zeit nahm, ihren Werth ordentlich zu taxiren? Wenn man auch bald herausfühlte, daß das Organ der eigentlichen „staatsmännischen Partei" täglich reaktionairer wurde: der Verdacht ließ sich einstweilen noch beseitigen, wenn die Redaktion der „deutschen Zeitung" — die Hand auf's Herz gelegt — versicherte, sie sei durchaus dieselbe geblieben, wie vor der Revolution. Und darin hatten Dahlmann, Gervinus und Konsorten Recht: wie des Lebens, sind sie auch der Entwicklung unfähig, und werden dieselben verknöcherten Theoretiker bleiben bis an ihr seliges Ende. Der Radikalismus war es, der sich verändert, der, nachdem er dem Altliberalismus zum Siege verholfen, nothwendig eine ganz andre Stellung gegen ihn einnehmen mußte. Nur weil er den Umschwung der Dinge noch nicht deutlich übersah, schleuderte er seinen einstigen Verbündeten, den Konstitutionellen, den unverdienten Vorwurf der Apostasie in's Gesicht, den diese reichlich mit den trivialen Anklagen der „Anarchie", des „Kryptorepublikanismus", der „Selbstsucht" u. s. w. vergalten. Doch spielte bei den Demokraten von Anfang an die sittliche Grämlichkeit keine so hervorstechende Rolle!

Jener Stimmung hat Dahlmann es hauptsächlich zu danken, wenn die von ihm entworfne Verfassung nicht von allen Seiten mit dem homerischen Göttergelächter aufgenommen wurde, das sie verdiente. Ein Kaiser! . . . Wahrhaftig, ein ähnlicher Anachronismus, und dazu rein um des System's willen, war bisher in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen!! Wohl hatte Reichensperger Recht, wenn er später der „Partei der Staats=

männer" vorwarf, sie benähmen sich wie die Direktoren einer orthopädischen Anstalt, denen man die mißwachsne Jungfrau Germania zur Behandlung übergeben. Allein unsre „Staatsmänner" fragten keinen Deut danach, ob die Menge die glorreiche Revolution denn wirklich deshalb gemacht, um die Reihe ihrer Fürsten und Civillisten noch um Eine Zahl zu vermehren; ihnen genügte es, daß zum konstitutionellen System nun einmal die erbkaiserliche Spitze gehörte. Daß sie der Masse wieder bedürfen könnten, ja daß in dieser allein ihre eigne Stärke beruhe, kam Dahlmann so wenig wie einem andern „Edlen" je in den Sinn: das Volk sollte den Mund halten nach wie vor und sich mit der einzigen „Errungenschaft" begnügen, daß es von jetzt ab durch die Dahlmann's und Welcker's beglückt ward, statt durch die Eichhorn's und Blittersdorf's. So stand es denn bald bei allen „Wohlgesinnten" fest, daß der Erbkaiser zu dem „organischen Fortschritte" Deutschland's gehöre; Gervinus stellte denselben in der „deutschen Zeitung" sein probatum aus, und wer jetzt die Fehlgeburt noch lächerlich zu machen versuchte, der hatte kein „deutsches Herz" — wer ihr den rechten Namen eines Professorenzopfes gab, der stand alsbald auf Einer Bildungsstufe mit dem „Frankfurter Montagskränzchen." Unerträglich war die geistige Tyrannei, welche das verknöcherte Professorenthum, auf die Schultern der altliberalen Bourgeoisie gestützt, durch ganz Deutschland ausübte, bis spätere Ereignisse seinen Einfluß wenigstens auf den Südwesten beschränkten und den Nordosten zum lachenden, fast theilnahmlosen Zuschauer der Souverainitätsträume und tragikomischen Experimente in der Paulskirche machten. Wie aber fiel man im Frühjahr über Ruge's Reform her, als diese höhnisch anfragte, ob wir nicht auch wieder zum Eichelfraße zurückkehren sollten, da uns das Kaiserthum ja besonders als eine urgermanische Institution angepriesen werde? Wirklich schien es fast, als sollte die nächste Folge der „glorreichen Revolution" eine „Wiedergeburt", wenn nicht des taciteischen, so doch wenigstens des hohenstaufischen Deutschland's sein — die urgermanischen Einrichtungen spielten bei der „staatsmännischen Partei" und in Dahlmann's Verfassung eine eben so bedeutende Rolle, wie das Urchristenthum in Cabet's Schriften. In der That, der Schwindel, den die sogenannten „nationalen Forderungen" damals in allen Köpfen erzeugten, erscheint heute fast unbegreiflich. Oder sollte nicht Manchem das Blut in die Wangen steigen, wenn er bedenkt, wie er einst Gervinus für einen „Politiker" gehalten? denselben Gervinus, der den minderjährigen Sohn des Prinzen von Preußen zum deutschen Kaiser vorschlug! „Was der Mann sich dabei denkt," ließ sich ein geistreicher Publicist darüber ver-

nehmen, „das vermag ich nicht abzusehen — es sei denn, sich selbst als Mitglied des Vormundschaftsrathes, der statt der minorennen Majestät die Regentschaft über Deutschland führt!“

Das waren die „Größen“, die der Altliberalismus auf Händen trug, mit deren Hilfe er die Revolution seinen Zwecken dienstbar zu machen, und die vielberühmte Phrase „weder Reaktion, noch Anarchie!“ zu verwirklichen hoffte!

Betrachten wir den weiteren Bankerott der „konstitutionellen Staatskünstler“ in der Paulskirche!

Wenn man die Stellung der Frankfurter Versammlung zur Revolution erwägt, und sich der Elemente erinnert, aus denen dieselbe, der Mehrzahl nach, bestand, so wird man leicht einsehen, daß die eigentlichen „konstitutionellen Fragen“ hier noch nicht in den Vordergrund treten konnten, sondern daß es sich in der Paulskirche im wesentlichen nur darum handelte, ob irgend eine Partei die zum „Organisiren“ nothwendige revolutionaire Energie und Entschlossenheit besaß. Denn „Organisateurs“ waren es allzumal; die paar Anarchisten auf der äußersten Linken, die wirklich der Vielregiererei ein Ende machen wollten, kamen kaum in Betracht. „Nach Frankfurt einen Gelehrten — nach Berlin einen praktischen Mann!“ — das war in Preußen so ziemlich der allgemeine Ruf bei den Wahlen von 1848; das Volk fühlte mit richtigem Takte augenblicklich die verschiedne Bedeutung der einzelnen Landtage und des Reichstages heraus. Jenen war ihre Aufgabe scharf vorgezeichnet; im täglichen, lebendigen Verkehr mit gegebnen Größen war es für sie unmöglich, sich dem Treiben der Gegenwart zu entziehen. In Preußen speciell lautete die Frage ganz einfach: Umsturz des alten militairisch-bureaukratischen Staats durch Fortführung der Revolution oder — Sieg der Kontrerevolution. Hier also galt es, durch Umsicht und Rührigkeit bestimmte, einzelne Fragen zu lösen; die Reihen der Freunde zu stärken und die der längst bekannten, gleichfalls auf historischem Boden erwachsnen Gegner zu lichten. Ganz anders in der Paulskirche! dort kam es vor der Hand auf das Detail jeder Art, auf Verfassungs- und andere Streitigkeiten nicht im mindesten an; sie mußte sich auch das Gebiet erst erobern, auf dem sie operiren wollte. Sie hatte die Wahl, entweder als Convent sich hinzustellen, hoch über allen Landtagen und Fürsten — oder, indem sie mit rein imaginairen Größen speculirte, ein idyllisches Stillleben zu führen, sich mit Souverainitätsphrasen zu schmeicheln, so viel ihr beliebte, und endlich, wenn rings um sie die Revolution gebrochen, wenn in Wien, in Berlin „Ruhe und Ordnung“ wieder hergestellt war, ohne Lärm und Spektakel

ihr Scheinleben geräuschlos zu beschließen. Dort kann daher von vorn herein nur der Grad der Entschiedenheit den wahren Eintheilungsgrund für die Parteien abgeben. Die preußische Nationalversammlung war eine geschichtliche Größe, sobald sie zusammentrat; die Frankfurter ward es erst in dem Augenblicke, wo sie sich in irgend einer bedeutenden Angelegenheit Gehorsam zu verschaffen wußte — dann erst konnte auch von Freunden und Feinden derselben die Rede sein. So lange sie aber blos Verfassungen und Grundrechte fabricirte, deren Einführung sie nicht zu erzwingen vermochte, oder Huldigungsbefehle erließ, die Niemand befolgte: so lange hatte sie mit der europäischen Bewegung gar Nichts zu schaffen und ward von den Mächten, die wirklich am Webstuhl der Zeit saßen, faktisch ignorirt, wenn auch immerhin ein paar süddeutsche Hitzköpfe sie für die Nichteinführung der Republik verantwortlich machten. Am 18. September lag das entscheidende Moment nicht darin, gegen wen die Revolutionairs zu Felde zogen, sondern wer sie niederschlug — und die Sieger waren Truppen von deutschen Mächten, die sich am 6. August den Geboten der Centralgewalt nicht gefügt hatten. Auch an jenem Tage gingen also die Stürme der Geschichte weit über die Köpfe in der Paulskirche weg, und wenn die Eine der kämpfenden Gewalten ihnen zum Scheine mit eine Rolle im Streite anwies, so geschah dies wahrlich nicht im Interesse der Konstituante.

Bekannt genug, daß die Männer der konstitutionellen Majorität das idyllische Stillleben vorzogen und die drohenden Feinde gleich dem Strauß zu vermeiden hofften, der den Kopf in den Sand steckt, damit ihn der Jäger nicht sehe; bekannt genug, daß sie alle Anzeigen über reaktionaire Umtriebe mit „staatsmännischem" Achselzucken bei Seite legten, um nur nicht Energie beweisen zu müssen; bekannt genug, daß sie sich endlich aus Verzweiflung im Gefolge der siegreichen Kontrerevolution zu geschichtlicher Bedeutung emporzuschwingen dachten; bekannt genug, wie sie, von Windischgrätz und Brandenburg mit Fußtritten zurückgewiesen, nun Alles, Alles über sich ergehen ließen und als ächte Doktrinairs jede Demüthigung rechtfertigten, indem sie die Stellung des Parlaments und ihrer eignen Personen mit der des Vaterlandes in Einen Topf warfen; bekannt genug, wie verwundert sie dastanden, als zuletzt die rauhe Wirklichkeit die Träumer erpackte, deren Blicke kaum über ihr Parteilokal und nie über die Mauern der Paulskirche hinausgereicht hatten; bekannt genug, wie sie dann ihren Schmerz in Rundreisen und festlichen Gelagen erstickten und bei Hamburger Rauchfleisch mit ihrem Charakter prahlten,

weil Diplomaten dritten Schlages, ein Radowitz, ein Schmerling sie ohne Mühe hinter das Licht geführt!! Das ist in nuce die ganze Geschichte des Reichstages, und was wir während desselben an Dahlmann zu verfolgen haben, das sind nicht seine Theorieen — es ist die sittliche Grämlichkeit, die in jedem Mitgliede der Linken einen Schurken sieht; es ist die konstitutionelle Ohnmacht, der Mangel jeder principiellen Haltung. Es ist außerdem die Impotenz, die dann und wann einen energischen Anlauf nehmen will, aber alsbald in um so kläglichere Schwäche zurücksinkt. Denn Dahlmann ist kein vollständiger Gothaer, kein bloßer juste-milieu-Mensch. Er hat ein System und, wo dies verletzt wird, da möchte er sich gerne aufraffen; nur daß der aus lauter Abwägen entstandnen, rein formellen Doktrin kein Princip zu Grunde liegt. So steht der Professor fast noch kläglicher da, als seine Gothaer Kollegen, die dem Konstitutionalismus nur huldigen, weil und so lange er das Centrum ist, ihn aber im Stiche lassen, sobald er auf die Linke gedrängt wird; die zufrieden mit ihrer Rolle als Parteifahnen und Repräsentanten, sich nie durch einen Versuch zu handeln kompromittiren.

Gleich die erste Rede Dahlmann's in Frankfurt — über die Einsetzung der provisorischen Centralgewalt — ging in ekelhafter Bissigkeit und maßloser Arroganz so weit, daß sie selbst unter seinen Parteigenossen Anstoß erregte; er war offenbar durch die Sticheleien über Gelehrte in Harnisch gebracht, die täglich mehr um sich griffen, als den Demokraten die Schuppen von den Augen fielen. Die Rechte und die Linke werden hier als Parteien charakterisirt, deren eine „in dem Gange der Geschichte den tiefsinnigen Plan einer Erziehung des Menschengeschlechtes verehrt", deren andere „die ganze Geschichte umgeschrieben haben will". Und diesen Vorwurf spricht derselbe Mann aus, der zuerst in der Historie „unnütze Verlängerungen" entdeckt hat, der in eben dem Vortrage sich ausläßt über „die Lächerlichkeiten und Frevel, welche die erste französische Revolution der Jugendblüthe ihrer Freiheit beraubt haben!" Dasselbe Unglück hat er mit den sein sollenden Witzen, mit denen diese Rede reichlich gespickt ist. „Wenn es — sagt er z. B. — in den Grundrechten heißt, jeder Deutsche sei gleich vor dem Gesetze, so dürften wir keine Fürsten ferner haben, außer wir müßten sie aus dem Auslande entnehmen". Fragt sich nur, ob dies eine Kritik der Grundrechte ist, oder eine Kritik des Fürstenthums; aber Dahlmann liebt es, sich durch Verwerfung aller allgemeinen Sätze von den „Idealisten" zu unterscheiden, die er vielfach verspottet, ohne zu ahnen, wie er selbst der Typus des ge-

lehrten deutschen Idealisten ist — der „praktische Staatsmann" soll sich in dergleichen Redensarten zeigen. Oder ist das nicht der reinste Idealismus, wenn er Deutschland mit der Einsetzung einer Centralgewalt ohne Land und Leute gerettet glaubt und sein Referat mit den pomphaften Worten schließt: „Fassen Sie Ihre weisen Beschlüsse! sie werden, durch den Welttheil wiederhallend, diesen überzeugen, daß Deutschland aufgehört hat, seine besten Kräfte zu vergeuden im Dienste der Despotie, möge diese von oben kommen oder von unten?" Ist es kein Idealismus, wenn er einem Parlamente, das noch Nichts, gar Nichts gethan, bombastisch zu prophezeien wagt: „Dies System des Hochverraths gegen den gesunden Menschenverstand — d. h. der Linken — muß so gewiß fallen, als die Würde Ihrer Versammlung stets erhalten bleiben wird?" . . . Der Glanzpunkt der Rede ist aber jedenfalls die Stelle, wo Dahlmann die Glaubwürdigkeit des abwesenden Zitz verdächtigt, weil dieser bei einem Citat aus den Schriften des Professors die Worte „Freiheit der Völker" und „Volkssouverainität" mit einander verwechselt. Daß ein so verzeihlicher Irrthum absichtslos stattgefunden habe, war freilich bei einem Mitglied der Linken nicht anzunehmen! Und doch könnte Dahlmann an derartige Mißverständnisse nachgerade gewöhnt sein, da er aus leicht begreiflichen Gründen ziemlich häufig darunter zu leiden hat. So wurde, bei Gelegenheit der Wahl Hecker's und der Amnestiefrage, seine Geschichte der englischen Revolution als Beweis für die wahnwitzige Behauptung angeführt, daß das englische Parlament unter Heinrich VII. die Straflosigkeit vergangnen und zukünftigen Hochverraths beschlossen habe! Auch pflegt er sonst gar nicht so böse darüber zu sein, da solche Quidpro-quo's ihn zum weisen, vielgelesnen, aber selten begriffnen Mann stempeln — das eigentliche Ziel all seiner Wünsche. Wenigstens erinnern wir uns noch lebhaft des selbstgefälligen Schmunzelns, das über sein Gesicht glitt, als er bei einem Abschnitt seiner Vorlesung über „Staatswirthschaft" sich folgendermaßen unterbrach: „Ich habe die Ehre gehabt, in dieser Beziehung auf dem letzten rheinischen Provinziallandtage citirt zu werden; nur habe ich leider nie gesagt, was die Herren so gütig waren, mir in den Mund zu legen". In dem Augenblick schien ihn das Gefühl unerreichbarer Ueberlegenheit zu beseligen, wie Immermann's Emerentia, wenn sie dem alten Baron halb schmerzlich und doch wieder halb glücklich, zuruft: „O mein Vater! wie verstehn Sie mich einmal wieder so gründlich miß!" Sein Meisterstück sittlicher Galle aber lieferte Dahlmann nach dem 18. Sept., als Stavenhagen auf Verfolgung

der von Blum redigirten Reichszeitung antrug, wegen eines Artikels, in welchem diejenigen, die für Ratificirung des Malmöer Waffenstillstandes gestimmt, in süddeutscher Manier mit trivialen Schimpfworten abgekanzelt wurden. Obwol der Professor in dem Theile des Aufsatzes, den Stavenhagen dem Parlamente vorlas, mit keiner Silbe erwähnt war; obwol er wahrhaftig nicht zu fürchten brauchte, daß irgend Jemand ihn, weil er damals mit der Linken votirt, für ein Mitglied derselben halten werde, begehrte er dennoch vom Präsidenten das Wort in einer persönlichen Angelegenheit. „Ich trete diesmal in einer schweren Sorge vor Ihnen auf, in einer Sorge für meinen guten Ruf als Mensch und als Vaterlandsfreund" — begann er und in dem Tone ging es weiter fort. Nie hat sich die moralisch-doktrinaire Pruderie ekelhafter in die Brust geworfen; nie war ihr weniger Veranlassung dazu gegeben! Als ob sein „guter Ruf" durch seine tragikomischen Bemühungen, ein Ministerium zu bilden, nicht hinlänglich gesichert war; als ob es jemals einem Menschen eingefallen, den Charakter einer konstitutionellen alten Jungfer anzugreifen!! Doch, um gerecht zu sein, dankt das Parlament diesem sauertöpfischen Wesen auch manche heitre Minute; es war eine der possirlichsten Scenen, als der gelehrte Herr den kühnen Versuch machte, von der Rednerbühne herab den Zuhörerinnen ein Lächeln abzugewinnen. Er hatte zu dem Zweck ausdrücklich eine Erläutrung über das salische Gesetz vorgebracht. „Die Damen freilich werden das nun sehr ungalant finden!" fügte er hinzu, und wandte das freundlich sein sollende Gesicht langsam herum nach — der Journalistentribüne; als er den Irrthum merkte, nahm er eilig eine zweite Wendung nach links vor, um durch ein Lächeln der dort befindlichen Damen für seine geistreiche Bemerkung belohnt zu werden. Diese schienen indeß nicht sowol mit dem salischen Gesetz beschäftigt, als über den Anblick des sauersüßen Mienenspiels verwundert.

Als Beispiel konstitutioneller Impotenz steht obenan das Benehmen Dahlmann's bei der dänischen Waffenstillstandsfrage. Zu seinen Nationalitätsideen kam hier noch der Umstand, daß die schleswig-holstein'sche Angelegenheit von jeher sein Steckenpferd gewesen, um ihn widerhaarig gegen den allerhöchsten Willen zu machen. Er stellte sich daher als Berichterstatter des Ausschusses entschieden auf die Hinterbeine und appellirte an die „Ehre des deutschen Volks" — bekanntlich ein Lieblingsthema der Altliberalen, weil sie sich dabei mit einem Schein, aber auch nur mit einem Schein von Energie breit machen können. Wie sein Auf-

treten wirklich nur den Namen einer „Nationalitätsschnurre" verdient, wie er von der wahren Sachlage nicht die entfernteste Anschauung hatte; das geht schon aus den Schlußworten seiner Rede zur Genüge hervor: „Wenn wir uns unterwerfen, so wird, zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich sicher, wol aber die Anarchie in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus!" So drang auch nicht die leiseste Ahnung davon in sein gelehrtes Hirn, wie mit Ratificirung des Waffenstillstandes der erste Hauptschlag gegen die Revolution geführt werde, und wie andrerseits eben jene Ratificirung nur durch Fortführung der Revolution, nicht aber durch patriotische Vorträge zu hintertreiben sei. Ein Licht darüber ging ihm erst auf, als er sich acht Tage lang vergeblich mit der Bildung eines Kabinets abgequält, das die „Ehre Deutschland's" ohne revolutionaire Maßregeln zu wahren vermöge; als der Reichsverweser ihm bemerklich machte, wie er zur Durchführung seines kriegerischen Programmes, außer dem Frankfurter Linienregiment, schwerlich andre Truppen zu seiner Disposition haben werde. So kläglich endete sein erster Versuch zu handeln, daß er schließlich nicht einmal mehr den Muth hatte, gegen den Waffenstillstand zu sprechen, nachdem er vorher dem Parlamente prophezeit, es werde nie wieder sein stolzes Haupt erheben, wenn es hiebei nachgebe — nachdem er es zu wiederholten Malen beschworen, ihn in der hochwichtigen Angelegenheit, ein Ministerium aufzutreiben, nicht durch Interpellationen zu stören!

Und selbst diese derbe Lection fruchtete gar Nichts! . . . Als Berlin hinsank, die letzte Stütze der Revolution, war es Dahlmann wieder, der die kontrerevolutionairen Schläge „rettende Thaten" taufte, und den Reichstag in seinem Traum bestärkte, wie er nunmehr allein daständе als „staatsmännischer" Mittler zwischen Fürsten und Völkern. Und wirklich gelangte der Professor endlich an's Ziel seiner Wünsche: der Erbkaiser kam zu Stande!! Er brachte eigenhändig das Patent nach Berlin. Als er hier auf Brandenburg's „Niemals! Niemals! Niemals!" stieß, da kam er für einen Augenblick vollständig aus dem konstitutionellen Gleichgewicht. Während seine Kollegen ihrem Aerger in den heftigsten Ausdrücken Luft machten, konnte Dahlmann für seinen tiefen Schmerz keine Worte finden. Wieder das alte Schauspiel! In kurzer Zeit legte sich seine revolutionaire Erbittrung über den „unbegreiflichen" Entschluß des Königs; er ging mit zum Prinzen von Preußen und faßte auf's neue Hoffnung, wenn er auch vielleicht nicht gerade mit der „deutschen Zeitung" von einer bevorstehenden Abdankung Friedrich

Wilhelm IV. und einer „Rettung" Deutschland's durch die „echtdeutsche" Prinzessin von Preußen träumte. Er blieb daher ruhig in Frankfurt und ließ seinen Urlaub, als Abgeordneter der ersten Kammer verlängern, mit Rücksicht auf die „wunderbare und gefahrvolle Lage des Vaterlandes" — ganz als ob die Paulskirche der Schwerpunkt dieser „Lage" wäre! Nun aber nahte die „wunderbare und gefahrvolle Stunde" wo Manteuffel Anstalten traf, auch das Parlament und mit ihm Dahlmann zu „retten". Da ward er ernstlich böse und erklärte die Abberufung der Deputirten für ungerechtfertigt; er vergaß, daß der „Gerettete" dem „Retter" doch keine Vorschriften darüber machen darf, bis wie weit sich die „Rettung" erstrecken soll! Ueber ein kleines schwand auch dieser Zorn. Er wußte der Aufforderung der Weidenbusch-Partei zu gemeinsamem Austritt nur noch Thränen konstitutionellen Jammers entgegenzusetzen, und stellte schließlich seinen Namen an die Spitze des Programms, in welchem die „Edlen" die Niederlegung ihrer Mandate anzeigten. Allein von einer Anerkennung der Dreikönigsverfassung wollte er noch immer nichts hören und eben so wenig von dem Gothaer Nachparlament. Das Ende seiner Opposition jedoch war, wie immer, daß er nach Gotha ging, wo er anfänglich auf eine energische Stellung der Partei „nach beiden Seiten" drang und zuletzt die bekannte Akte mit unterzeichnete. Aber während ein Gagern, ein Simson auch von Gotha noch das volle Bewußtsein ihrer Würde und historischen Bedeutung mitnahmen, stand Dahlmann jetzt in „seines Nichts durchbohrendem Gefühle" da. Sind die rein komischen Persönlichkeiten nicht eigentlich besser daran, als die Tragikomödianten?!

Ihm blieb jetzt Nichts mehr übrig, als den so lange verschmähten Sitz in der ersten preußischen Kammer einzunehmen und durch Revision der Verfassung das Vaterland weiter „retten" zu helfen. Er war auch in Berlin ganz der alte: er stimmte gegen die Gleichstellung vor dem Gesetz, aus den schon erwähnten Gründen, und gegen die unbedingte Verantwortlichkeit der Beamten, weil dieselbe mit einer „starken Regierung" nicht verträglich sei. Nach der Januarbotschaft bekamen wir glücklich wieder die alte konstitutionelle Phrase zu hören: „Das hätte ich nicht erwartet!" Allein seine „staatsmännische" Kraft war augenscheinlich gebrochen; er machte den Eindruck einer Ruine aus früheren, besseren Zeiten und bestieg nur zweimal die Tribüne, bei der Frage über das Steuerverweigerungsrecht und bei der Pairsdebatte. Hier also trat er zuerst als parlamentarischer Vertheidiger seines Systems auf und hatte

das Unglück, an den Führern der äußersten Rechten Gegner zu finden, die ihm an Konsequenz und Logik unendlich überlegen waren. In der Diskussion über die Bildung einer Pairskammer widerlegte ihn Stahl, indem er aus Dahlmann's eigner „Politik" nachwies, daß dieser vor kurzem noch ein solches Institut, das er heute für absurd erkläre, für möglich und sogar für nothwendig zur Durchführung des Konstitutionalismus in Deutschland gehalten habe. Der arme „Politiker" konnte nur seine „bona fides" betheuern; Gründe für die veränderte Ansicht standen ihm nicht zu Gebot. Wie schmerzlich aber mußte es ihn erst berühren, wenn Stahl ihm bei der Verhandlung über die Steuerverweigerung zeigte, daß er, man denke sich, daß Dahlmann gar Nichts vom „wahren Konstitutionalismus" verstehe, in dessen Besitz im Gegentheil die vielgeschmähten christlichen Germanen wären! Und das mit vollem Recht! Dahlmann will die Souverainität zwischen den drei Gewalten in der Schwebe halten; Nichts leichter als der Beweis, daß dies Balancement gestört wird, sobald das Unterhaus das Sreuerverweigerungsrecht besitzt. Stahl's Rede war wahrhaft vernichtend für den unglücklichen Professor. „Wir, wir von der Rechten vertheidigen den Konstitutionalismus, von dem Ihr abfallt!" so etwa lauteten seine unwiderleglichen Argumente. „Und eben, weil wir das Gleichgewicht der drei Gewalten wirklich wünschen, eben deshalb wollen wir kein Steuerverweigerungsrecht, das, wie in England, faktisch, wenn auch nicht theoretisch, zur Regierung der parlamentarischen Majoritäten führt und die Souverainität in die zweite Kammer verlegt!" Was ließ sich dagegen erwidern?!

So weit der „praktische Staatsmann"; wir sind wol zu Rande mit ihm und seiner Laufbahn. Doch wie bei dem historischen Schriftsteller, so müssen wir auch bei dem publicistischen mit einigen Worten verweilen: erst eine Kritik seiner „Politik" und seiner Vorlesung über „Staatswirthschaft und Finanzen" macht die Skizze des konstitutionellen Heros vollständig und manche einzelne Züge erklärlich.

So wie wir Dahlmann's historische Anschauungen bereits kennen, muß es einen sonderbaren Eindruck auf uns machen, wenn wir ihn gleich in der Vorrede seiner „Politik" versichern hören: „Ich habe stets den alten Ausspruch für weise gehalten, man müsse die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, man müsse sie zu verstehen trachten." Dies, so wie der Titel des Buches: „die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" zeigt uns also, daß wir es auch hier nicht mit einem sogenannten Theoretiker, sondern mit dem überall

auf's Praktische gerichteten „Staatsmann" — mit einem matter of fact man zu thun haben sollen. Wer darüber noch Zweifel hätte, dem müßte die scharfe Polemik sie lösen, welche der Verfasser gegen die „Idealisten" führt. „Der Idealist — sagt er — zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeuten soll, löset Räthsel, die er sich selber aufgegeben hat; er vollbringt mit Menschen, die es nie gegeben hat, die Aufstellung einer Gegenwart, welche keine Fähigkeit zu sein besitzt." Sehen wir zu, in wie weit diese Kritik und jene Ansprüche begründet sind — oder ob nicht vielmehr der publicistische Dahlmann eben so gut wie der Deputirte, gerade selbst der gelehrte deutsche „Idealist," wie er leibt und lebt, ist? Ob nicht er selber pfadlos in den Wolken umherirrt, voll Freude, daß es sich so leicht und ungestört dort oben geht; ob nicht er selber auf Nebelbilder wie auf festen Boden tritt, herzlich beglückt, daß kein Schmutz sich an seine Sohlen heftet; ob nicht vielleicht umgekehrt die „Ideologen," die „Prinzipienreiter" die einzigen wahren Praktiker sind, bei deren Anblick freilich ein Dahlmann sich zu einem Schrei sittlicher Entrüstung berechtigt glaubt, weil — er an ihren Füßen, die auf den rauhen und harten Wegen der Gegenwart wandeln, Staub und Koth erspäht? Wir haben als erbauliches Pröbchen seines Idealismus oben gesehen, wie er die ihm räthselhaften materiellen Hebel der Gesellschaft in das Gebiet der „billig dienenden Gewalten" verweist; wie er ihre unbefugte Einmischung loszuwerden hofft, indem er ihnen das Mitreden im „guten Staate" verbietet. In jener Anschauung liegt eigentlich der Kern des ganzen System's und das Zugeständniß, daß dasselbe verloren ist, sobald die Geschichte leichtsinnig genug ist, über den bezeichneten Unterschied hinwegzusehn und die Entwicklung der rein gesellschaftlichen Institute zu sehr in den Vordergrund zu drängen. Und eine solche Hofmeisterei der Historie, die sich anmaßt, der Menschheit ein „bis hierher und nicht weiter" zuzurufen, wird uns in aller Naivität als „praktische Staatsweisheit" geboten!

Doch auch die „Theorieen" — denn daß die „Politik" Nichts weiter ist, wird wol schon klar sein — haben ihren Werth, wenn sie von wirklichen, principiellen Organisateurs herrühren: sie regen an, wenn nicht zum Schaffen, so doch zur Kritik — und von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir jetzt näher auf Dahlmann's Werk eingehn. Wenn wir dem Leser dabei häufig mit der Schreibweise des Professors lästig werden, so bitten wir um Entschuldigung: allein ihn von seinem Stile trennen wollen, das hieße „die Aufstellung eines Dahlmann vollbringen, welcher keine Fähigkeit zu sein besitzt."

Gleich jeder ordentlichen Gelehrtenarbeit hebt das Buch mit Definitionen vom Staate, an: derselbe sei „kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, sondern — ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung führenden Vermögen.“ Der negative Theil dieser Erklärung ist, wenn auch nicht ganz neu, so doch richtig: Rousseau's „contrat social“ hatte schon früher seine Widerleger gefunden. Gewiß, der Zwangsstaat gründet sich auf Nichts weniger, als auf freiwillige, kontraktliche Verhältnisse, welche die sich verpflichtenden Parteien nach eignem Willen und bewußter Selbstbestimmung eingehn und lösen können, ganz wie es ihnen beliebt. Während Dahlmann sich nun aber abmüht, eine „ethische“ Grundlage für den „guten Staat“ zu suchen, um ihm so an Stelle des verworfnen Vertrages eine andre Basis zu geben: folgert der Praktiker umgekehrt. Eben weil der Staat kein „Vertragswerk“ ist, eben deshalb muß seine Thätigkeit, sein Wirkungskreis mehr und mehr beschränkt und schließlich beseitigt werden, in einer Zeit, wo die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit, wie sie im Verkehr, im Kreditwesen, in der Industrie u. s. w. an's Licht tritt, mit unverkennbarer und unwiderstehlicher Macht darauf losgeht, die Zwangsjacke der Reglementirerei abzuschütteln und sich hinfort nur in der Form der freien Association, auf dem Boden der kündbaren Kontrakte zu bewegen. Hat der würdige Gelehrte wol je nachgedacht über das Wesen einer Bank, einer Actiencompagnie oder auch nur eines kaufmännischen Schiedsgerichtes? Alles zusammen, lauter Dämme, welche die Gesellschaft dem Treiben des Staates entgegenstellt! Ja, hat er sich jemals blos die tiefere, welthistorische Bedeutung des von ihm selber gepredigten und angebeteten Konstitutionalismus klar gemacht? Worauf sonst läuft denn der kontinentale Konstitutionalismus heraus, als ein „Vertragswerk“ an die Stelle des Legitimitäts- und Autoritätsglaubens zu setzen, der bis jetzt den Staat zusammenhielt?! Die Frage liegt offen so: die Menschheit ist in ein Stadium vorgerückt, wo sie den Kontrakt zur Basis ihres ferneren Bestehens machen muß; der Staat, die bisherige äußere Hülle des gesellschaftlichen Kernes, bietet diese Grundlage nicht dar, weil er auf Zwang beruht — wer soll weichen, Hülle oder Kern, Staat oder Menschheit? — „Die Menschheit! um Gotteswillen die Menschheit!“ ruft verzweiflungsvoll der deutsche Professor. „Wenn die Geschichte mir die zum Dienen und Herrschen bestimmten Gewalten durcheinander wirft, so muß ich selber ein Einsehen haben und Alles wieder in das Geleise des guten Staates zurückführen!“ . . . Das ist der „Praktiker“ der sich

zur Kritik der „Idealisten" berufen glaubt! Wahrhaftig, beinahe sollte man meinen, Dahlmann ziele mit dem positiven Theil der obigen Definition auf seine eigne Person und halte sich selber für „das die Gattung zur Vollendung führende Vermögen!" ... wobei wir zum Verständniß des Lesers noch bemerken müssen, daß „Vermögen" hier auf deutsch „Potenz" bedeutet, von welchem scholastischen Ausdruck es eine Uebersetzung sein soll!

Aber ... folgen wir unserm Diogenes und seiner Laterne weiter, mit der er sich nach einer „ethischen Grundlage" für den „guten Staat" umsieht. „Der Staat — hören wir ferner — ist nicht die göttliche, unbedingt zu befolgende Ordnung; wiewol Nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe steht als die Staatsordnung." Ja, damit haben wir noch immer keine „ethische Grundlage"; Alles was sich aus dem Satze ergiebt, ist nur, daß die Kompromisse im Konstitutionalismus sehr früh anfangen — viel früher als im christlichen Germanenthum und in Stahl's Rechtsphilosophie. Die „praktische" Weisheit eines Akademikers ist zwar nicht unbedingt reines Wortgeklapper; wiewol Nichts auf der Erde dem reinen Wortgeklapper so nahe steht, als eben jene Weisheit: der Herr Professor wird uns zugeben müssen, daß das noch keine vollständige Definition einer Kathedervorlesung wäre. „Die Errichtung des rechtlichen Zustandes ist freilich Sache des Staates, aber nicht letzter Zweck des Staates." In der That, der „gute Staat" scheint, wie der Stickstoff, nur negativen Erklärungen zugänglich zu sein. Doch endlich! ... wir haben sie, die „ethische Grundlage", für welche die Berliner Akademie hundert Stück Dukaten ausbezahlen will! welches Glück! „Die Urfamilie ist Urstaat; jede Familie, unabhängig dargestellt, ist Staat." So wären wir denn richtig auf's Trockne gekommen und hätten das ersehnte Kleinod in der Familie entdeckt, die selbstverständlich wieder auf dem Eigenthum beruht; Unantastbarkeit der Familie und des Eigenthums — das also wäre die Basis des „guten Staates."

Nur nicht zu vorschnell mit der Freude! „Familienvortheil — also auch Privateigenthum — und Staatswol bekämpfen sich mannigfach und der Staat wird keine Macht in seinem Innern gestatten wollen, die sich gegen seine Rechtsanstalten erhebt"; d. h. die vollständige Freiheit der Familie und die volle Unverletzlichkeit des Eigenthums sind mit dem Staate nicht verträglich — er muß, um seine Existenz zu sichern, zuerst an dem Boden rütteln, in dem er wurzelt. „Der schlechte Staat nun bedient sich zu dem Ende lediglich der Gewalt, verschlingt die Familie mit der Macht des Gesetzes und legt sich ein Obereigenthum bei." Und was stehn dem „guten Staate" für andre Mittel zu Gebot als Zwang, so lange noch nicht alle

Einzelnen dahin gelangt sind, ihre heiligsten Menschenrechte gutwillig einer imaginairen Größe zu opfern? Der „gute Staat" hat zu diesem Behuf eben seinen Dahlmann. „Weit entfernt das Privatrecht zu stören, stellt er es unter den Schutz des öffentlichen Rechtes, und legt dem Eigenthum und den Personen allein diejenigen Beschränkungen auf, welche das öffentliche Wol erfordert!" Ein schöner Schutz!! Auch der Räuber in den Abruzzen, weit entfernt die Reisenden zu stören, stellt sie vielmehr unter den Schutz des Geleitbriefs, den er ihnen giebt, und legt ihnen dafür nur solche Beschränkungen ihres Geldbeutels auf, wie sie das Wol seiner Truppe erfordert! „Durch diesen entscheidenden Schritt der Gewährleistung des Privatrechtes söhnt er das selbstständige Wesen der Familien mit den Schuldigkeiten des Staatsrechtes aus, und die Regierung stellt sich hoch über der Bevölkerung auf!" Nun, entscheidend mag der Schritt wol sein; worin jedoch die Aussöhnung liegt und die Gewährleistung — das kann sicherlich nur eine Akademie enträthseln. Wenn nun aber Einige, wenn Viele, wenn zuletzt Alle den Kopf schütteln über diese „wunderbare und gefahrvolle Gewährleistung"; wenn sie dieselbe zu entbehren oder im Wege freier Vergesellschaftung billiger und besser zu erreichen vermögen? Das sollen, das dürfen sie nicht: denn „es ist eine unsittliche Vornehmheit, die des guten Staates entrathen zu können und es nicht nöthig zu haben glaubt, sich um ihn zu bekümmern." Niemand fährt in der ganzen „Politik" schlechter, als diese Klasse von Leuten; sie haben die ganze Schwere sittlich-konstitutioneller Verachtung zu tragen, nach dem alten Sprichwort: die Gleichgültigen sind schlimmer, als die Gegner. Der „gute Staat" also mit der „ethischen Grundlage" spricht zu Jedem, der innerhalb seiner Grenzpfähle geboren ist: „Zur Befriedigung dieses und jenes Bedürfnisses mußt Du Dich an mich, nur an mich wenden und ich selbst bestimme den Preis. Nicht ob Du anderwärts wohlfeiler wegkommst, sondern ob ich ohne dies oder jenes Monopol fortbestehn kann, entscheidet über den Spielraum, den mein Staatsrecht Deinem Privatrecht gestattet." Der Räuber in den Abruzzen thut durchaus nichts mehr — nur daß er, außer dem Recht, auch noch das Herkommen gegen sich hat!

Mit Einem Wort: der Unterschied zwischen dem „guten und schlechten Staate" liegt nach Dahlmann blos in der geringren oder größren Folgerichtigkeit. Die Konsequenz vor allem ist dem Professor der Kompromisse ein Gräuel: nehmt sie dem „schlechten Staate" und der „gute", der konstitutionelle, ist fertig! Der „schlechte Staat" trägt allerdings, irrthümlich, die natürliche Basis des Familienlebens, den Kommunismus, in weitere

Kreise hinüber, wo sie nicht hingehört: dann aber bleibt er wenigstens mit eiserner Festigkeit dem angenommenen Prinzipe treu und entwickelt es ungestört bis zum Obereigenthum. Symmetrisch wie ein Zellengefängniß, liegt der Plan vor den Blicken des erstaunten Zuschauers; nur daß es ewig ein bloßer Plan bleiben muß, weil der Baumeister die Gesetze der Statik nicht kannte und sein Machwerk den Schwerpunkt verlieren müßte, sobald es fertig wäre — gleich dem Stocke, den ein Taschenspieler für einen Augenblick ohne Stütze hingestellt. Wer das Gebäude beziehen wollte, der hätte freilich nicht zu fürchten, daß die Klammern und Fugen nachgäben; wol aber, daß das Ganze beim leisesten Windhauch, bei der geringsten freien Bewegung eines der Insassen zusammenkrachte!

Anders der „gute Staat!“ Er verfällt in denselben Fehler, wie der „schlechte“, indem er sich menschliche Triebe und Verhältnisse, die Familie und das Eigenthumsrecht, dienstbar machen will, deren charakteristisches Zeichen es eben ist, daß sie sich nicht reglementiren lassen; er sieht sich daher bald genöthigt, an seiner eignen Basis zu rücken und zu rühren. Dann aber hat er, nach Dahlmann, bei dem Weiterbau den Vorzug der Inkonsequenz. Während der Boden unter ihm sinkt und wankt, künstelt er noch an dem Giebel des Hauses herum, der nicht, wie das angenommene Princip es verlangt, im Obereigenthum bestehen soll, sondern in neuen Kompromissen — in „Gewährleistungen“ und „Aussöhnungen!“ Allerdings, die Gesetze der Statik werden hier nur theilweise negirt, und das Gebäude kann wirklich aufgerichtet werden. Selbst bewohnt kann es werden, aber wolverstanden nur so lange, als eine glücklich situirte Minderheit eine dumme Majorität am Gängelbande führt, die sich dazu hergiebt, jeden Augenblick, unter Lebensgefahr, die weichenden Balken, die stürzenden Steine wieder zurecht zu legen! ... Glück auf zur „ethischen Grundlage!“ Sie ist das berühmte Messer ohne Klinge, dessen Stiel verloren gegangen!

Doch Dahlmann selbst kommt über diese Definitionen, wenn sie anders den Namen verdienen, nicht hinaus. Der triviale Phrasenschwall von „Gewährleistung“ und „Aussöhnung“ hat ihm mit Einem Mal über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen, und er glaubt nunmehr, festen Boden unter den Füßen zu haben. Kann er sich auch nicht verhehlen, daß die vom Staate verletzten Interessen Widerstand leisten dürften, so meint er doch, durch sein gewandtes Manoeuvre „alle ferneren Zwistigkeiten in kleinere Kreise verwiesen zu haben, wo sie sich durchkämpfen werden, ohne die Gesammtordnung zu bedrohen.“ Kann er sich auch einer naiven Verwundrung nicht erwehren, wenn er merkt, daß in seinem Musterstaate „Eines gut sein mag

(dem Sittengesetze des Individuums entsprechend), ein Anderes aber recht (dem Gebote des Staates entsprechend)": so tröstet er sich doch damit, daß „die Staatslehre den Grund der ethischen Verhältnisse nicht aufzudecken hat." Ja, der faule Fleck des ganzen System's, das sich auf die Familie und das Eigenthum stützen will, während es in beide vielfach eingreift, wird unter den Händen des Professor's noch gar zu einer besondren Zierde desselben. Denn „das ist der Ruhm und die Gefahr der menschlichen Dinge, daß der Einzelne am Ende unberechenbar gegen den Staat steht." Die Volkswirthschaft freilich hat diese Begriffsverwirrung von widerstreitenden Interessen sammt den daraus gefolgerten „unberechenbaren Größen" längst in's Reich der Hirngespinste verwiesen: allein „das ist eben der Ruhm und die Gefahr der deutschen Universitäten, daß ihre Professoren am Ende unberechenbar gegen die lebendige Wissenschaft stehen!" Am wenigsten kümmert sich ein Dahlmann um sie — was ihm „unberechenbar" ist, das läßt er bei Seite liegen. Sein „guter Staat" ist nunmehr in Ordnung und wird uns dahin erläutert, „daß er weder blos etwas Gemeinsames unter den Menschen, noch blos etwas Unabhängiges, sondern zugleich etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit ist." Gesagt ist damit freilich gar Nichts: denn selbst wenn wir diese Kompromißdoktrin für einen Augenblick anerkennen wollen, so liegt doch eben die ganze Schwierigkeit in der Bestimmung der Grenzlinie, wo denn das „Gemeinsame" aufhört und das „Unabhängige" anfängt? oder mit andern Worten, in der Ermittlung des Ortes, wo jene „unberechenbaren" Größen im „guten Staate" untergebracht werden, die sich der „leiblich und geistig geeinigten Persönlichkeit" nicht so unbedingt unterwerfen wollen? Zwar sind sie uns unterwegs plötzlich abhanden gekommen, aber damit sind sie doch wahrlich nicht beseitigt!! Gleichviel! Unser Gelehrter sieht sich nicht weiter nach ihnen um, sondern operirt nun frisch drauf los mit dem „zusammengewachsenen Etwas", bei dem er endlich glücklich angelangt ist. Da hat er denn freilich ein kinderleichtes Spiel! Der „gute Staat", der „sich hoch über der Bevölkerung aufstellt" und mit den Individuen Nichts mehr zu schaffen hat, ist ohne Magen, ohne Leidenschaften — man ahnt kaum noch, daß er überhaupt aus Menschen besteht. Herrlich lassen sich in ihm die drei Gewalten konstruiren, und eben so ruhig-verständig läßt er mit sich reden, wie jene Pudelmütze, die der Schäfer zum Repräsentanten seines Herrn machte, als er durch ein fingirtes Zwiegespräch zu ermitteln wünschte, was dieser wol zu dem Verlust eines Lammes sagen würde. Ein unschuldiger Zeitvertreib! Aber wenn so ein „Staatskünstler" nun einmal vom praktischen

Leben erfaßt wird, nachdem er sein Kartenhaus aufgebaut: so hat er kein Recht sich zu verwundern, daß die Wirklichkeit nicht so geduldig ist, wie das Papier — hat kein Recht, den gekränkten „Edlen" zu spielen, weil der Herr ihm anders antwortet, als es die Pudelmütze gethan — hat kein Recht, das grämliche Gesicht in die Falten sittlicher Entrüstung zu legen, weil ihm „unberechenbare" Wesen seine Zirkel verwirren, Wesen, die Hunger und Durst und Ehrgeiz haben und warmes Blut in den Adern und sich keinen Pfifferling um den „guten Staat" scheeren, wenn der Einzelne darin Nichts zu essen hat!

So sehr ist Dahlmann von jetzt ab in das „zusammengewachsene Etwas" versunken, daß es kaum der Mühe lohnt, seine weitren Experimente mit diesem Schemen zu verfolgen. Mitunter zwar, aber nur sehr selten fällt ihm ein, daß auch der „gute Staat" aus Individuen bestehe, und daß es diesen sehr schlimm ergehen könne, während in seinem Papierstaate Alles in der besten Ordnung sei. Und selbst solche lucida intervalla dienen nur dazu, um, wie in Milton's Hölle, das entsetzliche Dunkel sichtbar zu machen, das in diesem akademischen Gehirne herrscht. Ein derartiger Lichtblick durchzuckt ihn z. B. bei der Kritik des platonischen Staates, in dem bekanntlich sogar die Bildung dem Götzen „Organisation" geopfert werden sollte. „Wäre — ruft er aus — wäre da nicht besser ein weniger guter Staat, aber mit beßren Bewohnern?!" Das also steht unwandelbar fest, daß der Staat eine unfaßbare, ungreifbare, imaginaire Größe ist, etwas andres als die Summe seiner Insassen — was? weiß freilich kein Mensch — daß er besser oder schlechter sein kann, als die Individuen, die ihn bilden; daß manche Maßregeln dem Staate förderlich sein mögen, die Kultur und Wolstand der Einzelnen vernichten!! . . . Und dieser Mann erkühnt sich, unausgesetzt auf seine „praktische Staatsweisheit" zu pochen! erdreistet sich, diesen seinen hauptsächlichsten Stolz am Ende der Vorrede in die griesgrämig-arroganten Worte zu fassen: „ich schicke den Band mit der Hoffnung in die Welt, daß er allen politischen Sekten mißfallen werde!"

Kümmern uns nun hier hauptsächlich auch nur die besprochnen Grundlagen des Dahlmann'schen konstitutionellen Baues; so lassen wir doch, der beßren Erläuterung wegen, noch einige ergötzliche Proben von den Details des Gebäudes folgen! Es sind, im eigentlichen Sinne des Wortes, „Dornenstücke" — ohne Früchte.

Daß der Verfasser sich durchweg auf dem Standpunkte des Formalismus eines Montesquieu befindet, so sehr er sich auch über den-

selben erhaben dünkt und so mancherlei er auch an ihm auszusetzen hat, erhellt schon aus dem Vorhergehenden: wir haben bereits gesehn, wie er sogar bei der Betrachtung der englischen Verhältnisse nur an Parlamentsakten klebt und für gar nichts Sinn hat, was nicht schwarz auf weiß steht. Er sagt gradezu, daß „Montesquieu den großen Geist, welcher in der englischen Verfassung lebt, erkannte.“ Nun, wenn der Franzose, ein paar Jahrzehnte vor dem nordamerikanischen Freiheitskriege, während dessen die Massenbewegung, die bisher im Hintergrunde der britischen Konstitution geschlummert, zuerst an's Tageslicht trat, wenn dieser Form und Wesen verwechselte, ja von dem letzteren kaum eine Ahnung hatte: so ist das begreiflich. Wenn aber heute noch, heute, mitten im Strom der Reformmeetings aller Art; heute wo die Resultate jener Erhebung zum Theil, wie bei der Anticornlawleague, der Vergangenheit, zum Theil der allernächsten Zukunft angehören, wenn heute noch ein Professor in dem „esprit des lois“ den „Geist“ der englischen Verfassung zu finden wähnt: ja, dann „steht er wirklich unberechenbar gegen die Geschichte“. Uebrigens kann Dahlmann selbst seinem Lieblinge und Schoßkinde, Großbritannien, nicht alle Zurechtweisungen ersparen; auch hier muß ein weniges abgezirkelt und abgewogen werden. „Widerstand gegen öffentliche Beamte darf nie gesetzmäßig sein, wie in England“ — bestimmt der Großkophta der Politik in Deutschland. Also die Habeaskorpusakte allein soll die Bürger schützen, wie es scheint. Gut! hat der praktische Staatsmann denn aber wol einen Begriff davon, wie eine wirksame Habeaskorpusakte — und das ist die englische allerdings — entsteht, in welchem Charakterzuge des Volkes sie einzig unerschütterlich Wurzel zu fassen vermag? ... Nur in der Selbstständigkeit des Einzelnen, nur in dem Selbstvertrauen, das ihn wenigstens theilweise vom Staate emancipirt. „Selbst ist der Mann“ sagt der Amerikaner; „mein Haus ist meine Burg“ sagt der Engländer: in dem Gedanken wurzelt ihre Freiheit und wahrhaftig nicht in dem Fetzen Papier, der eben nur der ganz äußerliche Ausdruck der innren Keckheit ist. So lange diese Gesinnung andauert, könnten sie des Papierstreifens füglich entbehren: sobald dagegen Bürger jener Reiche ungesetzliche Verhaftungen ruhig über sich ergehen lassen, oder wegen des geleisteten Widerstandes von Geschwornen für schuldig erklärt werden, ist eben jener Muth gebrochen — und dann würde wahrlich auch das äußere, nicht mehr berechtigte, Zeichen desselben den Weg des hannöverschen Staatsgrundgesetzes gehen. Wo man, wie Fould von den Franzosen sagt, den Chef

des Staates als eine zweite Vorsehung betrachtet; wo man, wie Börne den Deutschen vorwirft, bei jeder Beleidigung instinktmäßig zum Polizeiamt läuft; da macht Habeaskorpusakten so viel Ihr wollt — kein Mensch wird dadurch um ein Haar breit freier. Freier werden, bedeutet ja eben nichts andres, als dem Staatsrecht Terrain abgewinnen und das Privatrecht an dessen Stelle setzen! . . . Derselbe Mann nun, der hier so gar keine Einsicht in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung beweist, der so recht eigentlich eine Habeaskorpusakte auf einem Präsentirteller wünscht, glaubt sich berechtigt, „unsre politische Kinderwelt" zu verhöhnen, weil sie „die Preßfreiheit gern auf dem Weinachtstischchen finden möchte"! Nachdem er viel Tinte verschwendet hat, um die unzweifelhafte Wahrheit gründlich zu erweisen, daß die Preßfreiheit isolirt nicht bestehen könne, sondern in kurzer Frist entweder untergehn oder politische Institutionen ersten Ranges zur Folge haben müsse; schließt er mit der Ermahnung an das Volk, „den Blick von dem Gipfel begeisterter Wünsche einstweilen abzuwenden und auf die mäßige Höhe des ohne gewaltsame Umwälzung der bestehenden Verhältnisse gegenwärtig Erreichbaren zu richten"! Und was ist denn nun das „gegenwärtig Erreichbare?" . . . . „daß von der einen Seite was erreichbar, von der andren, was mit Erfolg zu verbieten ist, erkannt wird; dann erst kann der gute Wille wirksam in die Mitte treten!" Nun, Gott segne den „guten Willen"! — „In der Mitte" steht er allerdings, nämlich zwischen Scylla und Charybdis, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge zwischen die „Preßfreiheit" und die „politischen Institutionen ersten Ranges", da er des Einen immer nicht habhaft werden kann, ehe er das Andre bereits besitzt; wie er dort aber „wirksam" zu sein gedenkt, das mag er sich selber überlegen!

Ueberhaupt kommt Dahlmann, allen wirklichen Forderungen der Neuzeit gegenüber, nach sorgfältiger Anhörung beider Theile, auf Reponirung der Akten heraus, in den wichtigsten wie in den geringfügigsten Sachen. So hält er nicht einmal die Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen für räthlich, weil „in ihre Debatten — bei der gegenwärtigen Lage der Dinge — Kritiken der Staatsverwaltung sich einmischen könnten und die Publicität daher, bei dem reizbaren Gehöre der Zeit, leicht die letzte Stunde der Städteordnung herbeiführen dürfte." Wieder Scylla und Charybdis! Ja, der „gute Staat" fühlt sich nicht einmal stark genug, der zweiten Kammer die Wahl ihres Präsidenten zu überlassen; — „diese bedarf schlechterdings der königlichen Bestätigung".

Eben so wenig sollen die Repräsentanten während der Dauer der Session unverletzlich sein, falls nicht die Kammer selbst die Verfolgung gestattet: „das wäre eine Anmaßung der Souverainität; die Regierung ist nur verpflichtet, der Versammlung von der Verhaftung eines ihrer Mitglieder ohne Aufschub Anzeige zu machen". In dem Kapitel über Universitätswesen dringt Dahlmann sogar auf Beibehaltung der lateinischen Sprache bei Promotionen — jenes lächerlichsten unter allen Professorenzöpfen. Auch Staat und Kirche kommen in der „Politik" nicht dazu, sich gründlich auseinanderzusetzen, „da Eid und Ehe, Obrigkeit und Eigenthum, selbst die Heiligung gewisser Tage die Religion zugleich zur Staatssache machen!" Wir erfahren nur, was sicher jede Partei unterschreiben wird: „daß der Staat weder von der Kirche beherrscht werden, noch zum Nachtheile des religiösen Lebens herrschen wollen darf!" Wer sollte es glauben? sogar in der Frage über Emancipation der Juden vergißt der Professor über lauter Erwägungen die Entscheidung. Er findet blos heraus, daß „die Zahl der Israeliten, die Stärke ihrer Association, die Stimmung, mit welcher die christliche Bevölkerung auf einen Vorgesetzten aus diesem Volke hinblicken und einen gewandten volkswirthschaftlichen Nebenbuhler ertragen würde", in Betracht gezogen werden müsse, ehe man an die Lösung der Aufgabe herangehe!!

Doch genug! Nur noch folgendes Meisterstück von einem Satze möge der Leser in reifliche Erwägung ziehn: „Der Knabe bekommt, an der Schaale der alten Sprache nagend, die erste Ahnung vom Sündenfalle, und daneben hat Carl V. doch darin Recht, daß jeder Mensch so viele Seelen hat, als er Sprachen versteht, was wieder freilich seine doppelte Seite hat"!!! ... An der Schale des Dahlmann'schen Stiles nagend, wird der Lernbegierige die beste Anschauung vom Konstitutionalismus bekommen!

Nun aber vergegenwärtige man sich einen Augenblick, welchen Eindruck es hervorbringen muß, wenn man denselben Hokuspokus, der hier mit den imaginairen drei Gewalten getrieben wird, mit wirklichen, reellen, aus dem Leben genommenen Größen, mit Gegenständen der Volkswirthschaft treiben sieht. Nichts weiter aber thut Dahlmann in seiner Vorlesung über „Staatswirthschaft und Finanzen": die dürftige Kompilation, die an Gedankenleere und Vornehmthuerei die übrigen Arbeiten noch weit übertrifft, versucht es, Handel und Wandel, Industrie und Kreditwesen auf konstitutionelle Paragraphen abzuziehn — das ist der ganze Inhalt. Man möchte lachen, wenn die Sache nicht gar zu ernst wäre in einem Zeitalter,

wo Alles, Alles davon abhängt, daß gesunde volkswirthschaftliche Kenntnisse in den Kern des Volkes dringen, wo, nach einem Berichte des Erzbischofs von Dublin, in 4000 Schulen Großbritannien's wirkliche Nationalökonomie getrieben wird, und zwölfjährige Mädchen besser darin Bescheid wissen, als unsre Professoren. Man möchte lachen, wenn man sieht, wie an einer deutschen Universität fast das einzige Angebot „staatswirthschaftlicher" Bildung von einem Manne geliefert wird, der Zünfte und Gewerbefreiheit, Schutzzoll und Freihandel auf dieselbe Weise mit einander vermitteln will, wie seine drei Gewalten; der in dem ganzen dicken Hefte auch nicht Eine eigne Idee vorbringt, gleichviel ob falsch oder wahr; der zur Lösung der Frage: „Schutzzoll oder Freihandel?" welche die ganze kultivirte Welt in zwei feindliche Heerlager theilt, blos die echt konstitutionelle Phrase bei der Hand hat: „durch Schutzzölle zur Handelsfreiheit!" Man möchte lachen . . . aber wenn man Sozialismus und Kommunismus täglich mächtiger an die Pforten klopfen hört, und dann bedenkt, daß Leute solchen Schlages sich anmaßen, das Bollwerk dagegen zu sein: so kann man sich doch auch wieder eines leichten Schauders nicht erwehren!

Denn das glaubt Dahlmann allen Ernstes. Er bildet sich wirklich ein, etwas gesagt, bildet sich ein, die „sozialen Organisateurs" abgefertigt zu haben, wenn er, mit einer Thräne im Auge, ausruft: „Für den Massenpauperismus hat die Staatswirthschaft noch kein Heilmittel entdeckt" — und dann grämlich lächelnd hinzufügt: „die Kommunisten freilich schlagen eine Radikalkur vor; doch fragt sich, ob der Staat die Kurkosten wird bezahlen wollen!" Hier hört der Scherz auf! Wer jetzt, wo die Gesellschaft furchtbar drohend dem Staate gegenübertritt und sich unter schweren Zuckungen zum Entscheidungskampfe rüstet, wer jetzt für die Gesellschaft Nichts weiter hat, als eine Thräne: der gehe in sein Kämmerlein und bete, bis die letzte Schlacht geschlagen ist — auf's Katheder aber, auf die Tribüne gehört er nicht. Dort ist er nicht nur überflüssig, er ist vom Uebel, und hat deshalb auch nicht auf die mindeste Schonung Anspruch. Mag er in seiner Seelenunschuld noch so wenig davon ahnen, wie mit Hilfe der drei Gewalten den Arbeitern das Brod vom Munde, die Kleider vom Leibe wegkonstitutionalisirt werden können; er muß wenigstens in seiner ganzen Nichtigkeit hingestellt werden, damit sein Phrasenschwall nicht länger den wahren Sachverhalt verdecke und den Praktikern, die den Konstitutionalismus ausbeuten, als Maske diene! . . . Und zum Beweis des hier Behaupteten nur noch folgende Kritik über Adam Smith; die darin aufgestellte Ansicht bildet den Angelpunkt von Dahlmann's „konstitutioneller staatswirth-

schaftlicher Weisheit.“ Er sagt: „Adam Smith behauptet, der Einzelne habe bei Benutzung des Kapitals zwar nur den eignen Vortheil vor Augen, allein nothwendig führe das Studium des eignen Vortheils auch darauf, was der Gesellschaft am meisten nütze. Allein dieser Satz hebt im Grunde das sittliche Prinzip auf, denn dies würde verschwinden, wenn vortheilhaft und gut immer zusammenfielen.“ Also: um die „ethische Basis“ des „guten Staates“ zu retten, erklärt ein Dahlmann die Weltanschauung für unsittlich, welche auf der festen Ueberzeugung beruht, daß der Kulturfortschritt eben nur in der allmäligen Verwischung des Unterschiedes von „vortheilhaft“ und „gut“ bestehe; erklärt für unsittlich den Glauben, daß bei freiem, ungestörtem Walten der Naturgesetze Niemand je in die Lage kommen könne, entweder dumm oder niederträchtig handeln zu müssen. Er negirt, mit seiner „ethischen Basis“, die Entwicklung der Menschheit nach dem Ziele hin, wo jene Disharmonie gelöst ist — blos damit der „Staatskünstler“ zur „Aussöhnung“ nothwendig bleibe, der freilich keine Arbeit mehr fände, wenn die Identität von „vortheilhaft“ und „gut“ zur allgemeinen Anerkennung käme. Noch weniger fällt ihm ein, daß in alle Ewigkeit nicht von „Aussöhnung“, sondern nur von Gewaltmaßregeln die Rede sein könnte, wenn jene Differenz in der Natur der Dinge läge. Sie liegt aber Gott sei Dank! nur in den verkehrten Begriffen und diese zu klären vermag blos die fortschreitende Bildung!

Wir aber wissen diese Skizze des Konstitutionalismus nicht besser zu schließen, als mit den Worten aus Dahlmann's „Politik“, die eine tiefe Wahrheit enthalten: „Wo ist Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo findet sich eine trostlosere Mischung von schadenfroher Menschenverachtung und krankhaftem Ehrgeize?!“

---

## VI.

# Camphausen.

„Die Krankheit ehrlicher Leute ist, sich für unentbehrlich zu halten" — diese Worte Dahlmann's über Rochester geben die kürzeste und schlagendste Charakteristik Camphausen's. Der Professor freilich ahnt den Zusammenhang nicht zwischen seinen „ehrlichen Leuten" und jener Krankheit; er glaubt eine Klasse von Schwächlingen zu bezeichnen, die von dem Ernste seines Systems nicht zur Genüge durchdrungen sind, währendr der gerade auf ein Symptom stößt, das die unvermeidliche Folge seine Doktrin ist. In der Wirklichkeit also sitzt hier der „reine" Konstitutionelle der Theorie zu Gericht über den der Praxis, und wundert sich, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte!

Camphausen ist durchweg ein Zweckmäßigkeitsmensch, ein Mann der Eventualitäten, ein abgesagter Feind jeder absoluten Wahrheit, und überzeugt, daß die Gesellschaft, von sogenannten „widerstreitenden" Interessen getrieben, in einen Krieg Aller wider Alle gerathen würde, wenn nicht unausgesetzt „staatsmännische Ausgleichungen, Beschränkungen, Gewährleistungen" u. s. w. in's Mittel träten und die verpfuschte Schöpfung, so viel wie möglich, wieder in Ordnung brächten. Er übt das „Abwägen" wirklich aus, das Dahlmann in ein System gebracht hat; aber der Geschäftsmann steht über dem Professor, eben weil er weiß, daß er abwägt, weil er die Prinzipien haßt; während dieser sich einbildet, im „Abwägen" ein Prinzip gefunden zu haben, weil er eine Doktrin daraus gemacht. Allerdings muß der Zweckmäßigkeitsmensch, den eine zu Gunsten des Altliberalismus entschiedene und vor dem Throne stehen gebliebene Revolution auf die politische Schaubühne emporgehoben

hat, allerdings muß er, unter den gegenwärtigen Umständen, der „reine" Konstitutionelle der Praxis sein; aber er kann, bei veränderten Verhältnissen, wenn er sich noch nicht verbraucht hat, ein ganz redlicher Republikaner sein, ohne darum aus der Rolle des Abwägens zu fallen. Er kann das, weil er sich seiner negativen, grundsatzlosen Natur klar bewußt ist, wogegen Dahlmann, der in den drei Gewalten allen Ernstes etwas Positives entdeckt zu haben meint, mit diesen stehen und fallen muß, oder vielmehr, gleich ihnen, nie recht zum Stehen zu kommen vermag. Vielleicht mögen spätere Zeiten in der erwähnten Beziehung noch mancherlei Vergleichungspunkte zwischen Camphausen und Odilon-Barrot bieten; für jetzt indeß wird der Expräsident des Berliner Ministeriums, der einstige Bevollmächtigte Preußen's bei der Centralgewalt in den Augen des Historikers wol nur die Bedeutung einer nothwendigen Ergänzung zu dem doktrinairen Gelehrten haben. Erst in ihrer Vereinigung geben beide ein klares Bild des Konstitutionalismus; sie gehören zusammen, wie eine Schulgrammatik und die angefügten Uebungsbeispiele. Daß aber ein Zweckmäßigkeitsmensch sich unentbehrlich glaubt, darüber wird sich, außer Dahlmann, nicht leicht Jemand wundern; der freilich ahnt den Grund davon so wenig, daß er nicht einmal die Selbstpersiflage merkt, die in jenem seinem Satze liegt. Nur wer an Prinzipien glaubt, ist im Stande, über Persönlichkeiten hinweg zu sehen, da er in ihnen eben blos den oft zufälligen Ausdruck einzelner Regungen des Zeitgeistes sieht. Diese letzteren verfolgt er aufmerksamen Blickes, aus ihnen allein entnimmt er seine Anschauungen über Gegenwart und Zukunft. Die Vertreter derselben sind ihm gleichgültig, falls ihn nicht etwa Ehrgeiz verzehrt; sind für ihn nicht mehr als Pegel, an denen er die Tiefe der Strömungen mißt, und über deren Eitelkeit er lächelt, wie über den Bach in der Fabel, der sich mit dem See verwechselt, den er durchfließt. Anders der Gegner der absoluten Wahrheiten! Da nach ihm die Welt nur durch „Ausgleichungen" zusammengehalten wird, so fällt der Hauptaccent auf die Personen, welche, die Wagschale in der Hand, die Entwicklung der Menschheit besorgen; und schließlich muß immer er selber um so mehr in den Vordergrund treten, um so größre Wichtigkeit in seinen eignen Augen erhalten, je ehrlicher er es mit der Rettung des Vaterlandes meint. Denn über Grundsätze zwar können verschiedne Individuen sich so weit einigen, daß es ihnen gleichgültig ist, wer sie repräsentirt — nicht aber über „Abwägungen" weil dabei Niemand eine Garantie hat, daß der Andere auf die Dauer so „abwägen"

wird, daß auch er damit zufrieden ist. Gerade ein ehrlicher „Staatskünstler" muß daher die Gesellschaft fortwährend in Gefahr wähnen, so lange nicht er selber die Zügel der Geschichte hält und sie vor „unnützen Verlängerungen" bewahrt! Der Satz: „die Sachen sind mächtiger als die Menschen" wird zur inhaltslosen Phrase, wenn er nicht auf der unerschütterlichen Ueberzeugung von der Existenz unwandelbarer Gesetze beruht. Auch steht der Doktrinair, der jenen Gesetzen eine selbstgefertigte Theorie substituirt, um kein Haar breit anders da, als der Praktiker, der sich begnügt, das Dasein derselben zu leugnen. Der Professor hält zwar zunächst nur sein System für unentbehrlich zum Heile der Menschheit da dies aber des prinzipiellen Bodens entbehrt und sich daher im politischen Leben nur in einer Reihe von Kompromissen nach allen Seiten hin, äußern kann, so weist es in letzter Instanz doch immer, wenngleich auf Umwegen, auf die Person des Entdeckers zurück. Dahlmann und Camphausen sind beide „ehrliche Leute", in so fern der Systematiker, der sein Lehrgebäude mit der „guten Sache" identificirt hat, und der Geschäftsmann, der sich zur praktischen Durchführung jener Doktrin, d. h. zum „Abwägen", für unentbehrlich hält, überhaupt ehrliche Leute sein können. Daß der in der Theorie ergraute Dahlmann, der eigentlich nie zum Handeln gekommen ist, dabei grämlich, verbissen, ungesellig und abstoßend geworden, während der gutmüthig-naive Praktiker sich stets die leichten Formen des geselligen Umgangs bewahrt und sie mit einem Anstrich von Humanität zu verbinden gewußt hat; das ist blos die natürliche Folge des verschiednen Lebenspfades, den sie eingeschlagen, keineswegs aber eine prinzipielle Charakterverschiedenheit. Dahlmann will vor allen Dingen für einen Adepten gelten, der im Besitz des Steines der Weisen ist — bei Camphausen überwiegt die Lust, Experimente mit dem Abwägungssystem anzustellen. Der Eine besorgt instinktmäßig, seinen Ruf als Docent zu gefährden, wenn er, als Akteur auftretend, Kompromiß über Kompromiß eingehn muß — der Andre tröstet sich leicht über den Vorwurf der „Apostasie" mit dem Bewußtsein, ein „Staatsmann" zu sein!

Und wirklich ist jene Anklage vollkommen unbegründet: Camphausen ist durchaus derselbe geblieben, von dem Tage, wo er die Urwahlen dekretirte, bis zu dem, wo er ihre Aufhebung lobpries und die Pairie befürwortete. Wer ihn um solchen Meinungswechsels willen des Abfalls bezüchtigt: der vergißt die praktische Bedeutung der Zweckmäßigkeitsmenschen und des Konstitutionalismus, auf dem sie gegenwärtig

fußen; der hat sich täuschen lassen durch die anscheinende Festigkeit des Systems, und bedenkt nicht, wie eine prinzipienlose Doktrin ihrem Vertheidiger weder Stetigkeit noch Energie, sondern nur vis inertiae zu verleihen vermag. In der Prinzipienlosigkeit, und nicht in den Personen also liegt der Grund, wenn die Anhänger des „Abwägens" durchweg nur als Wetterfahnen erscheinen — als Barometer für die Stimmung der großen, meist indifferenten Masse, die aber trotz ihrer Passivität schwer in die Wagschale fällt und schließlich immer den Ausschlag giebt. Die Camphausen's sind daher dem Beobachter von unendlicher Wichtigkeit; sie werden, eben weil sie nie anderswo stehn, als auf Seiten der Majorität, zu Vorboten des herannahenden Sturmes, sobald sie dauernd zur Opposition übergehn. Aber sie beschwören den Orkan eben so wenig herauf, als sie im Stande sind, ihn zu beschwichtigen. Wenn die Reaktion sie heute für die Windsbraut des März, wenn die Staatsdemokratie sie für die des November verantwortlich macht, so ist das gerade so albern, als wenn man der Thurmfahne das Umspringen des Windes Schuld giebt. Will man also mit dem Ausdruck „Wetterfahnen" den historischen Beruf der Zweckmäßigkeitsmenschen andeuten, so haben wir nichts dagegen — nur darf in dem Worte auch nicht die leiseste Spur „sittlicher Entrüstung" liegen! Wenn man andrerseits Camphausen für einen „Ehrenmann" ausgiebt, so ist das ebenfalls nur in so weit richtig, als es auf dasselbe hinausläuft. Es heißt Nichts andres als: der „reine" Konstitutionelle, der die drei Gewalten aus allgemeinen Zweckmäßigkeitsgründen in's Leben rufen will, und nicht um damit zu spekuliren, weder als Banquier à la Hansemann, noch als Industrieller à la Harkort, noch als Diplomat à la Radowitz. Da nun aber die Theorie der drei Gewalten ein belebendes Prinzip erst von außen her erhalten kann, indem sie als Mittel zu einem bestimmten Zwecke benutzt wird, so folgt von selbst, daß der „Ehrenmann", der keine solche Nebenabsichten hat, sich drängen, stoßen und treiben lassen — daß er eben als „Ehrenmann" eine „Wetterfahne" sein muß.

Doch wenn wir dem „Staatsmann" Camphausen nicht bitteres Unrecht thun, wenn wir zur Erklärung seines häufigen Meinungswechsels nicht doch in letzter Instanz auf bloße Eitelkeit zurückkommen wollen; so gilt es vor allen Dingen, die Entstehung jener Abwägungstheorie bei ihm zu begreifen. Es ist wahr, unter allen Akteurs, die während der letzten zwei Jahre die politische Bühne betraten, hat gerade er sich vielleicht am gründlichsten ausquetschen und verbrauchen lassen; aber eben

so gewiß ist es, daß er in seiner Laufbahn als „praktischer Politiker" nur deshalb auf mehr Untiefen strandete, als Andre, weil er tiefer segelte, als sie. Weder der hartgesottne Pfiffikus, der am Ende auch ein „Abwäger" ist, blos daß er an seiner eignen Person, auf die er Alles bezieht, einen sicherern Maßstab hat für seine „Staatskünsteleien", als Camphausen, den die allgemeinen Zustände kümmern; noch der verbissne Doktrinair, der sich in sein System wie in einen Mantel der Tugend einhüllt, wenn die Geschichte das von ihm gestellte Programm nicht acceptirt; keiner von beiden hat ein Recht, verächtlich auf den Mann herabzusehn, der öfter strauchelte, weil er humaner und bildungsfähiger war, als sie. Er hat der Bildung zu viel, um je die Interessen der Menschheit zu ignoriren; zu wenig, um die vollständige Harmonie zu erfassen, in der sie von Natur stehen — zu viel, um die Entwicklung der Gesellschaft zu hofmeistern, wenn sie seinen vorgefaßten Ansichten widerspricht; zu wenig, um auf den Gedanken an eine Lenkung der Geschichte zu verzichten. Mit Einem Wort, Camphausen ist fähig, seine Irrthümer theil- und stückweise an der Erfahrung zu korrigiren, ohne je durch eine Verbessrung zu der Gewißheit zu gelangen, daß er nunmehr die Wahrheit gefunden. So gleicht er den Barbaren, die im Faustkampf immer da pariren, wo sie den letzten Schlag erhalten haben. Mit voller Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Maßregel, ordnet er Urwahlen an, und mit derselben redlichen Ueberzeugung nennt er die allgemeine Wahlfähigkeit ungerecht und unpolitisch, weil der tiefer liegende prinzipielle Grund ihm verschlossen bleibt, aus dem die Wahlen von 1848 ihr Ziel verfehlten. Nie ist er aufrichtiger, als bei solchen Korrekturen — und doch sind, begreiflich genug, gerade sie es, die ihm im Publikum den Vorwurf der „Apostasie" zuziehn, die auch dem gründlichen Beobachter seine ganze Thätigkeit als ein Gewebe von Unklarheiten und Halbheiten erscheinen lassen. Daß dann freilich persönliche Eitelkeit und seine Stellung im Leben ihn mit seinem „Abwägen" immer mehr nach rechts hin drängten, wollen wir keineswegs leugnen; das wichtigste für unsern Zweck jedoch ist jene Begriffsverwirrung des rechten Centrum's, das recht eigentlich durch Camphausen repräsentirt wird, und deren Folgen!

„Die Versöhnung mit dem Dasein im Staate — sagte Camphausen auf dem Vereinigten Landtag — finden wir in der Erkenntniß des Rechtes; . . . ich kann aber nicht der Meinung sein, daß dasselbe dadurch verdünnt oder verquickt werde, wenn es zugleich als eine innere Nothwendig-

keit dargestellt werden kann. Ich bin der Meinung, daß es dadurch nicht verdünnt und verquickt, sondern verstärkt und veredelt werde." Er hat also doch wenigstens eine Ahnung davon, daß eine Sammlung von Gesetzesparagraphen noch nicht Anfang und Ende des Rechtes ist; er hat eine Ahnung von einem Rechte, das mit uns geboren; aber es bleibt auch eben nur eine Ahnung. Denn es giebt für ihn auch ein Recht ohne innre Nothwendigkeit; er findet nur, daß es verstärkt wird, wenn man derselben auf die Spur kommen kann. Und allerdings, wo er diesen Zusammenhang entdeckt hat, da besitzt er Muth genug, um, fast allein unter all den Gesetzkrämern, die Papierfetzen fallen zu lassen und sich direkt an die letzten Gründe zu halten. So verdachte er es damals dem Landtagskommissarius durchaus nicht, „daß derselbe Gründe der Zweckmäßigkeit für das Patent vom 3. Februar geltend gemacht habe"; so gestand er der Regierung zu, daß sie ihr Spiel gewonnen habe, wenn sie nachzuweisen vermöge, „wie und weshalb die von ihr entworfne Verfassung, ohne alle Rücksicht auf die frühere Gesetzgebung, eine dem Wohle und der weitren Entwicklung des Staates vorzüglich entsprechende sei." Ja, er machte es sogar seinen Kollegen zum Vorwurf, daß sie krampfhaft an den Verheißungen von 1815 hingen, „statt die unabhängig von allen Gesetzen vorhandnen Lebensbedingungen der Staaten und Völker zu erfassen und geltend zu machen". . . . Jedermann wird gerne einräumen, daß eine solche Auffassung hoch über dem Vincke'schen Rechtsboden steht, für den die Geschichte nur in so weit gilt, als sie schwarz auf weiß zu lesen ist. Und doch ist in der Praxis der Mann unendlich viel schlimmer daran, der den orthodoxen Glauben an das Schriftgesetz aufgegeben, und ihm keine Prinzipien für sein Thun und Lassen zu substituiren weiß. Was hilft ihm denn sein ungeschriebnes Recht, sobald es ihn nicht zu dem Einen untheilbaren Grundsatze führt: unbeschränkte Freiheit des Erwerbens und Genießens? Es hat dann eben so wenig eine kulturhistorische Zeugungskraft, als der papierne Rechtsboden des Junkers; es kann, gleich diesem, nur todte Paragraphen an's Licht bringen, die um so eher der Vergessenheit anheimfallen, als sie nur an die Zweckmäßigkeit appelliren, während die des Westphalen sich an die Autorität der Vergangenheit zu lehnen versuchen! Was hilft Camphausen seine „innre Nothwendigkeit", sobald sie auf keinem Prinzip beruht, sondern auf „Abwägungen?" Sie kann ja dann im wirklichen Leben nur als eine Reihe von Zweckmäßigkeitsmaßregeln an's Licht treten, die mindestens gerade so äußerlich sind, als die Verträge

und Verheißungen, auf welche Vincke pocht! . . . Und wirklich, gleich am Schlusse des Landtags, wo es den ersten praktisch entscheidenden Schritt gilt, die Wahlen zu den Ausschüssen, sehen wir Vincke und Hansemann das richtige treffen, während Camphausen mit seiner „innren Nothwendigkeit“ sich zur Theilnahme an den Wahlen verleiten läßt — aus „Zweckmäßigkeitsgründen“, die er seinen Freunden in einem Briefe auseinandersetzt. Freilich mußte er als Mitglied der Ausschüsse dann bald erfahren, daß die Prinzipien mächtiger sind, als die Zweckmäßigkeiten; seine Thätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf Klagen, den Ausdruck der Impotenz, wie jene bekannte: „die Regierung habe die von den Ständen zur Versöhnung dargebotne Hand im Zorne zurückgewiesen.“

In volkswirthschaftlichen Angelegenheiten stoßen wir bei Camphausen auf dieselbe Unklarheit in der Theorie, und deshalb auf dieselbe Unsicherheit in der Praxis, wie in politischen Fragen. Schon als Kölner hat er eine Vorliebe zum Freihandel, und jene Vorliebe hat sich bei ihm von den rein örtlichen Interessen losgelöst. Sie hat sich, bis zu einem gewissen Grade, in Vertrauen zur selbstständigen Thätigkeit und Energie, der Individuen und freien Associationen, in Vertrauen zur Konkurrenz verwandelt. Er hat in der Handelskammer, trotz allen Geschreies der Furchtsamen, die Aufhebung des Kölner Zwangstapels durchgesetzt; er spricht sich in verschiednen Denkschriften für den Bau der Eisenbahnen durch Privatgesellschaften aus. Aber auch hier: nur keine Prinzipien! nur keine absoluten Wahrheiten! Er verwahrt sich ausdrücklich gegen den „Vorwurf, als wolle er ein System aufstellen“; er leugnet, „daß die Anhänger des Freihandels und des Schutzzolles sich wie zwei prinzipiell feindliche Heere gegenüberstehen.“ So kommt er natürlich nicht hinaus über das Hirngespinst vom „Widerstreite der Interessen“; die „nationale“, die „staatliche Wolfarth“ kann in Widerspruch gerathen mit den Interessen der Individuen, aus denen die Nation, der Staat zusammengesetzt ist. Sein auf keinem Grundsatze beruhendes Vertrauen zur Konkurrenz hilft ihm daher, wie in der Politik die Anerkennung der innren Nothwendigkeiten, nicht weiter, als zu „Abwägungen“ und „Ausgleichungen“ — mit Einem Wort, zu Zweckmäßigkeitsmaßregeln. Die Eisenbahnen bleiben doch, als Eigenthum der Nation, unter Oberaufsicht des Staates, der selbst die Tarifsätze bestimmt; ein Prämiensystem soll, damit Alle bei der „nationalen Industrie“ gleichmäßig Schaden erleiden, die Schutzzölle ersetzen, und direkte Unterstützung der Rhederei an die

Stelle der Differentialzölle treten. Und das verlangt derselbe Mann, der gleichzeitig ganz richtig erkennt, daß der Handel die Schifffarth hervorruft, nicht umgekehrt: wäre er nicht ein abgesagter Feind aller logischen Konsequenz, so müßte er aus jener Wahrheit unfehlbar den Schluß ziehen, daß jede künstliche Beförderung der Schifffahrt aus der Tasche der Gesammtheit, Nichts heißt, als Kommunismus treiben zu Gunsten der Rheder — da, selbst nach Camphausen's Ansicht, eine erzwungene Vermehrung der Schifffarth den Handel nicht heben kann. Aber in der Volkswirthschaft ist solche Prinzipienlosigkeit ungleich gefährlicher, als in der Politik, die heute zu Tage bereits ohnmächtig der sozialen Entwicklung der Menschheit zusehen muß, und nur dann nachhaltigeren Einfluß auf dieselbe zu üben vermag, wenn sie sich auf das Gebiet der Nationalökonomie begiebt. Und da verlief sich denn allerdings der „staatsmännische Zweckmäßigkeitsmensch" alsbald in sozialistische Phrasen, die blos aus dem Gefühle kamen und mit dem Verstande gar Nichts zu schaffen hatten. Die Begriffsverwirrung, die aus dem Mangel an Grundsätzen hervorgehen mußte, erreichte ihren Gipfelpunkt in jenem berühmten Satze, den Camphausen dem Vereinigten Landtage zurief: „Pauperismus, Proletariat, Communismus, Sozialismus, Organisation der Arbeit — das wird Niemand leugnen, daß auf dem tiefsten Grunde dieser wogenden Oberfläche eine Wahrheit liege, die Wahrheit nämlich, daß der Mensch, der lebt, auch das Recht habe, zu leben, und daß dieses Recht von der Gesellschaft in einem erweiterten Umfange anzuerkennen sei. Es ist der Beruf der Gesetzgebung unsrer Zeit, die Härten des Lebens anzuerkennen und zu mildern!!" . . . Erweiterter Umfang! Anerkennen und mildern! . . . So ist denn der Zweckmäßigkeitsmensch, der weder von Prinzipien, noch von einem Rechte ohne innere Nothwendigkeit etwas wissen will, so ist er denn glücklich dahin gelangt, daß er eben von jener papiernen Gesetzgebung Dinge fordert, die ihr der Rechtsbodenmann Vincke nie zumuthen wird! Was will er hinfort dem Volke antworten, wenn es demjenigen Gehör schenkt, der ihm verspricht, dies angebliche „Recht zu leben im erweitertsten Umfange anzuerkennen"?! Wahrhaftig, hier wird die Sache Ernst: über das „Abwägen" in der Politik mag man lachen, in der Volkswirthschaft aber kann es nicht derb genug abgetrumpft werden! Die Wahrheit, die Herr Camphausen ahnt, liegt für ihn allerdings „auf dem tiefsten Grunde" — so tief, daß er sie nicht mehr zu erkennen vermag. Wir wollen sie ihm heraufholen — vielleicht daß er dann klarer sieht. Sie lautet ganz einfach: „Wenn

staatsmännische Abwäger gesetzlichen Kommunismus durch den Zwangsstaat treiben und Einzelne auf Kosten der Massen leben lassen, so ist die unvermeidliche Folge, daß andre Abwäger auftauchen, die den Kommunismus des Zwangsstaates — wenn auch vergeblich — so einzurichten versuchen, daß die Masse auf Kosten Einzelner lebt." Die Geschichte theilt nun einmal nicht die Abneigung des Herrn Camphausen gegen Prinzipien und Konsequenzen; Beweis dafür sind die Julidynastie, die Arbeiterwerkstätten und die Junitage in Frankreich — eine eiserne Kette von Ursache und Wirkung! Kein andrer Ausweg aus dem Dilemma, als durch Anerkennung des einzigen Menschenrechtes, das es giebt: „unbeschränkte Freiheit des Erwerbens, wann, wie und wo Jeder will, und unbeschränkter Genuß des Erworbenen!" Aber wolgemerkt, volle Anerkennung, denn dies Recht hat keine Abstufungen, und von „erweitertem Umfange" ist bei ihm nicht die Rede!

Doch war es vielleicht gerade diese unklare Humanität, welche die Neigung des Volkes — so weit sich dies überhaupt um die Landtagsgrößen kümmerte — ihm zuwandte, so daß am 18. März im entscheidenden Augenblicke der Ruf nach Camphausen am lautesten auf dem Schloßplatz ertönte, und die Barrikadenhelden der folgenden Nacht ihn auf den Ministersitz hoben. So konnte der Altliberale, den die Massenbewegung, ohne deutliches Bewußtsein von ihrem Ziele, vorläufig als Symbol an ihre Spitze gestellt, jetzt seine Experimente mit der Revolution beginnen. An persönlichem Muthe fehlte es ihm nicht; wenigstens stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß er in den mannigfaltigen kritischen Augenblicken während der ersten Wochen — z. B. bei den Zügen von den Zelten — unter sämmtlichen Ministern die meiste Ruhe bewahrte und am seltensten den Kopf verlor. Indeß damals kam es zunächst auf jenes moralische Selbstvertrauen an, das nur aus festen Prinzipien geschöpft wird; es galt nicht abzuwägen, sondern dem dahinbrausenden Strome eine feste Richtung zu geben, und Camphausen war nicht im Stande, der Revolution das zu verleihen, was er selbst nie besessen — ein Prinzip. Der Grund ist einfach genug. Der Ministerpräsident fühlte zwar für die Menge, aber nur wie ein vornehmer sentimentaler Herr; ein Herz zu ihr hatte er nicht und konnte es als „Staatskünstler" nicht haben — sollte er sein Urtheil ohne Umschweife heraussagen, es würde ungefähr das Göthe'sche sein: „im Handeln ist die Masse respektabel, im Urtheilen miserabel." Schon in dem Aeußern des Mannes prägt sich die abgeschloßne, wenngleich humane, Vornehmheit des

Banquiers aus, die ihm auch im Umgange durchweg eigen ist. Eine ziemlich schlanke Gestalt mit gezwungner Haltung, der er vergeblich den Stempel der Nonchalance aufzudrücken bemüht ist; der vornüberhängende Kopf mit einer hohen, intelligenten Stirn; die sinnlich-genußsüchtige, und dabei doch feine Bildung des Mundes und der Augen. Alles das bezeichnet den gutartigen, denkenden, doch dem Leben des Volkes fern-stehenden Bourgeois, der gerne etwas für die Masse thäte, aber nicht dazu im Stande ist, weil er sich nicht auf sie selber stützen mag. Ja, so fremd ist er ihr, daß er sich nicht scheut, tiefeingreifende und wahrlich nur zu natürliche Empfindungen derselben, wie den Preußenhaß der Süddeutschen, nach der Kontrerevolution von 1849, als „Tageskrankheiten" zu bezeichnen — sobald sie in seinen Abwägungskram nicht passen! . . . Dadurch aber leitet man ein Volk nicht, daß man seinem Unglück heute einige Phrasen widmet, es morgen mit Vorsicht behandelt, wie eine blutgierige Bestie, und heute wie morgen über die instinktmäßigen Re-gungen des Volksgeistes „staatsmännisch" hinwegsieht. Weder der schmei-chelnde Demagoge, noch der hochnasige Politiker vermag irgend ein Element in die Massenbewegungen hineinzutragen; zum Lenker derselben, so weit sie überhaupt sich lenken lassen, ist nur der radikale Denker be-rufen. Auch in ihm pulsirt alles, was den sogenannten „Pöbel" bei dem Anfange einer Revolution in richtigem Takte treibt und drängt; aber da in ihm statt des bloßen Instinktes ein klares Bewußtsein lebt, so kann er wirklichen Einfluß üben, sobald die Bewegung selbst sich klärt — sonst wird er mit Ehren von ihr beseitigt. Ein Camp-hausen dagegen, der sich erhaben dünkt über die Masse, vermag eben deshalb gar Nichts; er blieb während seines Präsidiums, was er vor- und nachher gewesen ist und was alle „humanen Staatskünstler" in alle Ewigkeit sein werden — ein Stück unklarer Masse. Halt- und principlos schwankte er mit ihr hin und her zwischen Revolution und Kontrerevolution, zu sehr „Staatsmann", um die erste an der Spitze der Menge durchzuführen, zu „human", um die letzte mit Kartätschen in's Werk zu setzen!

Es ist unmöglich, sich ehrlicher über die Stellung des Kabinets-präsidenten auszusprechen, als er selbst es in der National-Versammlung nach dem Zeughaussturme gethan hat. „Als ich Minister wurde — sagte er — war das Land von wogenden Wellen bewegt. Um es zu beruhigen, standen mir zwei Wege offen. Entweder mußte ich alle Kon-sequenzen der eingetretenen Zustände ziehen; dann mußte das Gesammt-

ministerium als revolutionaire Regierung auftreten, um auf diese Weise das Volk andrerseits auch bereitwillig für kräftige Maßregeln zur Herstellung der Ruhe zu machen. Oder wir mußten mit den Mitteln des alten Systems fortzuregieren suchen, bis zum Zusammentritte der Nationalversammlung. Den ersten Weg wollte das Ministerium nicht einschlagen, der zweite allein war der des gesetzlichen Ueberganges. So mußten wir denn unsre Stärke in der Passivität suchen, um nicht in den Verdacht der Reaktion zu fallen!!" Kann man ein naiveres Bekenntniß ablegen, daß man eben nur ein Bleigewicht gewesen, welches sich von der Masse — gelegentlich auch von anders woher — nach Belieben hat hin- und herschleppen lassen? Der letzte Passus entschuldigt freilich Nichts, aber begreiflich macht er Alles, Alles! Einen Augenblick nur vergegenwärtige der Leser sich das Tohu Wabohu in den Maßregeln der ersten Tage; er wird dann bald mit sich darüber einig sein, daß auch der querköpfigste sogenannte „Prinzipienreiter" keine ärgere Verwirrung hätte anrichten können, als dieser Zweckmäßigkeitsmensch — daß auch der kriechendste Journalist nicht abhängiger sein kann von den Launen der Majorität, als dieser „Staatskünstler", der hoch über der Masse zu stehen glaubt. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß der Ministerpräsident seinen ursprünglichen Verfassungsentwurf in Potsdam annulliren ließ; daß ihm während seines ganzen Präsidiums das Departement des Auswärtigen verschlossen war, behaupteten damals ebenfalls die meisten Zeitungen, ohne eine Widerlegung zu erfahren. So wog Herr Camphausen nach oben hin ab. Nach unten hin glaubte er seine Schuldigkeit erfüllt zu haben, wenn er unausgesetzt versicherte, er habe keinen Grund, feindselige Absichten Rußland's zu vermuthen — wenn er bei dem Waldeck-Wachsmuth'schen Antrage auf Einsetzung einer Verfassungskommission, möglichst gleichgültig blieb und wenig Theilnahme für das Schicksal des Konstitutionsentwurfes verrieth, zu dem er doch seinen Namen hergegeben! Nach oben hin hatte er nichts einzuwenden gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen; aber nach unten hin hatte er nicht die Energie zu der einfachen Frage, kraft welchen Rechtes man denn dem eventuellen Thronfolger den Boden des Vaterlandes verbieten wolle! Lieber unterzeichnete er jenes famose Aktenstück, das die Lachlust des Publikums beinahe noch mehr reizte als den Zorn, das den Prinzen in Belgien und England den Konstitutionalismus studiren ließ und der Revolution schmeichelte, während es der offenkundigen Geschichte in's Gesicht schlug! Dann der Versuch, die Person des Königs

dem revolutionairen Strome zu entreißen, indem Camphausen das Kabinet für konstitutionell-verantwortlich erklärte! ein Versuch der freilich zum Hohne gegen die Revolution umschlug, weil nicht augenblicklich ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit oktroyirt ward, und so zu keinem weiteren Resultate führte, als daß er das Treiben der Kontrerevolution in einen sichren unangreifbaren Hintergrund stellte, da nun eigentlich Niemand verantwortlich war. Und Camphausen blieb ganz derselbe, auch nach dem Zusammentritte der Nationalversammlung. „Wir haben hier wahrlich keine Muße, um Prinzipien zu diskutiren!" ruft ihr der Zweckmäßigkeitsmensch zu, bei Gelegenheit des Berends'schen Antrages auf Anerkennung der Revolution. Als ob eine Versammlung, der die Märztage zwar den Weg zur Macht eröffnet, aber noch nicht diese selbst in die Hand gegeben, als ob sie sich die faktische Anerkennung ihrer Bedeutung auf andre Weise erringen konnte, als durch einen principiellen Sieg! Ueberdies handelte es sich hier gar nicht um einen solchen, sondern nur um Aufstellung eines Fetisch, mit dem die Linke so wenig etwas anzufangen wußte, wie das Ministerium. Hansemann urtheilte in diesem Punkte wieder viel richtiger, als Camphausen; er scheute sich nicht, dem Götzen seine Huldigung darzubringen und dachte im Stillen von der Revolution, wie die Römer von Vitellius: sit diva, dum non sit viva!

So wog Camphausen ab, in naiver Harmlosigkeit und herzlich mit sich selbst zufrieden, daß auch die „praktische Staatsweisheit" ihn nicht zum „Principienreiter" gemacht. Als er aber so weit abgewogen, daß der Bürger selbst zum Polizisten werden sollte, als die Basis des Konstablerthums gelegt und die Landwehr einberufen war; da war er, wenigstens für Berlin, überflüssig geworden und ward bei Seite geschoben, ward in das imaginaire „einige Deutschland" verwiesen, wo die „deutsche Zeitung" ihn mit Jubel begrüßte als einen „reinen Mann, den selbst in dem Hexenkessel von Berlin Niemand mit Schmutz zu bewerfen gewagt". Er hatte zu guterletzt noch der Griesheim'schen Darstellung des Zeughaussturmes den Deckmantel seiner Autorität geliehen — was sollte er weiter? . . . Camphausen ward durch keinen Antrag gestürzt, durch keinen Krawall; man war in Potsdam ganz natürlich der „Passivität", des „Abwägens", wodurch der Ministerpräsident sich verbraucht, überdrüssig geworden, und glaubte mit Recht, die Zeit zu Thaten, wenigstens zu vorbereitenden, sei gekommen. Sollte das „Ministerium der That" auch nur zum Deckmantel dienen, sollte es auch, trotz

Auerswald's flehentlicher Bitten um diese Gunst, der Ehre, die Kontrerevolution auszuführen, noch nicht theilhaftig werden; so bedurfte man doch neuer und weniger „humaner" Größen, um sich unter ihrem Schutze für die Novembertage zu rüsten!

Von jetzt ab vertrat Camphausen Preußen bei der provisorischen Centralgewalt, ohne je Einen Finger breit von seiner Zweckmäßigkeitsmaxime abzuweichen. Daß ihn diese, bei dem schnellen Umschlage der allgemeinen Stimmung weiter und weiter nach rechts hin drängen mußte, versteht sich von selbst, ohne daß man Verrätherei seinerseits als Erklärungsgrund zu Hilfe zu nehmen braucht. Natürlich wird uns Niemand zumuthen, den Notenschwall durchzugehn, in dem er sich in Frankfurt zur Wiedergeburt und zur Ehrenrettung Deutschland's erging; er fuhr fort „abzuwägen" — selbst bei der Frage, deren Lösung offenbar über das Schicksal der revolutionairen nicht nur, sondern auch der nationalen Bewegung entscheiden mußte, bei dem Malmöer Waffenstillstande. Er unterzog sich, in einem Schreiben an den Reichsminister Heckscher, der schwierigen Aufgabe, nachzuweisen, daß Preußen bei dem Abschlusse des Waffenstillstands nicht auf eigne Faust gehandelt habe, und nicht über die ihm von dem Reichsverweser ertheilte Vollmacht hinausgegangen sei. Der „reine Mann" gab sich aus „Zweckmäßigkeitsgründen" zu Sophismen her, nach denen weder in der siebenmonatlichen Dauer des Waffenstillstandes, noch in der Aufhebung aller von der provisorischen Regierung der Herzogthümer erlassnen Gesetze eine Ueberschreitung jener Vollmachten liegen sollte. Ja, er ging weiter; er nahm zu dem Vorwurfe der Sophistik auch noch den der Lächerlichkeit auf sich. Indem er nämlich das preußische Kabinet gegen jede Anklage partikularistischer oder kontrerevolutionairer Absichten zu rechtfertigen versuchte, schloß er jenen Brief, in dem er zugestehen mußte, daß in dem betreffenden Aktenstücke der Centralgewalt mit keiner Silbe gedacht, sondern immer nur vom „deutschen Bunde" die Rede sei, mit den Worten: „Im Allgemeinen mag die Aufmerksamkeit, welche das Ausland in verschiedenartiger Form der Centralgewalt und der Nationalversammlung widmet, als das Zeichen willkommen sein, daß in der Fremde der Glaube wächst, es werde dieses Mal dem deutschen Volke die Einigung gelingen"!! ... Aufmerksamkeit in verschiedenartiger Form! ... Die Dänemark's bestand darin, daß es in dem Waffenstillstandsvertrage nicht einmal das Wort „Centralgewalt" duldete ... Man sieht, der „Zweckmäßigkeitsmensch" sinkt in seiner Verzweiflung, wenn es gilt, Hoffnungen auszuwittern und sich an Strohhalmen zu halten, bis zum Gothaismus herab! Und doch glaubte Camphausen sicherlich in aller Ehrlichkeit, zur Einigung Deutsch-

land's mit beigetragen zu haben, als die Nationalversammlung ihren ersten Beschluß zurücknahm und die Malmöer Konvention bestätigte. Allein, nach vielen abwägenden Noten, hatte der „Staatskünstler" sich in Frankfurt verbraucht, wie früher in Berlin; es kam die Zeit, wo außer dem Auslande, nun auch die Regierungen des Inlandes, und zwar in ganz gleichmäßiger Form, dem Parlamente ihre Aufmerksamkeit widmeten! Die Resultate sind bekannt: Abberufung der Deputirten und Sprengung des Stuttgarter Rumpfes — der Reichsverweser wanderte in's Gebirg und Camphausen in die erste Kammer nach Berlin!

Bisher, als Ministerpräsident, selbst noch als preußischer Bevollmächtigter, war Camphausen in seiner Haltlosigkeit gewissermaßen der natürliche Vertreter einer unklaren Revolution gewesen, die ihn, zwar aus Verlegenheit mehr, als mit Bewußtsein, doch in richtigem Instinkte zu ihrem Repräsentanten genommen, weil sie in ihm den personificirten Ausdruck ihrer eignen innern Principienlosigkeit fand. War es gleich kein angenehmer Anblick, ihn ohne Steuer auf den durcheinander brausenden Wogen umhertreiben zu sehn, so konnte man der ganzen Erscheinung doch ihre historische Berechtigung nicht absprechen. Allein seit den Novembertagen, seit der Auflösung der zweiten Kammer, seit der Gegenrevolution im südlichen Deutschland, seit dem Umsturze des preußischen Wahlgesetzes, hatte jene unklare Masse sich wesentlich verändert. Sie hatte angefangen, in ihren nebelhaften Hoffnungen und Befürchtungen aufzuräumen; an der Hand der Geschichte machte sie, wenigstens im Nordosten, täglich Fortschritte in der Selbstkritik. Aus dem wogenden Chaos entwickelten sich principielle Parteien, welche sich allmälig klärten und die prinziplosen Elemente ausschieden, die sie bisher an ihrer Spitze geduldet. Wenn ein Camphausen nun aber, nach der Wiedereinberufung der preußischen Kammern, nicht merkte, daß seine Zeit vorüber sei; wenn er, von allen möglichen Winden an den Strand geworfen, sich noch immer nicht entschließen konnte, den Göttern eine Votivtafel für die glückliche Rettung zu weihen und in sein Komptoir zurückzukehren; wenn er auch fernerhin fortwährend schüchterne Versuche machte, trotz der Brandung, die ihn von allen Seiten zurückstieß, wieder die hohe See zu gewinnen, um sich, wie früher, auf ihrer Oberfläche schaukeln zu lassen; wenn er, sich selbst mit der Folie verwechselnd, die ihm allein zu Bedeutung verholfen, sich nach wie vor zum Retter des Vaterlandes berufen glaubte: so vermögen wir in solchem Treiben allerdings blos eine Mischung von Eitelkeit und Verstandesschwäche zu erkennen, die, bei aller Ehrlichkeit, denn doch kaum mehr auf Mitleid Anspruch hat. Wenn wir daher bei dem Senator Camphausen

noch mit einigen Worten verweilen, so geschieht es nur, um ein getreues Bild von dem Ende eines konstitutionellen Zweckmäßigkeitsmenschen aufzustellen!

Schon das schlaffe Gesicht und die gebrochne Gestalt verriethen, daß er völlig verbraucht war; dazu kam, daß er, um seine Vermittlungsrolle auch äußerlich bemerklich zu machen, seinen Sitz auf der äußersten Rechten nahm, obwol er fast immer mit der Linken stimmte. Daß er ganz der Alte geblieben war und gar nichts aus dem verflossnen Jahre gelernt hatte, zeigte er alsbald durch seinen bekannten Antrag in der deutschen Sache. Sein Bestreben war aus „Zweckmäßigkeitsgründen" jetzt vor allen Dingen darauf gerichtet, die Dreikönigsverfassung gegen fernere Eingriffe der Einzelregierungen — sei es durch Abfall vom Bunde, sei es durch decentralisirende Modifikationen in den Rechten des Reichsoberhauptes — zu sichern. Die Sache hatte um so größere Eile, da Camphausen, der der Reaktion denn doch ziemlich tief in die Karten gesehen haben mußte, trotz aller Hoffnungsgelüste, sich des Mißtrauens nicht mehr erwehren konnte, daß die Kontrerevolution noch weit über die Maikonstitution, wol gar bis zur heiligen Allianz, gehen wolle. Wie nun fing er es an, dieses Mißtrauen in Worte zu kleiden? ... Er schlug aus „Zweckmäßigkeitsgründen" ein Vertrauensvotum für das Ministerium vor, aus dem sich allenfalls auch eine leise Spur von Mißtrauen herauslesen ließ, ja, in dem ein mit einer konstitutionellen Brille bewaffnetes Auge sogar das entdecken konnte, worauf es eigentlich ankam: die Verpflichtung des Kabinets zur Durchführung des Dreikönigsentwurfes. Die unendliche Schlauheit des ganzen Manoeuvre's ist zu bezeichnend, als daß wir dem Leser die Mühe ersparen könnten, es einen Augenblick unter dem Mikroskop zu betrachten. Die preußische Verfassung vom 5. December verlieh dem Könige bekanntlich die Befugniß, Abänderungen daran vorzunehmen, falls die für Deutschland festzustellende Konstitution, des Einklanges wegen, dieselben nothwendig mache; die Kammern sollten dann darüber entscheiden, ob diese Uebereinstimmung wirklich hergestellt sei. Camphausen beantragte, zu erklären, daß hier diejenige deutsche Konstitution zu verstehn sei, „welche aus den Berathungen des verheißnen Reichstages und aus den Verhandlungen desselben mit den deutschen Regierungen hervorgehn werde." Besieht man sich diesen Antrag durch eine scharfe Lupe, so entdeckt man auf den ersten Blick nur ein Vertrauensvotum darin, in so fern er, noch vor dem Beginn der Verfassungsrevision, zu allererst denjenigen Paragraphen sanktionirt, der den Ministern das Recht zu Abänderungen eben dieser Verfassung giebt. Sehn wir schärfer hin, so bemerken wir freilich auch einen Anflug von

Mißtrauen; denn da es sich wol von selbst verstand, daß jener Paragraph, nach dem Untergang des Parlaments, auf den Dreikönigsentwurf zu beziehn sei, so war die Verklausulirung eigentlich überflüssig. Nehmen wir endlich ein besser geschliffnes Glas zur Hand, so gewahren wir ganz im Hintergrund, aber nur leicht hingehaucht, auch das Pünktchen, um das es sich eigentlich handelte — die Sicherung der Reichsverfassung. Sie wurde ja nämlich auf diese Weise in die oktroyirte und vorläufig anerkannte preußische Konstitution eingeschmuggelt, wenigstens wurde sie darin erwähnt; und mehr Sicherheit kann doch kein billig denkender Mensch für eine Reichsverfassung verlangen! Wir wissen in der That nicht, ob die Augen all' unsrer Leser bei dieser Untersuchung ausgereicht haben, allein wir können unmöglich deutlicher sein! Vergessen war bei dem konstitutionellen Kunststück nur das Eine: das preußische Kabinet hatte noch immer die sehr einfache Ausflucht, gar keine Verfassung aus den Verhandlungen des Reichstags mit den Regierungen hervorgehn zu lassen. Der Antrag, wenn er zum Beschluß erhoben wurde, ward dadurch nicht verletzt, und Camphausen befand sich dann mit seinem trefflichen Dekret in der Lage eines Mannes, der wunderschöne Zähne, leider aber Nichts zu beißen hat! Manteuffel machte es denn auch ziemlich so, als er sah, daß die Annahme des Vorschlags nicht zu hindern war: er acceptirte das Vertrauensvotum mit bestem Dank, und behielt sich im übrigen freie Hand vor, da er es nicht für gut fand, mit der Brille nach den tiefer liegenden Motiven Camphausen's zu forschen. Wer aber war froher, als dieser, da er ein bejahendes Votum der Kammer, mit nur 9 verneinenden Stimmen erlangte!

Allein . . . jene 9 Stimmen, über deren geringe Zahl die konstitutionellen Blätter im August so höhnisch jubelten, sie hatten den Vortheil für sich, ein Prinzip zu besitzen — ein Prinzip, das zwar dem Radikalismus nicht gewachsen ist, aber immerhin ausreicht, um den Konstitutionalismus aus dem Felde zu schlagen. Herr Camphausen selbst wird sich heute nicht mehr verhehlen können, daß sie bald die ganze rechte Seite des Hauses als kompakte Masse um ihre Fahne sammelten, und bei der Revision der Verfassung in allen wichtigen Punkten entweder ihren Willen durchsetzten, oder, wie bei den Fideikommissen, die Frage wenigstens offen erhielten, indem sie die Gesetze, welche die allgemein gehaltnen Bestimmungen der Konstitution ausführen sollten, auf spätere günstigere Tage verwiesen. Das Faktum wenigstens wird er eingesehn haben, wenn er den eigentlichen Grund der erlittnen Niederlage auch nicht begreift. Er sucht denselben auch heute noch in Hofgunst, in Kabalen, und ahnt so wenig wie jemals, daß

eine kleine Schaar, die sich auch nur zu einer Art von Prinzip bekennt, allemal gewonnen Spiel hat gegen einen Haufen von Vermittlungs- und Zweckmäßigkeitsmenschen. Anfangs zwar glaubte er leicht fertig zu werden mit Gerlach's Witzen und Stahl's Logik; er war der stehende Vorkämpfer der Linken in den Plänkeleien mit den christlichen Germanen. Allmälig aber legte sich die Streitlust; der erkünstelte Humor, mit dem er Gerlach beizukommen versucht, schwand aus seinen Reden, und es blieb nur noch eine unangenehme Erbittrung zurück, die sich in ohnmächtigen Drohungen erschöpfte! „Der Herr Abgeordnete für Schievelbein wird seiner Zeit schon erfahren, was der Eid auf die Verfassung zu bedeuten hat!" ruft er Gerlach zu, als dieser erklärt, er verstehe darunter die Beschwörung des gesammten geltenden Rechtes. Solche Worte in solchem Munde! Durch einen Camphausen wird Gerlach es doch sicher nicht erfahren; da wäre es eher noch möglich, daß jener durch diesen erführe, was eine Konstitution zu bedeuten hat. Der Aerger Camphausen's war freilich verzeihlich genug; all' seine Zänkereien mit Stahl und Gerlach waren zum Vortheil der letzteren ausgeschlagen. Wenn er das Steuerverweigerungsrecht vertheidigte und pathetisch schloß: „Wollen Sie im äußersten Falle lieber die gesetzmäßige Steuerverweigerung oder den rohen Appell an die Faust?" — so erwiderte ihm Stahl: „den letzteren; lieber die offenkundige Rebellion, als die gleißnerische, die sich in loyale Formen kleidet!" Wir möchten gerne wissen, worin der Unterschied liegt zwischen Steuerverweigerung und Appell an die Faust — vorausgesetzt nämlich, daß Regierung und Parlament nicht aus nachgiebigen Zweckmäßigkeitsmenschen bestehen! . . . Wenn Gerlach der Kammer auseinandersetzte, wie sie gar nicht ermächtigt sei, alte unzweifelhafte Rechte, z. B. das Oberkommando des Königs über die Truppen, in einer Weise zu paragraphiren, als wären jene Rechte erst jetzt geschaffen; wenn er den Vermittlungsmännern sagte: „So könnten Sie sprechen, wenn Sie eine Revolution gemacht hätten!" — so bildete sich Camphausen allen Ernstes ein, ihn widerlegt zu haben, wenn er erzählte, daß gerade dieser Punkt eine große Rolle in der englischen Revolution gespielt. Stolz, wie nach einem glänzenden Siege, verließ er die Tribüne; der Händedruck, den ihm Gerlach lächelnd am Fuß derselben unter allgemeiner Heiterkeit abzwang, machte ihn denn freilich wieder irre in seinem Triumph. Ja, er mußte den Schmerz erleben, daß Gerlach ihm undeutsche Gesinnung vorwarf. Während nämlich Camphausen den Dreikönigsbund als den letzten Versuch ansah, den Preußen mit Deutschland mache, verlangte Gerlach, daß Preußen, im Bunde mit Oestreich, niemals seine Hand von Deutschland

abzöge! ... Und endlich, so vollständig der Wechsel seiner Ansichten binnen Jahresfrist auch durch seine Prinzipienlosigkeit motivirt wird, widerlich war doch der Eifer, die Ostentation, mit der er seine veränderte Meinung zur Schau trug, mit der er z. B. nachzuweisen versuchte, wie er eigentlich immer gegen Urwahlen gewesen sei! Derselbe Mann, der das allgemeine Wahlrecht sanktionirt, der im April 1848 der Breslauer Deputation nur entgegnet hatte, daß die direkten Wahlen zur Republik führten — derselbe Mann verkündete jetzt mit der unerschütterlichsten Sicherheit von der Tribüne den Urtheilsspruch: „Es steht außer allem Zweifel, daß das allgemeine Wahlrecht sich weiter von der vollständigen Gleichheit entfernt, als die nunmehr angeordneten Klassenwahlen. Die allgemeine und gleiche Wahlfähigkeit ist nicht nur ein Unrecht, sie ist auch mit der Monarchie, namentlich mit einer industrie- und volkreichen Monarchie nicht vereinbar!!"

Ein zweiter Daniel! o weiser, edler Richter!
Um wie viel älter bist du, als du scheinst!

Sollen wir noch erinnern an den Schluß des Verfassungsdrama's? wie Camphausen noch nach der Januarbotschaft den „Vermittler" spielen wollte? wie er, nachdem er gar Nichts vermittelt, aus „Zweckmäßigkeitsgründen" dringend rieth, sich der Krone zu fügen?! ... Wir vermögen den Eindruck dieser Scene im Publikum nicht kürzer, schlagender zu schildern, als er selbst es in den naiven Worten that: „In welchem Maße haben in den beiden letzten Jahren die Ueberzeugungen gewankt, geschwankt und gewechselt!"

Die „Zweckmäßigkeitsmaßregeln" haben uns glücklich in Preußen bis zum oktroyirten Preßgesetz, in der deutschen Frage dahin gebracht, daß Herr v. Radowitz die „Edlen" ersucht, ihm die „schöne Idee der Union" nicht durch ihre Einmischung zu verderben!

---

## VII.

# Simson.

„Er lebte im Jahre 1848 und war ein Sohn des deutschen Vaterlandes!“ ... Diese Worte einst auf seinem Grabstein zu lesen, erklärte der Ministerpräsident v. Auerswald für das Ziel seiner Wünsche, indem er die Mitglieder der Berliner Nationalversammlung gleichzeitig aufforderte, sich so zu benehmen, daß auch ihnen ein solches Epitaph zu Theil werden könne. Jene Herzensergießung bildete den Schluß der Rede, in welcher der hoffnungsvolle „Sohn des deutschen Vaterlandes“ das preußische Kabinet gegen alle Konsequenzen verwahrte, welche in Zukunft daraus gezogen werden könnten, daß die Wahl des Reichsverwesers ohne Mitwirkung der Regierungen stattgefunden habe. Rodbertus legte damals, um jener Erklärung willen, sein Portefeuille nieder; Auerswald aber, als getreuer „Sohn“ opferte lieber alles andre, ehe er das Vaterland im Stich ließ. Er diente ihm weiter in Berlin, in Brandenburg, in Erfurt, in Königsberg, und sollte er je aufhören, ihm zu dienen, so trägt sicherlich nicht er die Schuld, sondern das Vaterland, das, um ihn loszuwerden, ihm den Stuhl mit sehr derben Worten vor die Thüre setzen müßte ... Auerswald's Gebet ist erhört. Das „deutsche Vaterland“ hat seine „Söhne“ gefunden im Jahre 1848 — „Söhne“ in so unendlicher Zahl, daß es sich vor ihren Liebesdiensten eben so wenig zu retten weiß, wie der in der Hauptstadt ankommende Fremdling vor denen der Droschkenkutscher — „Söhne“, deren ungestüme Liebkosungen den ruhigen Zuschauer mitunter auf den Gedanken bringen müssen, es sei auf den Tod besagten „Vaterlandes“ und schleunigen Antritt der Erbschaft abgesehn. Mit Uriel Akosta seufzt das „deutsche Vaterland“: „Ja, stark in meinem Volk ist die Familie — der Gothaer!“ Sie sind die Unvermeidlichen; sie sind nicht abzuschütteln, wenn sie sich

einmal eingenistet, nicht zu beseitigen! denn sie haben für sich — die Macht der langen Weile und, um es höflich mit den Worten des Dichters auszudrücken, „dreifach Erz um die Stirne.“ ... Zwei Jahre ist es jetzt her, daß Germania ihren Söhnen zu entgehn sucht, wie Penelope ihren lästigen Freiern: aus reiner Verzweiflung wirft sie sich bald den Rothen, bald der Militairdespotie in die Arme! — Alles umsonst! Selbst wenn sie unter dem Schutz der Bajonette sich sicher wähnt — die Gothaer drängen sich wenigstens als Kuppler ein! Vergebens die Flucht, vergebens der Schreckensruf der Armen: „mir graut vor Euch!“ Wenn sie nach langem Lauf athemlos stille hält und sich gerettet glaubt ... siehe, da steht schon wieder ein Gothaer — das stereotype Lächeln auf dem Gesicht, das Knie gebeugt: „den letzten Tropfen meines Herzblutes für Dich, du theures Vaterland, wenn es wirklich so weit kommen sollte! vorläufig behalte ich meine Stelle, um im Augenblick der Noth zur Hand zu sein!“

Ja, unsterblich sind sie, in Krieg und Frieden, gleich Xerxes' berühmter Schaar! Sie stehn und fallen mit jedem Ereigniß, wie jene kleinen Becher, welche die Inschrift führen:

Trink mich aus und leg' mich nieder,
Steh' ich auf, so füll' mich wieder —

nur daß die Füllung bei ihnen nicht in Wein besteht, sondern in stenographischen Berichten. Ist eine Revolution gelungen, so erkennen sie die Volkssouverainität „bis zu einem gewissen Grade“ an — ist sie mißglückt, so sieht ihr „deutsches Herz“ in den „braven Truppen“ die „wahren Repräsentanten des Volks“. Ist eine Verfassung fertig, sie müssen sie zuerst unterzeichnen; ist sie umgeworfen, sie müssen beweisen, daß die neue eigentlich besser sei als die alte. Kurz — was das Vaterland auch anfangen mag: die Gothaer mengen sich gewiß hinein aus bloßer kindlicher Liebe — werft sie zur Thür hinaus; im Augenblick sind sie wieder zum Fenster hineingestiegen! ... Ernstlich fallen können sie gar nicht, da sie durchaus ohne alle Schwere sind; wie ein Blättchen Papier, weht der leiseste Lufthauch sie mit sich fort und setzt sie schließlich sanft auf die Erde. Keine von den Krisen, die orkanartig hereingebrochen sind über Deutschland, vermag sie auszureißen, weil sie eben nirgend wurzeln; der furchtbarste Sturm kann ihnen Nichts weiter anhaben, als daß er sie ein gut Stück nach rechts oder links hinrollt; ist die Windsbraut vorüber, so richten sie sich unversehrt auf der Stelle empor, wo sie hingekullert sind. Sie fußen auf keinem Princip, in keiner Doktrin, auf

keiner Maxime — sie sind nur die „Segler der Lüfte", die Marken, die am politischen Barometer auf's genauste bezeichnen, bis zu welchem Punkte das Quecksilber gestiegen oder gefallen. Sie fragen nach Zweckmäßigkeiten so wenig wie nach Systemen; sie wollen ja nicht handeln, sondern nur repräsentiren. Sie sind gewissermaßen die stillvergnügten, ewig geschäftigen Ceremonienmeister der Geschichte — sie dekoriren den Saal, stellen die Tische und Stühle zurecht, und nicken nun freundlich zu Allem, was geschieht, da sie es im Grunde als ihrer Hände Werk betrachten.

Simson insbesondre aber ist der „reine" Gothaer, der „reine" Repräsentationsmann, da bei ihm durchaus alle und jede Neben-eigenschaften fortfallen. Seine Kollegen sind meistens außerdem noch etwas andres, entweder Altadliche, oder durch Gelehrsamkeit berühmte Größen — Simson allein hat sich vor allen fremden Elementen glücklich zu bewahren gewußt; er ist seit seinen Studentenjahren bis zum Präsidium in Erfurt nur auf's Repräsentiren gerichtet gewesen und hat nur diesem Einen Zweck gelebt! Allerdings sind durch den weitern Verlauf der Revolution, als die Parteien sich principiell zu sichten und zu klären begannen, alle diejenigen, die keinem Princip folgten, als eine Art caput mortuum des historischen Entwicklungsprozesses zurückgeblieben. Konstitutionelle, Zweckmäßigkeits- und Repräsentationsmenschen sind zu einer unförmlichen Schlackenmasse zusammengeschmolzen, die im Centrum liegt, und deren einzelne Bestandtheile häufig gar nicht mehr unterschieden werden. Demungeachtet ist ihre Prinzipienlosigkeit und die daraus folgende Impotenz das Einzige, was sie mit einander gemein haben. Der Konstitutionelle hat das „Abwägen" in ein bestimmtes System gebracht und glaubt daher, ein Princip zu besitzen; ihm ist es nicht mehr um das „Ausgleichen" an und für sich zu thun, sondern um die Durchführung seiner speciellen Doktrin. Der Zweckmäßigkeitsmensch ist stolz darauf, daß er weder Principien noch Systemen huldigt; er ist der Meinung, daß sich unter allen Umständen nur durch Kompromisse etwas erreichen lasse, und daß in jedem Augenblick neue „staatsmännische Vermittlungen" vorgenommen werden müßten, wenn die allgemeine Wolfart nicht ernstlich gefährdet sein und die Welt nicht aus den Fugen gehn solle. Der Repräsentationsmensch endlich glaubt weder das Eine, noch das Andre — er glaubt überhaupt an gar Nichts, als an seine Unentbehrlichkeit. Wenn trotzdem auch er fortwährend ruft: „wir müssen gründlich vermitteln!"

so ist das nur ein instinktmäßiger Nothschrei, den ihm die Besorgniß auspreßt, sich selbst beseitigt zu sehn, sobald es zum Handeln kommt. Im Grunde liegt ihm an der „Vermittlung" so wenig, wie an allem übrigen, mit Ausnahme der Rolle, die er spielt. Er will nur Zustände haben, die es ihm möglich machen, in jedes wichtige Ereigniß seinen Namen einzuschmuggeln, und mit allen hohen Herrschaften bekannt zu werden — beständen diese Bekanntschaften auch blos, wie die des Friedensrichter Schaal mit Sir John Gaunt, in einer derben Aufforderung, sich aus dem Wege zu packen!

Wo aber fände sich dieser charakteristische Zug in größrer Lauterkeit, als eben bei Simson?

Simson kommt bald nach der Novemberkrisis in Potsdam an, um, Namens der Frankfurter, dasselbe Stück aufzuführen, wie Welcker einen Monat früher in Olmütz. In einer Audienz bei dem Ministerpräsidenten haspelt er die alten Phrasen ab: „weder Reaktion, noch Anarchie!" u. s. w. Brandenburg ist augenscheinlich ganz einverstanden, wenn Preußen auch des Beistandes der Paulskirche gegen die Anarchie gerade nicht mehr bedarf. Ja, der Graf hört geduldig zu, als der Professor ihm auseinandersetzt, das gegenwärtige Kabinet könne nur ein Uebergangskabinet sein, und auf keinen Fall dürfe eine Verfassung oktroyirt werden, weil das juste-milieu dadurch gefährdet und die Reaktion gekräftigt würde. Brandenburg nickt beifällig; der Staatsstreich ist also offenbar nicht im Interesse der Krone, sondern nur in dem der Simson's, der Gagern's, der Auerswald's unternommen! Freilich findet Simson fünf Minuten später zu Hause den Staatsanzeiger mit der Decemberkonstitution; freilich rechtfertigt Manteuffel dies Benehmen in der Kammer damit, daß es nicht die Gewohnheit der preußischen Regierung sei, aus der Schule zu plaudern; was thut's? Simson hat doch eine Audienz gehabt und ist „mit dabeigewesen" bei den Begebenheiten jener Tage! . . . Er präsidirt weiter in Frankfurt, pilgert mit der Kaiserkrone gen Berlin und — hat neue Audienzen, Diners, Soupers bei Fürsten, Prinzen und Ministern. Ruft Brandenburg auch sein dreifaches „niemals"! motivirt er dies „niemals"! auch mit harten Worten, welche das Hereinbrechen der Anarchie als Folge einer etwaigen Annahme der Frankfurter Botschaft bezeichnen: was schadt's? Simson's Name ist doch jetzt unzertrennlich verknüpft mit jener welthistorischen Wallfahrt! . . . Simson fällt mit der von ihm unterzeichneten Reichsverfassung, aber nur um in Gotha gleich wieder aufzustehn und dem Dreikönigsentwurf seinen

Beifall zu schenken. So weit soll die Reaktion doch wahrhaftig nicht gehn, daß sie irgend etwas ohne den Simson zu Stande brächte!... Darauf wird er preußischer Verfassungsrevisor in der zweiten Kammer, und hat hier sogar das Glück, wieder einmal links sein zu können. Gefahr war dabei nicht; denn alle seine schönen Reden führten bekanntlich zu keiner „Vermittlung", und selbst die Januarpropositionen wurden acceptirt. Was kümmerte das Alles unsern Simson? Hatte er doch gesprochen, war er doch sogar von Manteuffel „sein ehrenwerther Freund" genannt worden!... Endlich hatten wir glücklich eine Verfassung, und Simson, trotz seiner Opposition, eine Einladung zum Beschwörungsdiner. Welche Gedanken mußten das Haupt Friedrich Wilhelm IV. durchkreuzen, als er in diesem Augenblick den Vertreter der Partei vor sich stehn sah, die vor anderthalb Jahren noch in aller Herren Länder umherreiste, um sich die Gunst zu erbetteln, daß man ihre Hilfe gegen die Anarchie annähme! Wahrscheinlich glaubte der geistreiche Fürst, daß der arme Schächer die schneidende Ironie der Situation, gleich ihm selber fühle, und sprach ihm deshalb freundlich Muth zu: er solle den Kopf nur hübsch oben behalten! Weit gefehlt! Sicher ist sich Simson nie wichtiger vorgekommen, als damals, wo er als Assistent bei der endlichen Geburt der Verfassung „mit dabei war". Ein Dahlmann, ein Camphausen mochten in jenem Moment wol noch Besorgnissen zugänglich sein, aber nur nicht ein Simson!... Wie ein verschämtes Mädchen, oder wie ein Mann, der nicht gern blenden will durch den Glanz seiner Berühmtheit, bat er in Erfurt, doch nicht so oft auf jene vertraulichen Worte aus Allerhöchstem Munde anzuspielen; der wirkliche Sinn derselben schien ihm noch immer verborgen zu sein. Das richtigste Urtheil fällte dort Bismark-Schönhausen über ihn: „ich halte es durchaus für kein Unglück, wenn er zum Präsidenten gewählt wird — ein Unglück wäre es blos, wenn ich ihm meine Stimme gäbe!"

Präsidentschaft in Erfurt, in Frankfurt — Vicepräsidentschaft in Berlin — Audienzen, Diners — kurz, kein einziger Vorfall in der ganzen Revolution, den man erzählen könnte, ohne Simson dabei zu erwähnen!... Was mögen die Königsberger wol zu diesem wandelnden Stück Geschichte bei seiner Rückkehr gesagt haben... Sollten die Wähler vielleicht dies und jenes auszusetzen haben — nun, so kann Simson sich immerhin, wie Beranger's Deputirter, aus der Schlinge ziehn:

Seht, der Staat ging nicht zu Grund'
Und ich selbst bin frisch und rund!

Frisch und rund! . . . In der That, man kann sich keine behäbigere, besser zum Repräsentiren geeignete Gestalt denken; die Klage, daß unsre Zeit nicht verstanden habe, sich die ihr nothwendigen Persönlichkeiten zu schaffen, ist reines Zeitungsgeträtsch! Seht sie Euch an, diese ebenmäßig gerundeten Formen, dies selbstzufriedne Lächeln, das die Lippen umspielt, dies Antlitz, auf dem sich in jedem Zuge geistiges und körperliches Wolbehagen, und Nichts weiter, ausprägt; hört dies tönende, etwas fette Organ; beachtet die Schmiegsamkeit und doch wieder die feierliche Gemessenheit, die in jeder Bewegung liegt — und dann sagt aufrichtig, ob es möglich war, einen beßren Präsidenten für die bewußten Versammlungen aufzutreiben. Nur einem Gothaer ist es gegeben, die zum Repräsentiren und Präsidiren erforderliche Ruhe und Würde unter allen Umständen zu bewahren; nur ihn vermag gar Nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen, weil er jede Niederlage, die er erleidet, sofort in einen Triumph verwandelt, indem er sich in die Reihen der Sieger drängt. Giebt es bei ihnen auch etwas zu repräsentiren? das ist die einzige Frage die er sich stellt: ist sie bejaht, so ist er auch sicher, daß sie ihn gebrauchen werden; denn auf dem Gebiete ist er schlechthin unübertrefflich. Das Terrain eines „reinen" Gothaers ist klein; aber, so klein es ist, es spielt eine große Rolle in der Welt und — auf diesem Terrain ist er unentbehrlich. So blickt er siegesgewiß in die Welt hinaus; in dem Auge liegt die feste Ueberzeugung, daß Jedermann eben so zufrieden mit ihm sein müsse, wie er selber. In Zeiten, wo die Politik in den Vordergrund tritt, gehört auch das Repräsentiren zu den Handwerken, die einen goldnen Boden haben; die Zukunft des Gothaer's ist dann gesichert, welche Partei auch schließlich die Oberhand behalten mag!

Und Simson fühlt, daß er auf diesem Boden feststeht; er hat der Proben schon genug bestanden, seitdem es ihm nach mancherlei Hindernissen, die anfangs unübersteiglich schienen, endlich gelang, die Tochter eines der reichsten Königsberger Bankiers heimzuführen. Auf jene Ehe hat er dann mit seltner Geschicklichkeit, und ohne daß es ihm wirkliche Anstrengungen gekostet, den kunstvollen Bau seiner akademischen und politischen Bedeutung zu gründen gewußt. Der „Repräsentationsmann" hat die größte Schwierigkeit überstanden, sobald ihm die „gründliche Vermittlung" zwischen sich selbst und dem Komfort des Lebens geglückt ist — das aber ist die Grundlage, deren er nothwendig bedarf. Jetzt war es ihm leicht, durch Connexionen eine Professur und eine Anstellung als Hilfsarbeiter bei dem Tribunal zu erhalten — beides, mehr um etwas vorzustellen,

als weil er es nöthig gehabt hätte, derartige Funktionen zu übernehmen. In diesem Sinne nutzte er dieselben aber auch trefflich aus. In seinen Kollegien gab er zwar weder neue Gedanken, noch besonders zweckmäßige Zusammenstellungen, doch brachte er sich bald in den Ruf des einzigen „ästhetischen" Juristen, indem er in seine Vorlesungen allerlei Verschen aus Goethe und Schiller einflocht: „es erben sich Gesetz und Recht wie eine ew'ge Krankheit fort" und dergleichen mehr. Das wirkte! Dazu kam, daß er häufig einige Minuten früher schloß, „weil ihn ein wichtiges Referat in eine Sitzung des Tribunals rufe", wobei er seine Zuhörer stets in der höflichsten Weise um Entschuldigung bat. „Wer sich rar macht, wird gesucht" — sagt ein altes Sprichwort, das sich hier auf's neue bewahrheitete; bald war es selbst für Nichtjuristen unfashionabel, Simson nicht wenigstens Ein Mal gehört zu haben. Freilich ruhte die Nemesis nicht: sie erschien in Gestalt eines Anschlagzettels an der Thüre des Auditoriums, worin der Professor seinen „geehrten Herren Kommilitonen anzeigte, daß er wegen dringender Geschäfte bei dem Tribunal im laufenden Semester nicht weiter lesen könne." Simson kam gerade noch zur rechten Zeit, um das Plakat abzureißen und es für eine plumpe Fälschung zu erklären, da ihm keiner von seinen Zuhörern eine so kindische Eitelkeit im Ernst zutrauen werde. Nie war eine Persiflage vollständiger gelungen; denn Niemanden war es eingefallen, an der Authenticität des Zettels zu zweifeln und Alle waren eben im Begriff gewesen, umzukehren, als Simson eintrat. Indeß, trotz solcher vereinzelten Unglücksfälle, hat er durch die bezeichneten Mittelchen immer ein gewisses Ansehn in der Universitätsstadt behauptet; die Verbindung mit der Kaufmannswelt war eine zu solide Grundlage. Nur insgeheim zischelte man sich Geschichtchen zu, wie die, daß er dem alten Lobeck bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums die Anweisung auf die Dedikation eines später zu schreibenden Werkes verehrt habe; öffentlich wagten sogar seine Kollegen nicht, seinen wunden Fleck aufzudecken: maßlose Eitelkeit verbunden mit Scheu vor jeder ernsten Anstrengung.

Allmälig jedoch reichten die ästhetischen Kunstgriffe nicht mehr aus für einen Mann, der in Königsberg „etwas gelten" wollte; die Sonne des altpreußischen Liberalismus ging auf. Ein Jordan kanzelte Berlin in Versen und Prosa herunter als eine servile, von der Hofluft verpestete Stadt, deren Bewohner jedes großen, männlichen Gedankens unfähig wären — Walesrode begann seine Vorlesungen — die Macht der öffentlichen Meinung zwang einen Gymnasialdirektor, auf seine Stelle zu ver-

zichten, weil er einen freisinnigen Oberlehrer verketzert. An Widerstand gegen diese Strömung war so wenig zu denken, daß selbst Hartung sich genöthigt sah, die Spalten seiner „privilegirten Zeitung" politischen Leitartikeln von Witt, Jakoby u. s. w. zu öffnen — er, der eigentlich jede Zeile in seinem Blatt, die nicht von einer Annonce eingenommen war, als unverantwortliche Verschwendung an Papier und Druckerschwärze beklagte! Dieser Liberalismus nun fand anfangs seine vorzüglichste Stütze in den Kreisen der reichen, und ganz besonders in denen der jüdischen Kaufmannswelt. Die ästhetischen Thee's hatten sich dort in politische verwandelt, und es war auch für einen Simson um so weniger möglich, sich dem Einfluß dieser Verändrung zu entziehn, als die Scheidung zwischen Liberalismus und Radikalismus gerade in Königsberg erst sehr spät, eigentlich erst nach der Februarrevolution, eintrat und die unendliche Majorität der Einwohner sich daher um das Eine Banner des Altliberalismus zu schaaren schien. Simson war gewandt genug, sich durch jene Bewegung nicht beseitigen zu lassen, ohne doch je das mindeste zu riskiren. Er „repräsentirte" fortan im Liberalismus, hielt sich aber stets weit genug zurück, um sich nirgend zu kompromittiren. Er nahm sich im Senat der Studirenden an, die dem orthodoxen Hävernick ein Pereat gebracht; er weigerte sich, an der Redaktion der von Schubert gegründeten „Preußischen Zeitung" Theil zu nehmen und sorgte dafür, daß seine Weigerung bekannt ward — hütete sich aber wol, sich in die von Walesrode und Andren geleiteten Volksversammlungen von Böttchershöfchen einzulassen, oder auch nur mit Kosch und Sperling Hand in Hand zu gehn. Kurz, er that gerade genug, um unbesehens für einen Liberalen zu passiren, und nie so viel, daß Jemand zu seinem Nachtheil den Beweis davon hätte führen können! . . . Als nun nach dem 18. März das Bürgerthum aus allen seinen Himmeln fiel, als ihm der Radikalismus, von dem es bisher kaum etwas geahnt, urplötzlich über den Kopf zu wachsen drohte; da war es ganz erklärlich, daß die Bourgeoisie sich, in ihrer Angst und Verlegenheit, an Leute von Simson's Schlage hielt, während Berühmtheiten, wie Jakoby, sich nach andren Orten umsehn mußten, um in eine der Nationalversammlungen zu kommen.

Was für einen Vertreter die Bourgeoisie an Simson gefunden — der übrigens auf der Tribüne mit seinen Citaten aus Tacitus und Schiller genau derselbe ist wie auf dem Katheder — darüber werden auch ihr nun nachgerade wol die Augen aufgegangen sein. Oder was sagt die Königsberger Kaufmannschaft dazu, wenn der ehrenwerthe Herr auch

zwischen freiem Handel und Schutzzoll „gründlich vermitteln" will? Jedenfalls wird es für den Nordosten keine angenehme Zugabe zur russischen Grenzsperre sein, wenn er von einem seiner Repräsentanten hören muß, wie aus den entgegengesetzten Ansichten des Nordens und Südens „folge, daß beide Ansichten ihre locale und partielle Wahrheit hätten, und daß es auf ihre gründliche Vermittlung ankomme." Was meint man in der Siebenhügelstadt, in der Stadt der „reinen Vernunft" zu dieser Weisheit des Herrn Simson? Wie wäre es, wenn man um solcher „lokaler und partieller Wahrheiten" willen den Landbesitzern, den Rhedern in Altpreußen einen erhöhten Eisenzoll „aufvermittelte" und sie „gründlich" ruinirte?!

Doch nicht immer ist der „reine" Gothaer harmlos naiv; er kann auch widerlich giftig werden, wenn es nämlich darauf ankommt, durch sittliche Entrüstung zu „repräsentiren" und wenn er seinen Rücken ganz sicher gedeckt weiß. So Simson in der Paulskirche nach dem 18. September. Es war der bekannte Artikel der „Reichstagszeitung" verlesen worden, und Zimmermann von Stuttgart hatte in aller Ehrlichkeit die Versammlung gebeten, die Sache ruhen zu lassen, hatte an ein Wort aus Lichnowsky's letzter Rede erinnert: er suche die Palme des Friedens. Da trat Simson auf. Daß seine sittliche Entrüstung reine „Repräsentationssache" war, bewies die bei den Haaren herbeigezogne Einleitung, worin er theatralisch und mit weitläuftiger Erzählung aller Nebenumstände die bekannten Worte Lessing's vorbrachte: „der Wirth, der in seiner Kneipe morden läßt, ist nicht besser, als der, der selber darin mordet!" Das sollte beweisen, was sicher Niemand bezweifelte, daß Blum und Günther als Redakteure für den in Rede stehenden Aufsatz verantwortlich waren! Dann fuhr Simson fort: „Wozu soll die Erinnrung an das fast prophetische Wort unsres edlen, abgeschiedenen Freundes? Sollen wir diesem Beispiele folgen? Sollen wir die Palme des Friedens auf die Weise suchen und finden, auf die er sie gefunden hat?" ... Ist es möglich, mehr Gift in weniger Worte zu legen? und noch dazu blos um der „Repräsentation" willen!

Offen gestanden, edler, leider aber von der Politik noch nicht abgeschiedner „Repräsentationsmann" — ob du selbst die Palme des Friedens findest, das ist uns sehr gleichgültig; daß die Politik aber Frieden vor dir und deinen Kollegen finde, das wünschen wir herzlichst, und hoffen es bald zu erleben! ... Die Grabschrift, nach der sich der Minister Auerswald sehnte, sollt Ihr dann Alle zusammen erhalten!

## VIII.

# Hansemann.

Obwol dem Konstitutionalismus mit Leib und Seele ergeben, steht Hansemann dennoch einsam da unter den Konstitutionellen — so vereinsamt, daß man kaum weiß, ob er überhaupt noch zu ihrer Partei als solcher, zu zählen ist. Er „vermittelt" zwar auch, aber nicht einem bloßen System zu Liebe; nicht aus „Humanitätsgründen", um die Weltordnung — die dem Praktiker ein viel zu nebelhafter Begriff ist — im richtigen Geleise zu erhalten; auch nicht, „um bei allem dabei zu sein." Er hat zu viel Erfahrung, um das „Abwägen" für ein Prinzip zu halten, um dessentwillen er sich nöthigenfalls, wie Dahlmann, zu Opfern entschließen sollte; zu viel Rücksichtslosigkeit, um in die Irrthümer Camphausen's zu verfallen; er ist endlich zu sehr im Komptoir heimisch, um sich gleich Simson, die Selbstbewundrung im Spiegel zum Lebenszweck zu machen. Dagegen ist er nicht gebildet genug, um einzusehn, wie selbst zur Befriedigung persönlicher Interessen, wie selbst für den aufgeklärten „Egoisten" Prinzipienfestigkeit das beste, ja ein unumgänglich nothwendiges Mittel ist. In so fern also, aber auch nur in so fern gehört er allerdings zur großen Centrumsmasse, die, so oft er auch zu seinem Aerger gezwungen ist, mit ihr zu gehn, doch im Stillen eben so herzlich von ihm verachtet wird, wie das „Volk."

Und wodurch gezwungen? . . . durch die Mannigfaltigkeit der Hebel, die ihn in Bewegung setzen und in seiner Thätigkeit bestimmen. Hansemann ist durchweg der Mann der verschlungnen, oft seltsam durcheinander wirkenden Motive — es ist geradezu unmöglich, ihn richtig aufzufassen, sobald man seine Handlungen aus Einem Beweggrunde herleiten will, sobald man auch nur Einen der ihm charakteristischen Züge zu sehr in den Vordergrund stellt. Wir möchten sagen, wenn seine Kollegen

stets beschäftigt sind, zwischen den äußern Verhältnissen zu „vermitteln," so hat er immer damit zu thun, zwischen den Fragmenten verschiedner Anschauungsweisen abzuwägen, die sich in seinem Innern durchkreuzen, und die durch seine persönlichen Eigenschaften, maßlosen Ehrgeiz, Einbildung und Hartnäckigkeit, noch einen besonders prägnanten Ausdruck erhalten. Seht Euch den Mann einen Augenblick an! Die gebückte, unsichre Haltung des Körpers deutet, so sollte man glauben, auf Unentschlossenheit; und doch merkt der Beobachter bald, daß auch ein gut Theil sorgloses Selbstbewußtsein hinter dieser Nonchalance verborgen liegt. Man ahnt, daß die schwankende Gestalt, an der jedes Glied sein eigner Herr zu sein, die des beherrschenden Willens gänzlich zu entbehren scheint, sich in manchen Momenten auch wol kerzengrade in die Höhe richten kann. Wer unsre erste Kammer besuchte; wer ihn auf der Tribüne sah, als Gerlach ihm das Steuerbewilligungsrecht, das Recht über sein Geld zu verfügen, wegdisputirte; der wird wissen, daß diese Ahnung nicht täuscht. Dann das wirre, halb in's Gesicht hineinhängende Hauptthaar; der herumirrende Blick; der halboffne Mund; die nasale Sprache, die durch das Anstoßen der Zunge noch schleppender wird: und doch leuchtet wieder Pfiffigkeit aus dem Auge; in den Zügen um Nase und Lippen prägt sich offenbar rast- und rücksichtslose Thätigkeit aus; die langsame Sprache endlich ist ein Zeichen bedächtiger Ueberlegung, die dem Redner zwar nur von Satz zu Satz vorwärts hilft, und nur auf's Detail gerichtet, aber doch stets wach ist!

Die äußre Form trügt hier nicht; das Portrait giebt ein richtiges Bild des Charakters. Endlose Verwirrung im Großen und Ganzen, verbunden mit oft bewundernswerther Klarheit im Einzelnen; scheinbar bedeutende Zwecke, die er durch kleinliche Mittel zu erreichen strebt und die sich ihm daher unter den Händen in lächerliche Bagatellen verwandeln; hartnäckige Verschmitztheit in Kleinigkeiten und mürrische Nachgiebigkeit in wichtigen Dingen; Verachtung der Systematiker bei eignem doktrinairen Wesen — das ist Hansemann. Er hat der Bildung grade genug, um über die Wände seiner Komptoirstube hinaus in das Treiben der Welt zu sehn; zu wenig, um die mannigfachen Hebel, die er dort findet, auf einfache und klare Principien zu reduciren — genug, um über die deutsche und ähnliche Staatskünsteleien seiner Kollegen die Achseln zu zucken; zu wenig, um nicht selbst eignen Hirngespinsten nachzujagen, die er um so fester hält, je mehr er sich über die Narrheiten Andrer lustig macht — genug, um zu begreifen, daß ein „Staatsmann", der sich halten will, vor allen Dingen etwas thun muß, damit Niemand an seiner Nothwendigkeit zweifle; zu wenig, um zu erkennen, daß

er sich ganz zurückziehn muß, wenn er nun einmal nichts selbstständiges thun kann. Er ist ein lebendiger Beweis dafür, um wie viel besser oft ein consequenter Irrthum ist, als eine halbe Wahrheit. Hansemann hat manche Standpunkte seiner Gegner glücklich überwunden, aber nur um als völlig unberechenbare Größe zwischen ihnen umherzutaumeln. Er spottet der Idealisten, aber nur um selbst materielle und ideelle Größen, die in der Geschichte ewig mit- und durcheinander wirken, willkürlich auseinander zu reißen und die letzteren zu ignoriren. Er lacht der Doktrinairs, aber nur um aus jeder Grille, die ihm selber durch den Kopf fährt, sich eine Doktrin zurechtzumachen, die er um so eifriger vertheidigt, je ärmlicher sie begründet ist. Er hat ein unklares Bewußtsein davon, daß es die industriellen Mächte sind, aus denen die Geschichte hervorgeht; aber, ohne die leiseste Ahnung von dem principiellen Gegensatze zwischen Staat und Gesellschaft — Zwang und Freiheit — will er jene industriellen Mächte zur Grundlage des Staates nehmen, ja will diesen andrerseits auch wieder durch Stärkung des Nationalitätsgefühls konsolidiren, des größten Feindes von Handel und Gewerbe. Nun rechne man noch hinzu, daß ein solches Tohu Wabohu von Anschauungen zugleich seinen persönlichen Zwecken und Neigungen entspricht! Er ist Rheinländer und hat unter französischer Herrschaft gelebt; der Konstitutionalismus Frankreich's und Belgien's ist um so mehr sein Ideal, als er zugleich Bourgeois ist, und als der Bourgeois, der jene gesellschaftlichen Gewalten in Händen hat, von selbst zum Herrn des Staats werden muß, der seine Basis in der Industrie finden soll. Er ist ferner Aachner, d. h. Bewohner einer Fabrikstadt, die, als solche schon, der Organisation des Verkehrs zu Gunsten Einzelner, vermittelst des Zwangstaates, geneigt ist. Auf der andern Seite hat er dagegen wieder kein eignes großes Geschäft mehr; er hat deshalb auch keine Veranlassung, ein consequenter Schutzzöllner zu sein, weil er eben mehr, weil er zugleich ein „Staatsmann" sein möchte. Sein Ruf endlich ist hauptsächlich der eines Finanzkünstlers. Faßt man Alles das zusammen, so ist es leicht begreiflich, wie Hansemann dahin kam, den Staat als die Fabrik zu betrachten, zu deren Dirigenten er berufen sei. Wer dabei den gewaltigen Einfluß nicht aus dem Auge verliert, den Halbbildung und Eitelkeit auf jeden Menschen ausüben, der wird aus einer solchen Weltanschauung nicht folgern, daß man bei unserm Mann nun überall, im Großen wie im Detail, nur bewußte Speculation als einziges Motiv annehmen dürfe. Hansemann ist im Gegentheil zugleich der festen Ueberzeugung, daß der Staat selbst unter seiner Leitung sich am besten stehen werde. Klar durchdachte Heuchelei liegt in dieser Ansicht eben so wenig, als wenn

er, dem die Masse an und für sich wo möglich noch gleichgültiger ist, als den christlichen Germanen, wenn grade er es liebt, häufig mit Gründen um sich zu werfen, die auf das „Wol des Volkes“ verweisen. Er bildet sich wirklich ein, daß ein „Staatsmann“ mittelst der Staatsmaschine für das „Wol des Volkes“ etwas positives thun kann; er ist ferner gescheut genug, zu wissen, daß die Maschine um so besser geht, je woler sich das „Volk“ befindet; und je ruhiger ihr Gang ist, um so bequemer und einträglicher der Dirigentenposten dabei, den er für sich erstrebt!

„Die allgemeinen und die politischen Rechte — sagt Hansemann in einer Denkschrift, die er nach der Julirevolution dem König von Preußen überreichte — sind scharf zu unterscheiden. Die letztern sind nothwendig Privilegien eines Theils der Nation, ohne daß sie den allgemeinen Rechten Eintrag thun dürfen. Es gebühren aber diese Privilegien denen, bei denen die Kraft der Nation liegt, denen, die faktisch den meisten Einfluß ausüben. Dies sind gegenwärtig diejenigen, welche die größten Beschäftigungen entweder selbst betreiben, oder durch Andre betreiben lassen.“ Das ist so ziemlich der ganze Kern seines politischen Glaubensbekenntnisses. Der Leser erkennt leicht auf den ersten Blick den Bewundrer des Julikönigthums, des Königthums, das seinem Wesen nach, nur eine Institution zum Schutze der Bank sein soll und weitren Einfluß blos durch Bestechungen, durch Monopolsschacher mit der Bourgeoisie, kurz durch Verbreitung allgemeiner Korruption erwerben kann. Jene Bewundrung wird auch außerdem in der Denkschrift, wie später in dem Buch über „Preußen und Frankreich“, in dürren Worten ausgesprochen; der Verfasser warnt sogar ausdrücklich davor, bei einer etwaigen Konstitutionalisirung Preußen's die englischen Zustände zum Muster zu nehmen. Ja — seltsam genug — der Mann, der sonst wahrhaftig am weitesten von jeder Sentimentalität entfernt ist, hat für Louis Philipp eine Art kindlicher Pietät, die er selbst auf der Tribüne nicht verläugnet. „Es schmerzt ihn aufrichtig“, wenn Stahl in der ersten Kammer den hinter der Wahrheit noch weit zurückbleibenden Ausdruck gebraucht, der Bürgerkönig habe sich durch Intriguen über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen gesucht, die in seiner Stellung lagen; zu wiederholten Malen giebt er sein Bedauern kund „über ein so scharfes Urtheil“, besonders weil es eine Person träfe, die sich nicht einmal dagegen vertheidigen könne!! ... Doch sehen wir uns jene politischen Rechte etwas näher an, die in den Händen einer priviligirten Klasse ruhen und demungeachtet die allgemeinen Rechte nicht beeinträchtigen sollen; eine genaue Prüfung dieses Satzes wirft das hellste Licht auf das eigentliche Ziel von Hansemann's Thätigkeit. Er selbst kann seinen Lesern und Zuhörern

die Thatsache nicht oft genug vorhalten, „wie die Politik mehr und mehr durch die gewerblichen Interessen der Völker beherrscht werde"; er selbst sucht mit vollem Rechte die Hebel der menschlichen Entwicklung auf dem Gebiet der Erfindungen, und spottet der Gelehrten, die sich im Ernst einbilden, Geschichte zu machen, indem sie formelle Verfassungsparagraphen aushecken. Wo aber bleibt, bei so klarer Erkenntniß, der Unterschied zwischen den politischen Rechten, die ein Monopol der Bourgeoisie, und den allgemeinen, welche durch jene privilegirte Kastenwirthschaft nicht gekränkt werden sollen?! Ein Bürgerthum, das sich um die drei Gewalten nur in so fern kümmert, als es dieselben benutzen kann, um die allgemeinen Rechte — d. h. Industrie und Handel — damit zu reglementiren: wie soll es dazu kommen, jene allgemeinen Rechte unangetastet zu lassen? Und daß die rheinische Bourgeoisie in dieser Beziehung die wahre Bedeutung des Konstitutionalismus trefflich verstanden — das müssen selbst ihre Feinde zugeben! In der That also steht vielmehr fest, daß die obige Unterscheidung Nichts ist, als reine Phrase, und daß das Bürgerkönigthum nicht politische Rechte, die in ihrer Abstraktheit gefaßt, heut zu Tage nur noch in's Reich der Phantasie und der Studirstubenweisheit gehören, sondern allgemeine Menschenrechte der Herrschaft einer bestimmten Klasse unterwirft. Und das genügt hier, wo es sich nicht darum handelt, den Streit zwischen der Freiheit und der Maßregelung des Verkehrs im Namen des Gesetzes, zum Austrage zu bringen, sondern blos um eine Beurtheilung Hansemann's und eine Darlegung der Tendenzen, die er im Verlauf der Revolution vertreten hat. Wer freilich die einfache Wahrheit mit all' ihren Konsequenzen erfaßt hat, daß der Staat nichts über den Individuen Schwebendes, sondern nur die Summe derselben ist; daß er daher auch weder Kapitalien noch Arbeitskräfte zu schaffen vermag, die nicht schon vorher existirten: der weiß, daß die Wirksamkeit desselben auf industriellem Gebiet nur darauf hinauslaufen kann, Kapitalien und Arbeitskräfte zwangsweise und zum Nachtheil des allgemeinen Wohlstandes zu deplaciren. Von selbst versteht sich dabei, daß die Herrschenden eine solche Deplacirung nicht ohne Grund, sondern zu ihrem eignen Nutzen vornehmen, so daß ihr persönlicher Vortheil den persönlichen Schaden überwiegt, der aus der Vermindrung des Gesammtwohlstandes sie selber mittrifft. . . . So wird Hansemann's Anschauung, die auf der einen Seite das geschärfte Auge des gewiegten Praktikers, auf der andren die gründliche Konfusion eines „Staatsmannes" verräth, zur Kritik des Staates an und für sich. Da es unzweifelhaft ist, daß politische Rechte von gewerblichen und Verkehrs-, d. h. allgemeinen Menschenrechten,

sich in unsrer Zeit nicht mehr trennen lassen; so folgt daraus unwiderleglich, daß die Inhaber der Staatsmaschine über allgemeine Menschenrechte verfügen. So lange also jene Inhaber aus einer „privilegirten" Klasse bestehen, wie Hansemann verlangt, muß ihre Thätigkeit darauf hinauslaufen, Wenige auf Kosten Vieler zu begünstigen; sobald die Gesammtheit des Volkes sich der Maschine bemächtigt, kommt sie über kurz oder lang bei dem umgekehrten Experimente an, bis sich die Unmöglichkeit desselben in einer Junischlacht, wenigstens historisch, wenn auch nicht den Einzelnen überzeugend, erweist.

Alle Bestrebungen Hansemann's bestätigen die Ansicht, daß ihm von jeher der preußische Staat für eine vortreffliche Maschine galt, von deren Leitung er mittelst des Konstitutionalismus, in seinem eignen Interesse und in dem seiner Provinz, die Bureaukratie der alten Landestheile zu verdrängen hoffte. Nur darf man auch hier wieder an keine klar überlegte Speculation denken. Der ganze Charakter des Mannes erhält eine eigenthümliche Färbung dadurch, daß er vor allen Dingen „Staatsmann" sein will und vorzüglich auf den Ruhm eines Finanzkünstlers Anspruch macht; letzteres in dem Grade, daß er nicht einmal den Plan zu einer einfachen Kreditgesellschaft entwerfen kann, ohne durch Einrichtung von Dividenden der Speculation ein Feld zu eröffnen, wodurch das ganze Unternehmen gefährdet wird. Schon um sich selbst zu täuschen, muß er daher das „Wol des Volkes", die „nationale Macht" und dergleichen fortwährend im Munde führen. Freilich sind diese Redensarten dem allgemeinen Lexikon der rheinischen Schutzzöllner entnommen, aber bei Hansemann haben sie noch eine andre Bedeutung, als die einer Binde, die man der Menge um die Augen legt, um sie über die nächsten und wahren Folgen der Theurungs- und Fabrikantenzölle zu täuschen. Der reine Schutzzöllner, so tief er sich auch in eine solche Phraseologie einlassen mag, hat für die Praxis immer an seiner Fabrik einen Regulator, der ihn nie im Stiche läßt und der seinen Handlungen einen Anstrich von Klarheit und Konsequenz giebt. Hansemann dagegen fehlt dieser rothe Faden und damit seiner gesammten Thätigkeit jede Folgerichtigkeit. Rheinische, Aachner, staatsmännische, rein persönliche Interessen, aufrichtige Theilnahme für die Maschinerie, die er nicht im Einzelnen ausbeuten, sondern deren Direktion er erhalten will: das Alles spukt in seinem Kopf in wunderbarer Verwirrung umher. Wir hören ihn auf dem Vereinigten Landtag die Einsetzung eines Handelsministeriums mit den althergebrachten Gründen vertheidigen; hören ihn für kräftige Vertretung der Deutschen im Auslande, ja für ein deutsche Flotte schwärmen; sehen ihn befangen in der Meinung, als könne die Regierung

für Vermeidung von Hungersnöthen durch staatliche Mittel sorgen: und doch ist er wieder in seinen Organisationsversuchen nicht einmal so consequent, wie ein gewöhnlicher Schutzzöllner. Der Staat als solcher mit dem lockenden Dirigentenposten, ist dem konfusen, ehrgeizigen Manne wirklich etwas werth. So schwärmt er für Staatseisenbahnen, weil er im Ernste glaubt, daß der Staat dabei gute Geschäfte machen werde; dagegen will er von einer Staatsgarantie der Landrentenbanken Nichts wissen, weil er sie für den Kredit des Staates gefährlich findet — nicht etwa, weil er eingesehen hätte, wie wenig derselbe zum Bankier taugt! So spricht er sich öfter dahin aus, daß die „nationale Macht durch Nichts mehr gefördert werde, als durch eine gewerbliche Politik im Innern und durch Verträge mit dem Auslande"; und doch ist er nicht unter die besonders hervorstechenden Vertheidiger des Schutzsystems zu rechnen, und läßt sich über die Gewerbeordnung mindestens nicht beifällig aus. Er selbst scheint diese Unklarheit zu fühlen, und sich gerade deshalb in allen materiellen Punkten, mit Ausnahme finanzieller Angelegenheiten, des Eingehens in Spezialitäten zu enthalten: sonst hatte man wol das Recht, gerade bei der Gewerbeordnung eine präzise Darlegung seiner Ansichten, statt einiger zweideutigen Worte, von ihm zu erwarten. Sein Urtheil über Zeitereignisse ist genau von derselben Art, wie seine Auffassung der industriellen und merkantilischen Verhältnisse: scharfblickend im Detail, namentlich soweit er persönlich betheiligt ist, vermag er doch auch nicht im entferntesten, den Gang der Begebenheiten im Großen und Ganzen zu würdigen. Er äußerte bereits im Mai 1848 auf die Frage, was denn werden solle, falls Krone und Versammlung mit der Vereinbarung nicht zu Stande kämen: „Nun, dann müssen wir zusehn, wer der stärkere ist" — er zuerst erklärte die Stürme, welche das Land nach der Novemberkrisis durchzuckten, für „faule Winde". Und doch hörten wir denselben Mann beklagen, daß die Revolution von 1848 in ihrer egoistischen Schwäche ein klägliches Seitenstück zu den gewaltigen, großartigen Leidenschaften der ersten französischen bilde! Und doch fährt er ohne Unterlaß fort, die „Gleichgültigkeit und Unmündigkeit" des deutschen Volkes zu tadeln, ohne auch nur zu ahnen, daß diese Gleichgültigkeit wesentlich den Staat betrifft, und der Vorbote der Krisen ist, durch welche die Gesellschaft sich desselben entledigen wird!

Die Laufbahn Hansemann's seit den Februartagen giebt wol den besten Aufschluß über seine politische Kurzsichtigkeit. Er, der sich so weit über unsre Konstitutionellen an Thatkraft und Einsicht erhaben

glaubt, hat sich, trotz seiner eigensinnigen Schlauheit, doch eben so vollständig verbraucht, wie irgend ein Andrer! Er, der die Rolle eines Casimir Périer zu spielen gedachte, ist weit unter Thiers herabgesunken; Nichts, gar Nichts ist ihm geblieben, als eine Sinekure bei der Bank, deren Gehalt erst durch finanzmännische Operationen geschaffen werden mußte! Sehen wir zu, was zwischen jenem Anfang und diesem Ende liegt!

Hansemann nahm bereits an der Heidelberger Versammlung zur Regnerirung des deutschen Bundes Theil. Diese Thatsache mag heute manchen Leser in Verwundrung setzen; sie ist indeß leicht erklärlich, wenn man bedenkt, wie er schon auf den Provinziallandtagen der Rheinprovinz darauf angetragen hatte, den Ständen die Berathungen des Zollvereins vorzulegen. Er mochte anfangs glauben, daß sich diese Bewegung in eine Geleise bringen lassen werde, wo es sich im wesentlichen nur um eine Vergrößrung des Zollverbandes und um eine beständige, direkte Einwirkung der Bourgeoisie auf denselben handle. Die Herrlichkeiten des belgischen Konstitutionalismus: die vom Bürgerthum geleitete Staatsmaschinerie, ein lediglich in seinem Interesse gelegtes Eisenbahnnetz nebst obligatem Schutzsystem — werden lebhafter als je in Hansemann's Erinnrung aufgetaucht sein, ohne daß er der Kehrseite des Schauspiels gedachte — des Hinsiechens derjenigen nicht privilegirten Volksschichten, „bei denen die Kraft der Nation nicht liegt". Bald indeß riß ihn die Märznacht aus dem Heidelberger Kreise und stellte auch diesen Altliberalen, neben Camphausen, an die Spitze des preußischen Staates. Natürlich genug, wenn er von jetzt ab der deutschen Bewegung feindlich gegenüber stand. Erstens hatte dieselbe eine ganz andre Richtung eingeschlagen, als er gewünscht; ferner schien sein Ziel erreicht zu sein, da jetzt endlich die preußische Staatsmaschinerie, mit der Annahme des Konstitutionalismus, aus den Händen der altpreußischen Büreaukratie in die der rheinischen Bourgeoisie überging; schließlich drohte die Paulskirche, mit ihrem idealistischen schwarzrothgoldnen Anstrich, vielfach die Pläne zu durchkreuzen, die er sich selber vorgezeichnet. Er spöttelte von jetzt ab wacker über die „Grundrechtler" und war namentlich über die Abschaffung der Todesstrafe ärgerlich, bis er dann in spätren Zeiten, als die Politik ihm den Rücken gewandt, Muße fand, um die ursprüngliche deutsche Verfassung und den Dreikönigsentwurf in zwei Werken zu kritisiren. Den Frankfurtern doktrinaire Lächerlichkeiten aufmutzen, heißt nun so ziemlich Eulen nach Athen tragen, und ist leichte

Arbeit; so viel aber Hansemann auch auf seinen praktischen Blick in Bezug auf die deutsche Frage pocht, er wahrhaftig am wenigsten ist zum Kritiker der Paulskirche geeignet. Mit seinem schlauen Materialismus, der verwirrte ideale Bestrebungen in die Ecke wirft, statt sie auf die realen Grundlagen zurückzuführen, in denen sie als berechtigte, wenn auch unklare Erscheinungen wurzeln, steht er unter, nicht über der Zeit. Geradezu lächerlich aber wird er, wenn er, bei seiner Kritik, selbst in den Doktrinairismus verfällt, an der deutschen Verfassung Paragraph für Paragraph nachzuweisen, wie Preußen in seiner gegenwärtigen Gestalt dabei nicht bestehen könne!! Wer hat denn das jemals bezweifelt?... Allerdings aber war gerade dies der eigentliche Grund von dem Aerger des preußischen „Staatsmannes", daß man ihm die treffliche Maschinerie des preußischen Staates eskamotiren wollte, jetzt wo er sie eben mit Mühe und Noth in die Hände bekommen! Wenn er übrigens im Oktober 48. ebenfalls ein Plänchen Behufs der deutschen Einheit — das Triumvirat — zum besten gab, so war es ihm damit wol selbst nicht recht Ernst. Es war eben nur so eine Idee, weil man damals für keinen „Politiker" galt, wenn man nicht eine deutsche Verfassung in der Tasche trug. Hansemann ist in seiner Abneigung gegen die deutschen Bestrebungen seit den Märztagen stets konsequent gewesen und hat allerdings darin den mürrischen Scharfblick eines Praktikers bewiesen, der in seinen pfiffigen Plänen gestört wird. Ueber die wahre Bedeutung der Erfurter Komödie z. B. täuschte er sich keinen Augenblick; „es handelt sich — sagte er vor seiner Abreise — dort nur darum, wer die Blamage der Fehlgeburt tragen soll, wir oder das Ministerium!" Was anfangs bloßer Aerger war über die Richtung der ihm unbequemen Paulskirche, ist allmälig bei seiner Hartnäckigkeit zur festen Marotte geworden. Mehr ist es nicht — denn durch ärgerliches Ignoriren wird man die unglückselige deutsche Nationalitätsgeschichte doch gewiß nicht los. Und beiläufig, wie paßt eine solche Indifferenz zu der einstigen Schwärmerei für deutsche Flotte und deutsche Konsulate?!... Nur Einmal berief sich Hansemann, während seiner ministeriellen Laufbahn, auf die deutsche Einheit — und zwar als Motiv zur Erhöhung der Runkelrübensteuer, die in Berlin in großer Gefahr schwebte, während die übrigen Staaten des Zollvereins sie schon genehmigt hatten! Der Leser entsinnt sich wol noch der Karrikatur, wie eine mächtige Runkelrübe mit Hansemann's Kopfe, auf der einen Seite dem Reichsverweser, auf der andren Held

die Hand drückte! Den Materialisten an den Idealismus appelliren zu hören, ist in der That ein komisches Schauspiel!

In Berlin dagegen und im Finanzministerium schien Hansemann sich bald ganz heimisch zu fühlen. Seine Darlehnscheine und einige andre finanzielle Kunststücke brachten das Bürgerthum glücklich durch die Krisis, die unmittelbar nach dem 18. März hereinbrach. Halfen die Mittelchen auch nicht viel mehr, als die unschuldigen Medizinen, welche die Aerzte aus Verlegenheit zu verschreiben pflegen: sie hoben doch das Vertrauen der Bourgeoisie, die nun wenigstens einen Doktor an ihrem Krankenbette sah. Da bei derartigen Krisen, wie bei Vapeurs, der schlimmste Theil des Uebels immer in der Einbildung liegt; so ist für den „Staatsmann", wie für den Arzt, die Hauptsache, daß er etwas thut, um die Aufmerksamkeit des Patienten von seinen düstern Phantasieen abzulenken. Wir sind durchaus nicht Willens, Hansemann das Verdienst zu schmälern, daß er dies begriff; eben so wenig aber können wir den Werth solcher Finanzstückchen über Gebühr hoch anschlagen. Es ist vielmehr ein übles Zeichen, wenn sie überhaupt nothwendig sind — ein Beweis, daß die unmündige, am Gängelbande des Staates festgehaltne Gesellschaft noch gewohnt ist, in Augenblicken der Noth, auf dies mystische Etwas, auf den Staat hinzusehn, wie auf einen rettenden Deus ex machina, statt sich auf ihre eignen Kräfte zu verlassen! Eure Staatskünsteleien sind nur ein erbärmlicher Ersatz für das was die freie Gesellschaft sich alsbald durch die Bankfreiheit schaffen würde.

Zu dieser Thätigkeit, nach der sich damals Alles sehnte, kam das schlichte, ungezwungne Wesen des Mannes und eine ruhige Furchtlosigkeit, die er mehrmals bei kleinen Krawallen bewies. Seine Soiréen waren bekannt als die einfachsten, und der echt bürgerliche Charakter der Märzrevolution trat nirgends besser hervor, als in Hansemann's Salons. Jene Einfachheit ward um so augenfälliger, wenn man später seinen Kollegen Milde damit verglich, der mit der Einrichtung des ihm eingeräumten Hotel's bei dem Rücktritt des Kabinets noch nicht ganz fertig geworden war. Mochte Hansemann durch seinen Mangel an Förmlichkeit immerhin zur bête-noire der Bureaukratie werden; mochten die alten Ministerialräthe noch so sehr darüber erbittert sein, wenn er sie früh Morgens zum Vortrag beschied und wol gar, wider alles Ceremoniell, bei der Hitze in Hemdsärmeln empfing: gerade diese Eigenschaft erwarb ihm eine gewisse Popularität, wie sie kein andrer Märzminister besaß. Unklar in ihrer eignen Betheiligung an der revolutio-

nairen Bewegung, war es die Masse auch in ihrem Urtheil über die Persönlichkeiten, die sie an ihre Spitze gestellt. Dennoch fühlte sie wieder instinktmäßig ganz richtig den Unterschied zwischen Camphausen und Hansemann heraus, wenn sie dem erstern mehr Ehrlichkeit, dem letztern mehr Energie zutraute und daher einen gewissen Respekt vor ihm nicht verläugnen konnte, auch als sie längst aufgehört hatte, einen Anhänger der Revolution in ihm zu sehn. „Finanzminister Hansemann ist noch der einz'ge ganze Mann" — hieß es zur Zeit des Zeughaussturmes in einem Gedichte, das alle übrigen Mitglieder des Kabinets arg durchhechelte. Wie weit die Ehrlichkeit des Einen und die Thatkraft des Andren ging, oder vielmehr durch welche sonstigen Motive beide wesentlich modificirt wurden, darüber konnte natürlich die Menge erst später in's reine kommen. Die Nuancen des Charakters findet sie immer erst allmälig, oft gar nicht auf; den Zug dagegen, der unter gegebnen Umständen am schärfsten hervortritt, entdeckt sie im Augenblick mit sichrem Takte. Wenn Camphausen auch vielleicht mehr ruhige Umsicht, während der ersten stürmischen Wochen, im Innern seines Hotels zeigte — der Berliner Gamin kam mit dem vornehmen Manne nicht leicht in Berührung, während Hansemann einem solchen Zusammentreffen nie auswich. Auch hatte dieser, wie in kleinen Dingen stets, Scharfblick genug, die Gefahrlosigkeit des Berends'schen Antrags auf Anerkennung der Revolution zu durchschauen, und seinen Irrthum, die Verwandlung der Revolution in eine Transaktion, schnell wieder zu vertuschen. Durch Camphausen's Rücktritt war er die einzige selbstständige Persönlichkeit des alten Ministeriums losgeworden; er hatte den Gipfel seiner Größe erreicht, in dem Augenblick, wo er als die Seele des von ihm selbst gebildeten Kabinets Auerswald dastand, wo die Mauern der Singakademie wiederhallten von dem endlosen Jubel, der die Anerkennung der Revolution, im Namen des Ministeriums von Hansemann verkündet, im Saale und draußen auf dem Platze begrüßte.

Es war nicht ohne Bedeutung, daß das neue Kabinet sich selbst den Beinamen gab „Ministerium der That"; Hansemann war fest entschlossen und begriff die Nothwendigkeit, etwas zu thun! Auch nach dem 7. Sept. sprach er noch die Ueberzeugung aus, er habe der Reaktion „tiefere Schnitte in's Fleisch versetzt, als irgend ein Andrer." Ihm stand nicht, wie Camphausen, persönliche Sentimentalität entgegen, wo es galt zu handeln. Im Gegentheil, er gefiel sich in Ansichten à la Casimir Périer. „Nichts Alberneres — äußerte er einmal — als die Furcht vor Emeuten aus

bloßer Scheu vor Blutvergießen! Nichts kräftigt eine Regierung mehr, als ein unterdrückter Krawall! besonders wenn er anfangs gefährlich erschienen ist. . . . Natürlich — setzte er mit dem ihm eigenthümlichen schlauen Lächeln hinzu — provociren darf man deshalb solche Scenen nicht; das wäre gewissenlos!" Ja, er hatte es auch im folgenden Jahr durchaus kein Hehl, daß er mit den Hinrichtungen in Baden vollkommen einverstanden sei; nur darin habe man gefehlt, daß man nicht kürzeren Prozeß gemacht und die Strafe dem Aufstande auf dem Fuße habe nachfolgen lassen. Es ist diese Rücksichtslosigkeit ganz natürlich bei einem gewiegten Praktiker, der seiner Selbstsucht die roheste aller Maschinerieen, den Zwangsstaat, dienstbar machen will, dessen Blick überdies nicht weit reicht und der daher, weil er überall nur vereinzelte Hindernisse sieht, diese ohne viele Umstände beseitigt wissen will. Wir möchten diese Eigenschaft die nothwendige Kehrseite seiner scheinbaren biedern, ungezwungnen Gutmüthigkeit nennen; wenigstens wurzeln sie beide in demselben Charakterzug, dem Mangel an jedem Idealismus . . . Allein, mit solcher rücksichtslosen Pfiffigkeit war die Sache hier nicht abgethan; es kam darauf an, ein Princip zu haben, sich zu entscheiden zwischen Revolution und Kontrerevolution, wenn man als „Staatsmann" und nicht mehr blos als „Finanzkünstler" etwas bedeuten wollte. Das erkannte Hansemann so wenig, wie irgend ein andrer Märzminister; seine Doktrin vom Bourgeoiskonstitutionalismus und wol auch seine übergroße Schlauheit traten ihm hier hindernd in den Weg. Er hatte eine Ahnung davon, daß Revolution und Kontrerevolution weit über sein geliebtes Julikönigthum hinausgehn würden. So schwankte er hin und her, konnte sich zu keiner energischen Maßregel entschließen und hielt am Ende „abwarten" für das beste, um sein Ideal, das Bürgerkönigthum, zu dem nun einmal keine direkte Straße führte, auf allerlei schlau ausgesonnenen Umwegen zu erreichen! Er traute sich sogar nicht, bei der Kammer auf schleunige Berathung des Promemoria's von Patow zu dringen, so sehr auch die Demüthigung des altpreußischen Junkerthums durch Aufhebung der bäuerlichen Lasten sonst in seinen Kram paßte. Freilich hätte dieser Eine Schritt den Streit zum Austrage gebracht; entweder wäre die Nationalversammlung unterlegen, oder jede Auflösung hinfort unmöglich gewesen.

So blieb denn schließlich von allen Thaten des „Ministeriums der That" nichts übrig, als der Versuch zur Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen. Dadurch also — wäre der Versuch wirklich zur Ausführung gekommen — dadurch hoffte Hansemann den eigentlichen

Prinzipienkampf zu umgehn und sich seine Stellung am Ruder, während der revolutionairen Regierung „nach beiden Seiten hin" zu sichern! . . . Um so mehr ist es der Mühe werth, bei den vielfach verschlungnen Motiven, aus denen dieser Gesetzentwurf hervorging, einen Augenblick zu verweilen. Eben weil er in allen Beziehungen zu Hansemann's Neigungen und Tendenzen paßte, glaubte der alte Schlaukopf zuletzt wirklich, damit einen tiefen, prinzipiellen Schnitt in's Fleisch der Reaktion zu führen. So ganz ist er der Mann der kleinlichen Mittel, daß er nicht einmal deren lächerliches Mißverhältniß zu den Zwecken merkt, die er zu verfolgen wähnt. Die Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen sagte ihm einmal als Rheinländer zu; denn bekanntlich ist es vorzüglich die Rheinprovinz, die seit der Katastrirung überbürdet zu sein glaubt; es war also ein Schlag, den der Rheinländer, vermittelst der Staatsmaschine, gegen die alten Provinzen führen wollte, namentlich gegen Preußen, Pommern und die Mark. Zugleich konnte der Bourgeois dabei seinen Haß gegen das Junkerthum befriedigen. Außerdem war es ein Finanzkunststück; denn da von einer Entlastung der früher über Gebühr herangezognen Landestheile nicht die Rede war, sondern nur von einer stärkren Besteuerung der andern, so mußte der Staat offenbar sein Profitchen dabei machen. Endlich war es aber auch ein „staatsmännischer" Streich, durch den Hansemann der Revolution und ihren Nivellirungstheorieen zu schmeicheln gedachte; der „Politiker" ließ bei dieser Gleichmacherei natürlich den Staat die Rolle des Affen spielen, der den Käse zwischen den beiden Katzen theilen soll und bald hier, bald dort einen Ueberschuß entdeckt. Alle diese Beweggründe spukten in Hansemann's Kopf so verwirrt durcheinander umher, daß er zuletzt selbst nicht mehr recht gewußt zu haben scheint, welcher davon ihn zunächst zu jenem Vorschlag angetrieben. Bald sollte es eine Maßregel der bloßen Gerechtigkeit sein, bald wieder ein durch die Umstände gebotner „Schnitt in's Fleisch der Reaktion." Bald hieß es, der Staat werde gar Nichts, höchstens gegen zwei Millionen dabei gewinnen, bald ward die finanzielle Absicht offen zugestanden. So erwiderte Hansemann einer Deputation von Grundbesitzern, die ihm Vorstellungen gemacht hatten: „Meine Herren! die Wahlen haben Sie in der Minorität gelassen — an Sie also muß ich mich zuerst halten!!" . . . Herrliche Logik! Nach Herrn Hansemann's Theorie „gebühren demnach die politischen Privilegien denen, bei denen die Kraft der Nation liegt"; besteuert aber müssen diejenigen werden, die in der Minorität geblieben — „bei denen die Kraft der Nation nicht

liegt!"... Ein praktischer Beleg für jene politischen Privilegien, „welche den allgemeinen Menschenrechten keinen Eintrag thun dürfen!"

Die Thaten des „Ministeriums der That" sind so ziemlich der Vergessenheit übergeben; Hansemann aber hatte nicht einmal so viel politische Einsicht, um zu erkennen, daß er nach der Novemberkrisis überflüssig geworden sei und sich für beßre Zeiten aufsparen müsse. Er glaubte allen Ernstes, die Bourgeoisie könne auch jetzt noch der Regierung Konzessionen abringen, wenn sie derselben behilflich sei, die Reste der Revolution niederzukämpfen; glaubte allen Ernstes, das siegreiche, auf die Militairmacht gestützte Königthum habe Lust, bei der Verfassung vom 5. December stehn zu bleiben, und werde dem Bürgerthum mit dem Steuerverweigerungsrecht ein Geschenk machen, wenn dieses dafür die demokratischen Bestimmungen der Konstitution herausrevidire. So hoffte er, nach so vielen Gefahren doch bei seinem Ideal, einer verbesserten Auflage der Julidynastie, anzugelangen; er rieb sich vergnügt die Hände, wenn er, getrennt von den übrigen Konstitutionellen, selbstständig operirte, und ahnte nicht, daß er lediglich der Dupe der Reaktion sei. So wirkte er der Annahme der Reichsverfassung entgegen und hielt sich für einen großen Mann, wenn, mit Hilfe der Reaktion, seine betreffenden Schriften in mehrfachen Auflagen verbreitet wurden. So versprach er allenthalben bereits im Anfang des Jahres 49, für ein „vernünftiges Wahlgesetz" zu sorgen; so rieth er zur Auflösung der zweiten Kammer und gab sich alle Mühe, die „Kölnische Zeitung" zu einem Panegyrikus für die folgenden Maßregeln des Ministeriums zu bewegen. Ueberflüssige Arbeit! als ob dies Blatt nicht immer mit dem Winde der öffentlichen Meinung segelte!... Jetzt endlich, nach der letzten Session, werden ihm vielleicht die Augen aufgegangen sein über die Art, wie er sich hat ausnutzen lassen. Das Kabinet hatte keinen Grund, die freundlichst angebotne Hilfe des Altliberalen von sich zu weisen, aber es fiel demselben nicht ein, ihm für die unerbetnen Freundschaftsdienste irgend welche Gefälligkeiten zu erweisen. Hansemann blieb sich konsequent bis zum letzten Augenblick und stimmte selbst bei der Januarbotschaft für alles, was die Macht der Kammern und der Bougeoisie vermehrte — z. B. für die Aufhebung der Fideikommisse, gegen die Pairs, gegen die Rechtsgültigkeit bloßer Verordnungen — für Alles, was die Freiheit des Volks beeinträchtigte — z. B. für den Staatsgerichtshof; ja selbst das Dreiklassenwahlgesetz war ihm noch zu demokratisch. Demungeachtet auch nicht das geringste Zugeständniß seitens der Regierung! Allein Hansemann hatte keinen

Grund, wild zu werden, als das Steuerbewilligungsrecht über Bord ging; das Ministerium hatte ihm nichts versprochen und konnte ihm auf seine ärgerlichen Ausfälle mit der größten Ruhe entgegnen: „Tu l'as voulu, Georges Dandin! . . . Wir haben Dich nicht gerufen!" Hansemann hatte das Ministerium lieb gehabt; gut, was ging das das Ministerium an?!

Wenn nun das Publikum nach solchen Vorgängen geneigt ist, in Hansemann nur den spekulirenden Geldmann zu sehn, so ist ihm das wahrlich nicht zu verargen. Es stellt sich verschiedne Fakta aus dem Leben des Mannes zusammen: die Direktion der rheinischen Eisenbahn, die Sinekure bei der Bank, die Aktienzeichnungen zur Konstitutionellen Zeitung, die Redaktion derselben durch einen Klienten Louis Philippe's — und urtheilt nach dem gemeinsamen Charakterzug, der sich in all' jenen Handlungen wiederfindet. Und das Publikum, das nicht Zeit hat, feinen Schattirungen nachzuforschen, ist in seinem Rechte. Dem Psychologen und Historiker freilich werden diese Details nicht sowol zur Erklärung von Hansemann's Charakter dienen, als vielmehr nur einzelne Specimina sein, die ihm dafür bürgen, daß er den Mann richtig aufgefaßt. Sie sind ihm Beweise davon, welche Rolle ein Finanzkünstler in unsrer Zeit nur noch spielen kann; wie Radowitz die Kritik der Diplomatie ist, so Hansemann die der Finanzkunst. Da beide nicht mehr in der Gesellschaft wurzeln, sondern blos in dem Zwangsstaate, dessen sich die Gesellschaft zu entledigen, dessen Künsteleien auf politischem und ökonomischem Gebiet sie durch die freiwillige Association und durch die Bankfreiheit zu ersetzen trachtet: so müssen sie, vom Gesammtinteresse nicht gehoben und getragen, in letzter Instanz immer auf ihr rein persönliches Interesse rekurriren!

Das Bürgerkönigthum, Herr Hansemann, ist in Deutschland eine bloße doktrinaire Grille — um Nichts besser, als Dahlmann's abstrakte Theorie der drei Gewalten. Mit solchen Marotten schafft man sich keine eigne Partei. Darum lassen Sie die Einbildung von Ihrer selbstständigen Stellung nur fahren, und gehen ruhig wohin Sie gehören: in den großen Centrumsbrei der abgeschiednen Größen. Ergeben Sie Sich in Ihr Schicksal und gedenken der Worte des Dichters:

. . . Kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!

## IX.

# v. Vincke.

Wir schließen die Reihe der Konservativen mit Vincke, „dem Manne des Rechtes und nicht des Geldes", wie er sich selbst genannt. In so fern der schroffste Gegensatz zu Hansemann, hat er doch unter den Konstitutionellen eine noch isolirtere Stellung als dieser. Man darf, wenn man nicht die verschiedenartigsten Richtungen und Persönlichkeiten durcheinanderwerfen will, durchaus nicht alle Altliberalen zur sogenannten „konstitutionellen Partei" rechnen, die im Lauf der letzten Jahre aus dem Altliberalismus entstanden ist. Einzelne Anhänger des letzteren haben im Gegentheil mit der „konstitutionellen Partei" kaum mehr gemein, als daß sie — zu ihrem großen Aerger — bei jedem Versuch zu handeln, sich wieder und immer wieder genöthigt sehn, mit ihr Hand in Hand zu gehn, falls sie sich nicht, wie Vincke, lieber zuweilen von aller politischen Thätigkeit zurückziehn. Die konstitutionelle Partei umfaßt gegenwärtig die Centrumsmänner, zahllos wie der Sand am Meer, die nach nichts weiter streben, als sich selber möglich zu erhalten — versteht sich, nicht im eignen Interesse, sondern lediglich in dem des theuren Vaterlandes — die energielosen Doktrinairs, die abwägenden Zweckmäßigkeitsmenschen, die ewig heitren Repräsentationsmänner. Jene mehr selbstständigen Parteigänger des Altliberalismus bilden dagegen das sehr kleine Häuflein derer, die einen Rest von Thatkraft in sich spüren, die gern ihre eignen Wege wandeln möchten, weil es ihnen ekelt vor den Leuten, „die zu Frankfurt kein Iota nachgaben und zu Gotha das ganze Alphabet" — und es doch schließlich aus Mangel eines Prinzips nicht können. Während aber der rheinländische Bourgeois, der sehnsüchtig nach Frankreich und Belgien hinüberschaut, eines Prin=

zips gar nicht zu bedürfen meint, sondern sich lediglich auf seine rücksichtslose Pfiffigkeit verläßt: glaubt der westphälische Junker, den Blick unausgesetzt auf England gerichtet, ein solches im Rechtsboden gefunden zu haben. Der schlaue Geldmann, der eine Ahnung hat von der Macht der Industrie, aber nicht die entfernteste von den ideellen Motiven der Geschichte, hat, wenn ihm tausend Mittelchen fehlgeschlagen sind, schnell das tausend und erste ausgedacht, wie er trotz alledem und alledem die treffliche Staatsmaschinerie in seine Hände zu bekommen hofft. Der gentleman'sche Rechtsideologe, der umgekehrt eine Art Anschauung von einzelnen ideellen Motiven der Geschichte hat, aber gar keine von den materiellen Gewalten, die sich täglich gebieterischer hervordrängen und die ganze geschichtliche Entwicklung in sich absorbiren; er, der eben deshalb auch nur fähig ist, einen Theil der Vergangenheit aufzufassen, keineswegs aber, in ihr zugleich die Keime der Zukunft zu entdecken, er träumt fort und fort von einem „unerschütterlichen Rechtsfelsen" als Basis des Staates. Muß er trauernd zugestehn, daß sein „Rechtsboden ein durchlöcherter" sei, so versucht er es zwar, seinen Standpunkt festzuhalten; wird aber der ganze „Rechtsboden" ein einziges großes Loch — dann tritt er schmollend vom Schauplatz ab mit einem „Recht muß doch Recht bleiben!" . . . Der in sich nothwendige Entwicklungsgang der Geschichte ist beiden gleichmäßig verschlossen. Hansemann strebt, eine spezielle Uebergangsperiode, die Bourgeoisherrschaft, welche die Menschheit im Westen des Kontinents durchgemacht, festzuhalten und nach Deutschland zu übertragen; ihn haben, natürlich genug, die belgischen und französischen Zustände geblendet. Ebenso erklärlich ist es, wenn Vincke von der Erhaltung und Ausbildung des mittelalterlichen Ständewesens in Großbritannien frappirt wird. Er phantasirt von einer Herstellung desselben in dem Lande, wo der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. so gründlich nivellirt haben; die Zurückdämmung des autokratischen Königthums soll ihm die Spindel sein, um das, nach seiner Meinung nur scheintodte Dornenröschen zu neuem, frischem Leben zu erwecken!

Vincke ist vor allen Dingen Junker; er ist es so sehr, daß er, wo es ständische Privilegien gilt, sogar den Ruf des Partikularismus nicht scheut. Er pocht, auf dem Vereinigten Landtag, auf die „guten alten Rechte der Grafschaft Mark"; ja, er trägt sogar einmal, zum Entsetzen der Opposition, auf Itio in partes an, was so viel sagen wollte, als Auflösung des Vereinigten Landtags in Provinziallandtage für den vor-

liegenden Fall. Allein dies Motiv, das sich durch seine ganze Thätigkeit hindurchzieht, wird durch andre vielfach modificirt. Er ist auch, durch und durch, Preuße und schwärmt für den Gesammtstaat der Hohenzollern. Haben doch seine Vorfahren, insbesondre sein Vater, zu den höchsten Beamten desselben gehört; ja, er selbst hat sich dem Einflusse der Zeit nicht ganz entziehen können, die den selbstständigen Landadel mehr und mehr in einen Hofadel, oder wenigstens in einen vom Königthum abhängigen bureaukratischen und militairischen Adel verwandelte. Man erinnert sich wol noch der Scene mit Brentano in der Paulskirche, oder des heftigen Wortwechsels mit Kinkel in der zweiten Kammer, als dieser der preußischen Armee mit einem neuen Jena drohte. So ganz ist Vincke in beiden Anschauungen befangen, daß der Verfechter der ständischen Rechte mit Stolz die Worte des großen Kurfürsten wiederholt, der die Markaner „seine ersten und gehorsamsten Unterthanen" genannt. Derselbe Mann erklärt im Jahre 1847: „er habe noch ganz andre, ungleich ausgedehntere Rechte geltend zu machen, die er nur einstweilen ruhen lasse; so lange noch nicht einmal die der nächsten Vergangenheit sicher gestellt wären; er könne sogar die etwaige Erfüllung der Verheißungen von 1815 blos als eine Abschlagszahlung ansehn" — und derselbe Mann begeistert sich für den Monarchen, der jene Privilegien mit eiserner Faust zerbrach! Er zürnt also dem Königthum nicht, daß es auf den Trümmern der Herrenrechte den modernen Staat errichtet, aber jetzt, da es sein Ziel erreicht, soll es das Pfand herausgeben, mit dem es gewuchert — soll nicht blos in seinem Interesse gearbeitet haben, sondern auch in dem des Adels — soll diesen an die Stelle der militairisch-bureaukratischen Hierarchie setzen, die den Feudalstaat zertrümmert — mit Einem Worte, Herrn Vincke und Genossen denselben Spielraum in Preußen einräumen, den ihre Vorfahren im nächsten Umkreise ihrer Burgen besaßen.

Doch nein! Vincke will kein Raubritter sein, sondern ein englischer Pair; nicht sein Schwert, sondern sein Grundbesitz soll die Grundlage seiner politischen Bedeutung abgeben. Hier tritt nun zu den verschiedenartigen, sich widersprechenden Interessen, die ihn beseelen, seine Halbbildung hinzu. Nichts gefährlicher als diese, zumal für den Mann, den schon seine persönlichen Gelüste auf die entgegengesetztesten Wege locken. Sie fügt in solchem Fall zur Unklarheit noch die Hartnäckigkeit, indem sie auf dem weiten Felde der Geschichte bald irgend ein Analogon entdeckt, wonach die Erfüllung alberner Wünsche als möglich erscheint, und so bloßen Launen ein wissen-

schaftliches Relief giebt. Die Geschichte ist bekanntlich eben so geduldig wie die Bibel; sie liefert Jedermann Beispiele für Alles. Vincke nun ist durch seine persönliche Lage, durch die schriftstellerische Thätigkeit seines Vaters, besonders auf England hingewiesen, das er uns „überall als unsern großen Lehrmeister empfiehlt.“ Bei dieser Vorliebe ist ein Zug, der ihm Ehre macht: der kräftige Westphale, der gerne auf eignen Füßen steht und nicht überall den Staat zu Hilfe rufen will, hat Sinn für das britische Selfgovernment, und weiß in so fern von dem eigentlichen Kern der englischen Zustände mehr, als der hochgelahrte Dahlmann. Dies Selbstbewußtsein, das schon in dem trotzigen, herausfordernden Ton seiner Reden liegt, prägt sich auch in der muskulösen, breitschultrigen Gestalt aus, in der Art, wie er in der Kammer auf seinem Stuhl mehr zu liegen als zu sitzen pflegt, endlich auch in dem kecken Blicke des frischen, pausbackigen Gesichts. Er sprach sich in Frankfurt einmal gegen Löwe über unsre Vielregiererei aus. Dieser hatte nämlich auf unbedingte Verantwortlichkeit aller Beamten gedrungen, und als Grund dafür den Wunsch angeführt, sie durch Furcht vor Civilverfolgungen in ihrer Thätigkeit möglichst einzuschränken, und so der heillosen Reglementirwuth eine Grenze zu setzen. Vincke, offenbar betroffen von dem Gedanken, ging auf den Redner, sobald er die Tribüne verließ, mit den Worten zu: „Im Grunde haben Sie recht, wenn auch Ihre Ausdrücke zu barock waren!“ ... Vergessen darf man freilich nicht, daß auch hier wieder das Interesse des Junkers lebhaft betheiligt ist; er denkt sich das englische Selfgovernment nie ohne die patriarchalische Regierungsform, wo die Grundbesitzer als Sheriffs, Friedensrichter u. s. w. den Platz der verhaßten Bureaukratie einnehmen, die auf dem Kontinent den Adel aus dem Sattel gehoben! Genug, es wird jetzt begreiflich sein, wie Vincke für seine widersprechenden Gelüste als Freiherr und als Preuße, in seinen fragmentarischen Kenntnissen über die englischen Verhältnisse eine Basis gefunden zu haben glaubt, die er mit der Hartnäckigkeit eines Halbgebildeten festhält. Er faßte diese seine, angeblich historische Anschauung bereits auf einem der westphälischen Provinziallandtage in dem Satze zusammen: „Die Zeit muß kommen, wo der Adel eine mächtige Mauer bildet zwischen Thron und Volk, und beide vor gegenseitigen Uebergriffen schützt.“ Der Adel als Beschützer des Volkes! ... Es ist bei Vincke keine blos humanistische, auch keine blos staatsmännische Redensart, wie bei Camphausen oder Hansemann, wenn er vom Volke spricht und das Patronat über dasselbe ein nobile officium nennt, das er vorzüglich seinen Standesgenossen vindicirt. Ihn reizt die Zeit, wo Ein Freibrief die Rechte des Ritters und des Bürgers sicherte und eine aus-

drückliche Bestimmung die Barone verpflichtete, das Land im Fall eines Verfassungsbruches zu den Waffen zu rufen. Träumt er auch nicht grade von der Wiederkehr jener Tage, wo die Lords an der Spitze der städtischen und ländlichen Haufen den rebellischen Fürsten oft ein Dutzend Mal im Laufe seiner Regierung zwangen, seinem Eide gegen Alle treu zu bleiben: so möchte er doch eine Fortsetzung des Spieles in modernen konstitutionellen Formen. Davon, daß in England selbst jene Formen zum großen Theil nur noch auf dem Papiere bestehn; von den Mächten, die sich täglich drohender aus dem Schoß der Gesellschaft erheben und auch die Reste der Papierfetzen bald in alle Winde zerstreuen werden, davon hat der Junker eben so wenig eine Ahnung, wie der Professor! Fremd ist ihm die Bedeutung des Tages, wo das Oberhaus die Reformbill genehmigen mußte, wenn es nicht sechzig neue Pairs aus der Erde wachsen sehn wollte! Fremd die der neulichen Worte Russell's, es komme eigentlich auf die Meinung der Lords in auswärtigen Angelegenheiten gar nicht an! So jagt er, ein zweiter Don Quixote, der Herstellung englischer Zustände in einem Augenblick nach, wo in England selbst jene Zustände wanken! jagt ihnen nach auf dem Kontinent, wo, in umgekehrter Entwicklung, die Fürsten mit Hilfe der Städter die Burgen des Adels gebrochen haben!!

Das Volk also, unter dem Patronat des Adels, soll in Zukunft die Rechte des letzteren „auf breitester Grundlage" sicher stellen. Man darf hier nie — bei Vincke so wenig wie bei Hansemann — das Durcheinanderwirken der persönlichen Interessen und der aus der Halbbildung hervorgehenden Begriffsverwirrung aus den Augen verlieren. Das Verhältniß des Grundbesitzers zur Masse kann allerdings ein gentleman'ischeres sein, als das des Bourgeois: aber schließlich liegt doch die freie Bewegung derselben in dem Interesse keines von Beiden, und will der Geldmann auch viel mehr reglementiren als der Junker, so haben doch Beide zur vollen Freiheit gleichwenig Zutrauen. Nun aber denke man sich die heillose Konfusion im Kopf eines Vincke, der dem Königthum dankbar dafür ist, daß es durch Zertrümmrung der Feudalmacht ein starkes Preußen geschaffen, und der nun doch jene Feudalrechte mit wenig Modificirungen wieder hergestellt wissen will — der die neue Adelsmacht auf das Patronat über das Volk stützen, und, bei seiner Opposition gegen die Krone, doch den Bürger und Bauer nicht weiter mitreden lassen möchte, als es vor sechs Jahrhunderten die Langton's und die Leicester's ihren Klienten in England gestatteten — der, in seinem Streben nach der Restauration patriarchalischer Zustände, sich doch einer unklaren Furcht nicht erwehren kann, daß diesmal die erstarkten

Commoners allein aus dem Streit Vortheil ziehn würden! Zu solcher Haltlosigkeit, solchem Widerspruch der Gelüste mit dem Zeitgeist, füge man nun das, dem Westphalen eigenthümliche, starre Rechtsbewußtsein — und man hat den halbgebildeten Junker, der sich auf den Rechtsboden der Verträge steift. Es ist ihm voller Ernst damit, er klammert sich bisweilen krampfhaft daran — weil das Pochen auf das Recht in seiner Natur begründet ist und weil er wirklich glaubt, damit neben der historischen auch eine principielle Basis für seine Forderungen zu besitzen. Es ist keine Heuchelei wenn er nunmehr Alles auf diesen Rechtsboden bezieht, von ihm aus Alles beurtheilt, ihm Alles unterordnet; aber eben so wenig vergißt er jemals über dem Rechtsboden seine persönlichen Interessen! Wo das Recht der Verträge zu diesen Interessen paßt, da will er „es durch keine Nützlichkeitsgründe verdünnen und verquicken lassen" — da „steht es so hoch über allen Zweckmäßigkeitsgründen, wie der Himmel über der Erde" — da „ist es ganz gleichgültig, ob die Ausführung der Verheißungen nützlich oder schädlich ist." Ja, sein Rechtsboden soll ihm selbst über die Gefahr hinweghelfen, von der er sich, wenigstens dunkel, bedroht fühlt durch die Erstarkung des dritten und vierten Standes, durch die immer großartigere Entwicklung der industriellen Mächte. Wie der Bonner Professor diese zu „dienenden Gewalten" herabwürdigt, ruft ihnen der Junker in seiner Verwirrung zu: „die immateriellen Interessen stehen unendlich hoch über den materiellen. So lange wir nicht wissen, was Rechtens ist, darf von materiellen Interessen gar nicht die Rede sein!" Das klingt sehr pathetisch, und ist doch sehr komisch: sobald man die Aeußerung bei Licht besieht, will sie eben nur besagen, daß der Junker im Innern Angst hat vor jenen „materiellen Interessen." Er möchte ihrer Entwicklung deshalb Stillstand gebieten, bis die ständischen Rechte gesichert sind, damit nicht etwa das Volk sich den Streit zwischen Adel und Krone zu Nutze mache ... So sehr indeß der Rechtsboden im allgemeinen zu Vincke's Interessen paßt, so biegsam derselbe auch ist: es kamen dennoch Augenblicke, wo beide in offenbaren Widerspruch mit einander geriethen, wie bei der Sprengung der preußischen Nationalversammlung. Da zeigte sich leicht, daß die Interessen, wie natürlich, das vorherrschende Motiv bei Vincke sind. Eingeklemmt zwischen Interessen und Rechtsboden, wie Immermann's Karl Buttervogel zwischen Miß Emerentia und die ihm verlobte Köchin, entschloß er sich ohne Bedenken gleich dem würdigen Karl, das gnädige Fräulein zu heirathen und Rieke'n ewig zu lieben!

Und nochmals! Das ist keine Heuchelei — Vincke liebt den Rechtsboden wirklich, auch nachdem er ihn seinen Interessen geopfert; oder viel-

mehr, der konfuse Begriff „Rechtsboden“ ist eben das treueste Abbild von den verwirrten Motiven, die unsern Junker leiten. Auf dem Vereinigten Landtag freilich mochte es noch scheinen, als sei jener Rechtsboden ein Prinzip; protestiren, auch die Ausschußwahlen verweigern, das Alles ließ sich von diesem Standpunkt aus sehr bequem. Es klang sogar viel oppositioneller und liberaler, wenn Vincke die Gesetze von 1815 und 1820 immer als unantastbare, schon erworbne Rechte hinstellte, um die man nicht petitioniren dürfe, deren Besitznahme man nur zu erklären habe. Und doch ... ließ er sich nicht schon damals auf die Petition wegen Abänderung des Patentes vom 3. Februar ein? rieth er nicht der Dreiständekurie, als die Herrenkurie jene Bittschriften amendirt hatte, „bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen“? Die ganze innere Hohlheit jenes Rechtsbodens konnte aber erst in's Auge fallen, als es zu handeln galt. Wenn Vincke nun auf dem schwankenden Boden selber hin- und hertaumelte, theilweise sogar herunterspringen mußte, so kann man ihm deshalb nicht den Vorwurf der Apostasie machen. Im Gegentheil, ihn trifft mit Fug die Anklage, daß er trotz all' der derben Lektionen, die er empfangen, noch immer nicht die Gebrechlichkeit des Fahrzeugs, dem er sich anvertraut, einsehn, sich nicht entschließen kann, es für immer zu verlassen!

Vincke gehörte, seinen Anschauungen und seiner Natur nach, nur auf den Vereinigten Landtag; sein Ruhm ging mit schnellen Schritten dem Ende entgegen, als er, am Schlusse des Landtags von 48, die brillante Rede zum Schutz des Ministeriums Camphausen gehalten. „Ein zweiter Mirabeau!“ riefen die entzückten Zeitungen, weil — der Junker allerdings zu viel Trotz und Kraft in sich fühlte, um sich nicht mit der Hoffnung zu schmeicheln, er werde die Revolution, die ihm in mancher Beziehung ganz gelegen gekommen war, für seine Ideen auszunutzen wissen. Wer aber darauf achtete, wie er schon damals nur auf Herstellung eines neuen „Rechtsbodens“ drang, wie dies seine einzige Waffe war gegen eine Bewegung, die durchweg eben eine Kritik des Rechtsbodens überhaupt war: dem mußte die Zukunft Vincke's bereits ziemlich klar vorliegen. Er selbst scheint halb und halb gefühlt zu haben, wie wenig seine Rechtsmaxime ihn in den Stand setzte, sich dem tobenden Orkan entgegenzustellen. Die Art, wie er fast immer den Punkt der Entscheidung vermied, wie er anfangs nach Frankfurt ging, ohne sich an der Wahl des Reichsverwesers zu betheiligen, wie er nach Berlin kam, als man in der Paulskirche den Kaiser zu Stande brachte, wie er endlich in Gotha eifrig daran arbeitete, ein Programm zum Abschluß zu bringen, dessen Unterzeichnung er dann verweigerte: das Alles deutet, so sehr er da-

bei auch immer sein sogenanntes Prinzip in den Vordergrund schob, doch auf den „Staatsmann“, der — mit kleinlicher Schlauheit — vor allen Dingen darauf bedacht ist, sich selbst nirgend zu kompromittiren. Auf dem Vereinigten Landtag bewegte sich Vincke in einer Art Salonsgesellschaft, wo von Handeln überhaupt nicht die Rede war, wo das ganze Interesse sich nur um elegante Bonmots und dialektische Kniffe drehte. Am 18. März aber war die Masse mit auf den Schauplatz getreten, war bis in die Salons gedrungen. Der vornehme Herr war klug genug, sich den Punkt auszusuchen, der noch die meisten sogenannten „gebildeten“ Elemente enthielt: er ging in die Paulskirche und mied sorgfältig die Singakademie und das Schauspielhaus. Allein auch dort war viel zu viel „Volk“ für ihn; kein Witz gelang ihm mehr, kein Ausfall erreichte sein Ziel — er fiel überall gründlich ab, wie ein Dandy, der unter den großen Haufen gerathen. Wenn er die Sprache desselben nachzuahmen suchte, wenn er der Versammlung berliner Redensarten zum besten gab: wie gesucht, wie gezwungen kamen sie heraus!

Doch auf die schlimmsten Irrwege führte ihn sein „Rechtsboden“, der nachgerade bei ihm mit seinen persönlichen Interessen so verwachsen war, daß er beide nicht mehr von einander zu scheiden vermochte. Man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man sieht, mit welcher Freude er im Wahlmandat einen neuen Rechtsboden aufgefunden zu haben meint. Als ob es nach einer Revolution auf etwas andres ankäme, als auf Energie! als ob, nach der Zertrümmrung des bestehenden Rechtsbodens, nicht Jedermann dieselbe Befugniß hätte, sei es einen ganz neuen, sei es einen der nächsten oder fernsten Vergangenheit entlehnten geltend zu machen — falls er die Kraft dazu besitzt! als ob in solchen Zeiten nicht jeder klare Kopf einsehen müßte, daß die Gewalt die einzige Grundlage des staatlichen Lebens ist! Vincke nun hatte Lust, einen Rechtsboden zu schaffen durch Herstellung eines englischen Königthums, „das mächtig genug sein sollte, alles Gute und Große zu wirken, ohne doch dem Einzelnen ein Haar auf seinem Haupte krümmen zu können.“ Dies Königthum entsprach seinen Interessen; aber statt immer auf seinem Steckenpferde herumzureiten, statt das Recht zu diskutiren, hätte er sich fragen sollen, ob er die Macht zur Ausführung seiner Pläne habe. Oder vielmehr, er ahnte, daß bei der drohenden Stellung des Volkes von einem Kampfe zwischen Krone und Adel, wie er ihn gewünscht, nicht mehr die Rede sei; ahnte, daß man hier nur die Wahl habe zwischen Revolution und Kontrerevolution; erkannte, daß die letztere seinen persönlichen Wünschen

immer noch weniger widersprach, als die erstere, und — schloß sich ihr an. So saß er in der Paulskirche an der Seite eines Radowitz, eines Bally und ähnlicher Größen, und verbrauchte sich in einer Gesellschaft, für die er denn doch viel zu gut war. Aber je weiter die Reaktion vorschritt, desto mehr suchte Vincke sich darüber zu täuschen, daß er zum bloßen Sancho Pansa derselben geworden, desto eifriger tummelte er den abgehetzten Rechtsgaul, um sich selber einzubilden, er wandle seine eignen Wege und habe seinen Kopf für sich. Natürlich mußte er auf diese Art, gleich allen übrigen Altliberalen, haltlos zwischen Revolution und Kontrerevolution umherschwanken; seine Reden waren durchweg gespickt mit den bekannten Gothaer Phrasen von „Vertrauen", „Einigkeit" u. s. w. Naiv genug fragt er die Linke: „Bis wie weit wollen Sie denn in der Geschichte zurückgehen, wenn Sie die Bundesakte ignoriren?" Als ob sich diese Frage nicht vielmehr gegen ihn und seine Irrfahrten nach einem Rechtsboden kehren ließe! Bei der Debatte darüber, ob das Parlament eine Konstituante sei, geht er so weit, zu behaupten, daß der Ausdruck „vereinbaren" die Rechte der Versammlung und der Fürsten „besonders präcis" feststelle! Da wußte ein Hansemann besser Bescheid! — Ja, er der auf dem Vereinigten Landtag das Wesen eines Westphalen dahin definirt hatte, daß „derselbe sich stets an den Kern, nie an die Schaale halte"; er sucht jetzt aus der wichtigen Frage über die Befugnisse des Parlaments den eigentlichen Kern zu eskamotiren! Er, der auf dem Landtage stets darauf gedrungen, daß man einfach erkläre, welche Rechte man, in Folge der Gesetzgebung von 1815 besitze, er ruft in der Paulskirche: „Und gesetzt, wir hätten das Recht einer Konstituante, so wird es durch das Aussprechen nicht valider, nicht kräftiger"!!

Dahin mußte der Rechtsboden führen, in der Zeit der Revolution! Sein Vertheidiger sucht die innere Kraftlosigkeit in dem allgemeinen Geschrei der Altliberalen zu ersticken: „Nur keine Prinzipienfragen! nur keine Entscheidung! die Sache wird sich schon machen!"

Die Sache hat sich denn auch gemacht!

Und Vincke, den wenigstens die Novemberkrisis über den Werth des „Rechtsbodens" hätte aufklären sollen; Vincke, der nichts eiligeres zu thun hatte, als den Rechtsbruch in Preußen anzuerkennen: Vincke schmeichelte sich nun wieder, in der Verfassung und dem Wahlgesetz vom 5. December einen neuen Rechtsboden gefunden zu haben!! „Kraft welchen Rechtes sind Sie hier — ruft der schlaue Junker der Linken in der zweiten Kammer zu — wenn Sie die oktroyirte Konstitution

nicht als unbedingt gültig ansehen?" ... Aber, mein Gott, Herr v. Vincke, kraft welchen Rechtes kamen Sie denn nach Berlin? wie konnten Sie die oktroyirte Verfassung als gültig ansehn? Auch die preußische Nationalversammlung hatte ja die „ganz besonders präcis ausgedrückte Befugniß" erhalten, eine Verfassung zu „vereinbaren"! ... Wenn Vincke nun späterhin auf Annahme der deutschen Verfassung drang, wenn er sich über den Umsturz des Wahlgesetzes wunderte und grollend vom Schauplatz abtrat: so vermögen wir darin blos den altliberalen, eigensinnigen Junker zu sehn, der gern etwas thun möchte, wenn er nur könnte, und der zu wenig gebildet ist, um die nothwendigen Konsequenzen seiner eignen Maximen klar in's Auge zu fassen. Hatte er doch nicht einmal Takt genug, um sich wenigstens der Theilnahme an der Erfurter Komödie zu enthalten!

Kurz, Vincke ist die lebendige Kritik des Rechtsstaates überhaupt; er ist insbesondre der Beweis, welche Rolle ein Rechtsnarr in unsrer Zeit spielen muß! Hätte er in den Tagen des großen Kurfürsten gelebt, damals wo die ständischen Interessen noch nicht von preußischen und andren durchkreuzt wurden: er hätte sich gegen Friedrich Wilhelm wol auch auf die verbrieften Privilegien berufen, gleichzeitig aber sein Schwert gezogen, und schließlich wie Kalkstein, auf dem Schaffott die Erfahrung gemacht, daß der Zwangsstaat kein andres Fundament haben kann, als die Gewalt! ... Im Jahre 1848 dagegen ist er, eben so natürlich, mit seinem „Rechtsboden" ein Konstitutioneller geworden, der, auch wider Willen, gothaisiren muß!

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstraße Nr. 9.

[illegible]

Rogge, Walter

Parlamentarische Grössen

Bd.: 1

Berlin 1851

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.272#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11753618-6